Bd. 23
Lacke 4-9

Harvard ...ary
Oct. 9, 1920
Sever Fund

PGerm 250.1.2

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von

Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen

Neue Folge herausgegeben von Dr. Joh. Mich. Raich.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXIII.	15. Oktober 1903.	Heft 1 u. 2.

Papst Pius X.

Sein Vorleben und seine Erhebung.

Von

Dr. Joseph Schmidlin,

Kaplan des Campo Santo al Vaticano, Rom.

Hamm i. W.
Markt 15.
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1903.

Empfehle hochkünstlerisch vollendete Büste

Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

nach der letzten authentischen photograf. Aufnahme

modelliert
von Bildhauer (acad.) Wilh. Fassbinder,

der seinerzeit auch die Büsten

Sr. Excellenz Ludwig Windthorst
und
Sr. Eminenz Kardinal Dr. Phil. Krementz

modellierte, deren wirklich vollendete Ausführung allenthalben — besonders auch seitens der Presse — grösste Anerkennung gefunden hat.

Der Preis der Büste in ff. Elfenbeinmasse
stellt sich:

bei	*80*	*cm*	*Höhe*	*auf*	*Mark 30.00*
„	*65*	„	„	„	*24.00*
„	*50*	„	„	„	*18.00*
„	*30*	„	„	„	*7.50*

Geschätzte Aufträge finden der Reihenfolge nach prompte und sorgfältigste Erledigung.

Köln. **St. Joseph-Institut für kirchliche Kunst**

Th. Schülter.

Papst Pius X.

Papst Pius X.

Sein Vorleben und seine Erhebung.

Von Dr. **Joseph Schmidlin,**
Kaplan des Campo Santo al Vaticano, Rom.

Wie ein Lauffeuer flog die frohe Kunde durch die atemlos gespannte Christenheit von Mund zu Mund, und der Name Pius X. elektrisierte ihre innersten Fasern. Er rief wieder all die süßen Erinnerungen an den großen Dulder wach, der zu seiner Herde in einem so ungemein zarten Verhältnis gestanden hatte, den Sturm der Begeisterung, die Inbrunst der Liebe, die Stärke des Vertrauens, die kindliche Verehrung und Bewunderung gegen den väterlichen und leutseligen, so unendlich weichen und feinfühligen Pius IX., der für seine Kinder den letzten Tropfen Blutes auf dem Altar der sich selbst aufopfernden Hingebung vergossen hätte. Wie manche stille Träne hatte die katholische Menschheit diesem Manne nachgeweint, der über ein Vierteljahrhundert mit ihr mystisch vermählt das Schifflein Petri durch so viele Klippen gelenkt hatte! Jetzt war ein anderer Pius auf den Thron des hl. Petrus erhoben, jetzt sollten diese Tränen abgewischt, diese tiefe Sehnsucht gestillt, diese innige Vermählung erneuert werden!

Schon die Wahl und Erhebung des neuen Papstes ist ein historisches Ereignis von so einschneidender Bedeutung, daß sie gesondert behandelt zu werden verdient. Nach jeder Papstwahl lebte in der Kirche Christi das Gefühl der Gottesnähe, das Bewußtsein, daß der ewige Geschichtslenker in ganz besonderer Weise über die Geschicke seines Reiches auf Erden wacht, mit erneuter Gewalt auf; jedes Konklave belehrt die menschliche Gesellschaft über die weise Mitwirkung der göttlichen Vorsehung bei den historischen Wendepunkten, indem es durch das unerwartete, so oft verblüffende Ergebnis die menschliche Berechnung über den Haufen wirft. Die Kardinäle selbst, sie greifen es mit Händen und sprechen es immer

von neuem aus, seit ihnen die hehre Aufgabe zu teil geworden ist, der Kirche ihr Haupt zu geben, daß sie nur Werkzeuge in der Hand des Allmächtigen sind, welche unwillkürlich dessen unabwendbaren Ratschlüsse vollziehen. Es sind die leitenden Ideen der Weltgeschichte, unter deren Impulsen sie vielfach unbewußt, ohne es zu ahnen und zu wollen, streben und handeln, um alle unaufhaltsam dem gemeinschaftlichen Resultat zuzusteuern.

Auch diesmal sprach vor dem Zusammentreten der Purpurierten fast niemand von Giuseppe Sarto, dem Patriarchen der Lagunenstadt. Wohl führte man auch ihn unter der langen Reihe der Papabili auf, jener Männer, welche die Eigenschaften aufwiesen, die einen geeigneten Kandidaten auszeichnen müssen, die wenigstens die öffentliche Meinung von einem Papste verlangte. Aber viele Namen, die viel voller klangen, schwirrten in den Beratungen und Besprechungen, in der Presse und im Volksmunde umher, an den frommen, anspruchslosen, schlichten Sohn des Landmanns von Riese, den Unbekannten, der noch keine Geschichte zu haben schien, dachten ernstlich höchstens einige Freunde aus der Heimat, die ihn jahrelang an der Arbeit gesehen hatten. Er selbst war vom Gedanken an die Tiara so himmelweit entfernt, daß er in Venedig vor der Abreise ein Retourbillet löste — sicher ohne jeden Hintergedanken, weil die Wahrscheinlichkeit seiner Erwählung, menschlich gesprochen, wirklich verschwindend klein war. Und doch schwebte schon vor der Proklamation das Wort Sarto auf aller Lippen, als ob ein Geist von oben die tausendköpfige Menge inspiriert hätte, welche demütig den offenkundigen Finger des Allerhöchsten bewunderte.

Unter mehr als einer Hinsicht bedeutet diese Papstwahl einen Geschichtseinschnitt von durchschlagender Tragweite. Um sie dementsprechend zu würdigen, muß man sie im Rahmen der Zeitströmung betrachten, in die sie gestellt worden ist und auf die sie wiederum befruchtend einwirken soll; denn auch sie ist in gewissem Sinne ein Kind ihrer Zeit, aus dem Zeitgeist heraus geboren, den der Weltregierer in planvoll fortschreitender Entwicklung zu seinen Zwecken zu lenken weiß, mag er sich dem fügen oder dagegen sträuben. Im Lichte der Vergangenheit hebt sich der individuelle Charakter dieser Papsterhebung klarer und schärfer ab, wenn auch in wesentlich milderen Farben, als so manche ihrer Vorgängerinnen.

Zunächst erscheint uns dieses Konklave im Gegensatz zu den früheren als ein Sieg über das kurialistische System. Am römischen Hofe war man bislang gewöhnt, die Träger der dreifachen Krone stufenweise an der Leiter der kurialen Aemter emporsteigen und alle Etappen der diplomatischen oder administrativen Laufbahn durchmachen zu sehen, als deren naturgemäßer Abschluß das Kardinalat oder das Pontifikat galt. Diese juristisch begründete, streng abgemessene Ordnung, die nur selten durchbrochen wurde, hatte ihre Berechtigung und wird auch heute noch als Regel gelten müssen, da sie sich recht wohl harmonisch mit der freien Entfaltung der

Individualitäten verbinden kann; einseitig und ausnahmslos festgehalten würde sie aber dazu führen, die gebührende Schätzung der intellektuellen und moralischen Vorzüge des einzelnen hintanzusetzen und unter der allgemeinen Schablone zu ersticken: eine dunkle Kehrseite, die in der Papstgeschichte das eine oder andere Mal, nicht gerade zum Segen der Kirche, auch schon verwirklicht worden ist. — Diesmal ist ein Mann der Praxis, ein Mann vor allem der sozialen Wirksamkeit aus dem Wahlprozeß hervorgegangen. Der unermüdlichen, dornenvollen, geräuschlosen Seelsorge ist die Palme zuerkannt worden; das tätige Leben, das sich ein halbes Jahrhundert hindurch im Dienste der Menschheit begraben, das Leben der Wirklichkeit und der gesellschaftlichen Bedürfnisse, die praktisch-religiöse Erziehung der Menschheit hat über die Staatstoga und die Bureaustube triumphiert und mit der alten Tradition gebrochen, ein glänzender Beweis dafür, daß der heilige Senat die Freiheit seiner Anschauungen und seiner Handlungsweise nicht in ein liebgewordenes Schema einzwängen läßt. Obschon er selbst in der Mehrzahl auf den Sprossen der päpstlichen Kurie großgeworden ist, war er interesselos und weitsehend genug, auf den Stuhl Petri einen Kirchenfürsten zu stellen, der eine reiche Erfahrung, einen tiefen Einblick in die Wünsche und Nöten des Volkes besitzt, der also auch ein offenes Herz und ein gründliches Verständnis für die reale Welt, für die praktischen Aufgaben der Kirche an den Tag zu legen verspricht, ohne darum ihre wissenschaftlichen und politischen zu vergessen.

Eine weitere, nicht minder frappante Eigentümlichkeit dieses Wahlergebnisses ist die Abstammung des Erkorenen. Seit den Tagen eines Sixtus V., des Riesenpapstes, der so viel Segen über die ihm anvertraute Kirche gebracht hat, der vor hoch und niedrig, vor Fürsten, Gesandten und Kardinälen sich so ungescheut seiner Herkunft von einem armen Landgärtner rühmte und mit so kindlicher Freude die Episoden aus seinem Hirtenleben jedem erzählte, der sie hören oder auch nicht hören wollte, hat Rom derartiges nicht mehr gesehen. Nur wenige solcher Päpste aus dem gewöhnlichen Volke hat die Geschichte aufzuweisen: es waren lauter reformeifrige Kraftnaturen, welche energisch und ohne Scheu in das kirchliche Räderwerk eingriffen und die Arche Gottes auf gute Bahnen lenkten. Gregor VII., der Bauernsohn aus Soana, der die Fesseln der Kirche endgültig zerbrochen und sie aus Korruption und Staatsknechtschaft erlöst hat; Hadrian IV., der als Bettelknabe in einem Kloster Aufnahme aus Barmherzigkeit fand und als Papst dem stürmischen Absolutismus Barbarossas einen mächtigen Damm entgegenzusetzen wußte; Johann XXII., das Schusterskind, das als Papst so gründlich die kurialen Rechts- und Finanzverhältnisse verbesserte; der weise, fromme und idealgesinnte Renaissancepapst Nikolaus V., der Ueberwinder des Schismas, der große Mäcenas von Kunst und Wissenschaft; Sixtus IV., der Sohn des armen Fischers, dessen Regierung, wenn sie auch moralisch das Papsttum und die Kurie nicht gehoben hat, doch für

die kulturelle Entfaltung, für den Aufschwung der inneren Verwaltung einen wichtigen Einschnitt bedeutet; der hl. Pius V., welcher aus der verarmten Familie der Ghislieri in Bologna stammte und ohne Frage der heiligste unter den neueren Nachfolgern Petri war, ohne daß er darum je die weltlichen Regierungssorgen vernachlässigt hätte; endlich der oben erwähnte Sixtus V., der mit der unerbittlichsten Strenge den Grundsätzen seines frommen Vorgängers in den kurialen Kreisen nachdrückliche Geltung verschaffte, und welchen wir als den weitaus größten unter den Päpsten der Neuzeit ansehen: sie alle glänzen als Sterne erster Größe am Papsthimmel.

Ein demokratischer Zug geht unleugbar durch unsere fortschrittliche Zeit. Nichts hält vor dem reißenden Strome mehr stand, was die bürgerliche Gesellschaft früherer Jahrhunderte zu ihrem Schutze aufgetürmt hat; die Standesunterschiede verblassen immer mehr, von den gesellschaftlichen Schranken fällt eine um die andere unter dem unwiderstehlichen Hammer, der alles gleich zu machen droht. Man frägt nicht mehr nach der Geburt, sondern nach der Persönlichkeit. Politisch und sozial sammelt sich die Macht in den Händen des Volkes, und mit Ungestüm drängen die nivellisierenden Wogen vorwärts, bis ins Uferlose. Eine ungeheure Gefahr liegt in dieser Bewegung, aber auch ein ungeheurer Fortschritt, wenn sie sich nicht ins Maßlose verliert, wenn einmal die Prosa der Geschichte ihre utopischen Auswüchse beschnitten hat. — Auch die Kirche hat ihre Segel geschwellt, in der Richtung, welche ihr die Vorsehung vorgezeichnet hat. Wer aufmerksam ihre historische Evolution während der letzten Jahrhunderte betrachtet, wird unschwer den pragmatischen Faden entdecken, der sich mit ununterbrochener Stetigkeit durch ihre jüngsten Schicksale zieht. Es ist eine Schule der Vergeistigung und Verklärung, durch welche sie ihr göttlicher Lehrmeister führt, damit sie sich innerlich immer mehr von den Banden des irdischen Glanzes losmache, immer mehr auf ihre übernatürliche Aufgabe zurückziehe und sich auf ihre Mission für die Niedrigen und Verachteten der Erde besinne.

Die Wahl Pius' X. steht vollkommen im Einklang mit dieser gottgewollten Entwicklung. Vor die Augen der staunenden, sowohl der vorwärts- wie rückwärtsschauenden Welt tritt mit der höchsten Erdenwürde bekleidet ein wahrer Mann aus dem Volke, aus den unteren Ständen. Nicht Adel der Geburt, nicht Reichtum und Ansehen der Familie, nicht mächtige Verwandtschaftsbeziehungen, weder Ehrgeiz noch Parteimanöver haben Joseph Sarto den Kardinälen empfohlen, sondern einzig seine persönliche Tüchtigkeit, die er durch jahrelangen Umgang mit dem Volke, schon als Vikar und Pfarrer, von der Pike auf erprobte. In ihm wurden vom heiligen Kollegium die schwieligen Hände der arbeitenden Klassen geehrt und einer ihrer Söhne an das Steuer der Kirche gesetzt. Nicht mehr murren dürfen dieselben gegen die kirchliche Obrigkeit, denn an ihrer Spitze begrüßen sie einen der Ihrigen, und zwar einen solchen, der unermüdlich im

Dienste des sozialen Wohles des niederen Mannes gearbeitet hat, der deshalb auch in seinem Pontifikat praktisch das auszuführen imstande ist, was sein ebenfalls sozialer Vorgänger theoretisch so eindringlich eingeschärft hat. Unsere Papstwahl bezeichnet einen totalen Bruch mit der feudalen Verfassung, welche neben der persönlichen Fähigkeit auch die Herkunft berücksichtigte und in den letzten Jahrhunderten mit Vorliebe ihre Kandidaten unter den Fürsten oder Adligen suchte. Das Konklave von 1903 hat wieder einmal glänzend jene These der Revolutionäre widerlegt, daß der Katholizismus nur auf veralteten, versteinerten Privilegien beruht.

Das Vorleben Sr. Heiligkeit des zehnten Pius ist darum doppelt wichtig. Es liegt darin nicht nur wie bei jedem Papste der Grund seiner späteren Größe keimartig enthalten, auch die Richtung in Gesellschaft und Kirche spiegelt sich darin in charakteristischer Weise. Daß unser hl. Vater der Sohn eines armen Grundbesitzers war, daß er als Bischof und Patriarch in erster Linie auf die Wohlfahrt des gemeinen Volkes bedacht war, ist an und für sich schon ein Zeichen der Zeit. Glücklich, wer es zu deuten versteht!

Wenig bekannt fließt die Jugendzeit unseres hl. Vaters dahin gleich dem verborgenen Bergquell. Ganz offenbar leitete die Hand Gottes seinen Stern durch ruhige, regelmäßige Bahnen, und eine weise Fügung ersparte ihm bei der felsenfestesten Ueberzeugungstreue die Kämpfe, an denen die Zukunft so vieler schon gescheitert ist, ein Glück, wie es nur den wenigsten auf Erden beschieden wird. Der Historiker, der in diesem Leben und Wirken keine lärmenden Geschehnisse und Taten vorfindet, mag sich beengt fühlen, wenn er nicht unverrückt sein Auge auf das providentielle Ziel gerichtet hält, daß er nicht überall die Sonde der strengen Kritik einsetzen kann, daß er manche Anekdoten, weil sie charakteristisch sind, den Lesern zu bringen schuldig ist, daß er in so kurzer Zeit deren Bedürfnissen genügen soll, dagegen sträubt sich vielleicht seine Feder. Nach langem Zögern haben wir dennoch den ehrenvollen Auftrag der Redaktion übernommen, hoffend auf die Rücksicht unseres gebildeten Leserkreises, ermutigt durch die wertvollen Mitteilungen Sr. Excellenz Monsgr. Merry del Val's, interimistischen Staatssekretärs Sr. Heiligkeit, Monsgr. Bressan's, Privatsekretärs Sr. Heiligkeit, Mons. de Waal's, Rektors unseres Hauses, O. Zocchi's, Redakteurs der Civiltà Cattolica und weiland Leiters der „Difesa" in Venedig, Don Perosi's und so vieler anderer, denen wir hier unsern herzlichsten Dank aussprechen.

I.

Die Kindheit (1835—1850.)

Kleine Anfänge. — Des Papstes Heimat: Riese und Umgebung. — Geburt und Taufe. — Eltern und Familie. — Die Kindesjahre. — In der Schule von Castelfranco. — Der Tod des Vaters: Rettung aus der Not. — Besuche in Riese. — Des Papstes Geschwister und Neffen; Angelo Sarto; im Gasthaus zu den „zwei Schwertern"; der Erzpriester Parolin; die drei Schwestern.

Das Leben der meisten großen Männer wird erst nach ihrem Tode geschrieben, und darum bleibt auch sein Morgen in der Regel in ein geheimnisvolles Dämmerlicht gehüllt, aus dem nur selten diese oder jene Anekdote dank einem glücklichen Zufall grell hervorleuchtet. Von der Kindheit eines Papstes ließe sich — zu seinen Lebzeiten wenigstens — mehr erwarten. Und doch sind es auch hier trotz unserer emsigen Nachforschungen nur zersprengte Einzelzüge, die das gute Gedächtnis der Jugendfreunde unseres Helden der Vergangenheit entrissen hat, was wir unseren Lesern darbieten können, einige wenige Knospen, welche erst durch das kostbar werden, was aus ihnen entsprossen ist.

Das Jugendleben des hl. Vaters wies eben nichts Außergewöhnliches auf, und niemand gab sich die Mühe, das Tun und Treiben des Bauernknaben zu beobachten und für die dankbare Nachwelt mit der Feder festzuhalten. Wenn bei irgend einem Kinde, so ließ sich bei diesem nicht im entferntesten vermuten, zu welch großem Amte die Vorsehung es berufen. Und doch müssen wir auch auf diesen dunklen Wegen, durch welche die Hand Gottes Pius X. ins volle Menschenleben eingeführt, die herrlichen Keime verehren, welche sie zu fruchtbarer Entfaltung in den Schicksalsgarten gelegt.

Die Wiege des Papstes liegt in jenen fruchtbaren Gefilden Venetiens, welche vom Piave und von der Brenta bespült sind. Fährt man von Venedig über Treviso in der Richtung nach Vicenza und Verona, und steigt man an der Station Castelfranco, dem niedlichen Hauptort des gleichnamigen Distriktes, aus, so erreicht man auf einer breiten, gewundenen, beiderseits von riesigen Platanen beschatteten Straße nach 7 Kilometern einen Marktflecken von kaum 1000 Einwohnern. Lieblich ist er in eine fruchtbare, von üppigem Welschkorn durchrauschte Ebene am Fuße einer von Oliven und Orangen bepflanzten Hügelkette, den Hügeln von Asolo, eingebettet, hinter denen man nach Westen hin die wellenförmigen Linien des kahlen Monte Grappa (1779 m) und seiner Ausläufer erblickt. Der Name des Bauerndorfes ist Riese — die Geburtsstätte unseres hl. Vaters.

Riese, das jetzt die Augen ganz Europas auf sich zieht, hat sich bisher in der Geschichte noch wenig ausgezeichnet, wenngleich es

ein hohes Alter beanspruchen darf. Im fehdelustigen Mittelalter war sein Schloß der Rittersitz der Familie de Riese, welche wie so viele andere in der Renaissancezeit ausstarb. Zum ersten Mal ist es im Jahre 878 erwähnt, wo Irmengard, die Tochter des Kaisers Ludwig II., ihren Getreuen Rodiger mit einem Meierhof in „Rese" belehnt. Nach der Ansicht der Altertumsforscher muß es aber noch weiter hinaufreichen, auf eine römische Kolonie, welche der Konsul Aemilius Lepidus um 176 v. Chr. gründete, als er zur Befestigung der Römerherrschaft durch die „via Postumia" Aquileja mit Cremona verband. Noch heute sieht man die Spuren dieser Niederlassung, und die alte Römerstraße durchschneidet noch den Flecken. Auch ethnographisch soll die Verwandtschaft des schwer verständlichen Ortsdialekts mit dem des alten Latium die Abstammung der Einwohner von den römischen Kolonisten verraten, während weiter den Bergen zu das Volk bereits den Typus der subalpinen Urbevölkerung aufweist.

Die Umgebung von Riese ist reich an Naturschönheiten wie an Kunstgegenständen. Die Villen von Fanzolo und Maser mit den Fresken des Veronese, S. Zenone degli Ezzelini mit seinen Mineralquellen, Possagno, die Vaterstadt des Canova, die Villa Falier, das braune Castelfranco selbst mit seinen efeuumrankten Mauern, Türmen und den Resten des alten Kastells, welches die Trevisaner im zwölften Jahrhundert auf der Straßenkreuzung errichteten, die Vaterstadt des berühmten Malers Giorgione, dessen Meisterwerk — eine farbenprächtige Madonna — im Dome sich befindet, bilden beliebte Zielpunkte für die italienischen Velozipedisten, welche gerade und gut unterhaltene Straßen sicher durch die Gegend geleiten. Das saubere, von der Natur so gesegnete Land ist reich mit Korn, Obst und Reben bedeckt, die Haupteinnahmequelle bilden Getreide und Viehzucht.

Das Panorama von Riese selbst entdecken wir in der Galerie moderner Kunst zu Rom als Hintergrund eines prächtigen Gemäldes von Ciardi, des „Messidoro". Der spitze Glockenturm, die schneeweißen Häuschen, der Palast Renier, ein Bau aus dem siebzehnten Jahrhundert, der bedeutendste des Landes, sind darauf sehr naturgetreu dargestellt. Im Zentrum des Dorfes kreuzen sich die zwei Hauptstraßen, wovon die eine von Asolo nach Padua, die andere von Ralforno nach Montebelluna zieht. Jetzt natürlich ist das sonst so ruhige Dorf von Photographen und Journalisten überschwemmt, die fieberhaft nach Merkwürdigkeiten und Anekdoten haschen, und die Leute selbst haben sich noch nicht von der gewaltigen Ueberraschung erholt. Als Mittwoch um $3^1/_2$ Uhr die erste Nachricht von der Erhebung ihres Landsmanns eintraf, fuhr sie wie ein Blitz von Haus zu Haus, und die begeisterte Menge strömte haufenweise beim Wirt zu den „zwei Schwertern", dem Schwager des Papstes, zusammen; aber erst die Ankunft der vielen Fremden konnte sie von der Wirklichkeit überzeugen.

Hier also war es, wo Giuseppe Sarto, den wir heute als Pius X. begrüßen, das Licht der Welt erblickte. Es ist nicht der erste Papst, den diese Gegend hervorgebracht hat. Auch der selige Benedikt XI., der leider nicht einmal ein Jahr das Schifflein Petri leitete (1303—1304), entstammte demselben Bistum Treviso, denselben einfachen Verhältnissen. Als dessen Mutter die freudige Kunde vernahm, machte sie sich nach Rom auf, um ihren Sohn zu sehen, und meinte vor ihm in feiner Kleidung erscheinen zu müssen. Doch der Papst gab sich den Anschein, als ob er sie nicht kenne. Erst als sie ihren gewohnten armen Rock anzog, umarmte er sie mit den rührenden Worten: „Das ist meine liebe Mutter, jetzt kenne ich sie, nicht die große Dame, die gestern ihren Namen stahl."

Man zählte den 2. Juni 1835, als um 11 Uhr morgens der kleine Sarto in einer einstöckigen Bauernwohnung des Dorfes geboren wurde. Das Geburtshaus steht als Nummer 5 zur Stunde noch: ein niederes Dach bedeckt die schmucke Hütte, acht symmetrische Fenster mit Eisengittern und Eichenläden, vier unten und vier oben, Pappeln und Maulbeerbäume sind seine Hauptzierde. Das Gebäude gehört als einziges Vermögen dem hl. Vater, der es kürzlich von unten auf restaurieren ließ, um seinen Schwestern, die ihm den Haushalt besorgten, ein Obdach und einen Herbstaufenthalt zu schaffen. Jetzt ist es unbewohnt und aller seiner Möbel fast entblößt. Das Geburtszimmer liegt gegen Mittag, sein Fenster steht über dem Eingang. Einige Stühle und an den weißgetünchten Wänden drei fromme Bilder, das ist die ganze Ausstattung.

Bereits am folgenden Tage empfing das gottbegnadete Kind das Wasser der hl. Taufe und wurde Joseph Melchior genannt; es war der erste Joseph, der den Papstthron besteigen sollte. Der glückliche Priester, welcher das Sakrament spendete und den Taufakt ins Pfarrregister schrieb, war der Kaplan Don Pellizari. Als Pate fungierte Anton Sarto, ein in San Vito d'Asolo wohnender Oheim. Die Pfarrkirche, in der die heilige Handlung vorgenommen wurde, eine beredte Zeugin der Frömmigkeit des heranwachsenden Knaben, macht heute im Bilde die Runde durch die Welt; auch sie hat nichts Besonderes aufzuweisen, als vielleicht den zierlichen Hochaltar und den hohen schlanken Turm zur Seite.

Eine alte Ueberlieferung leitet den Ursprung der Familie vom Findlingshaus in Casal Monferrato aus der Staufenzeit ab. Zu Anfang der Neuzeit sollen die Sarto Verwalter der hochadligen Ezzelini von San Zenone bei Bassano gewesen sein. Der Stammvater Paolo Sarto bewohnte im siebzehnten Jahrhundert die Villa Estense zu Este. Sein Sohn Johann begründete den noch in Este wohnhaften Zweig der Sarto. Daselbst wurden auch der ältere Sohn Vincenzo (1651), sein Enkel Giovanni (1687) und sein Urenkel Angelo (1725) geboren. Giuseppe, der Sohn des letzteren, siedelte von Godego, wo er 1762 zur Welt gekommen, nach Riese über und starb daselbst als „Agente" und Steuereinnehmer der

Gemeinde. Er war der Großvater unseres Helden. Den alten Mann, der erst 1840 fast achtzigjährig starb und stets einen langen, altmodischen Rock trug, zupften die beiden mutwilligen Buben oft an den Schößen, und dann pflegte er sie scherzend an den Ohren zu fassen. Seine Frau, die lange vor ihm starb, besaß in Riese einen kleinen Laden. Er hatte drei Söhne, Baptist, Anton und Hyacinth. Letzterer vermählte sich mit einer Tante des Papstes, Marietta Sanson, hatte aber keine Kinder. Dem Anton, der uns oben als Taufpate begegnete, schenkte seine Frau Lucia Pellizzari in San Vito vier Söhne: Joseph, welcher Maria Barbiroli heiratete, Peter und Ludwig, welche ledig blieben, und Jakob, später Weltpriester in Asolo; eine Tochter Mathilde wurde die Gattin des Anton Gaetan. Lauter bescheidene Beziehungen, die aber durch wahre Christenliebe beseelt und aufs engste verknüpft waren.

Kleine, ärmliche Verhältnisse herrschten auch im Hause des dritten Sohnes Johann Baptist Sarto, der die Gemeindedienerstelle seines Vaters und damit verbunden auch die Postverteilung übernahm. Am 13. Februar 1833 hatte er mit der erst zwanzigjährigen Margareta Sanson den Bund fürs Leben geschlossen.

Die Mutter verdiente wohl die kurze, aber inhaltsschwere Grabschrift, welche ihr der große Sohn bei ihrem Tode am 2. Februar 1894 setzte: „Das Muster einer Frau, eine rechtschaffene Gattin, eine unersetzliche Mutter — erzog sie neun Kinder". Stets liebte und verehrte der Papst in ihr seine größte Wohltäterin, deren Tugendbeispiel und Gebet er gewiß nicht in letzter Linie seine Auserwählung verdankt, und die noch seine Erhebung zum Kardinal zu erleben das hohe Glück hatte. Sie soll aus Freude über die Ehren ihres Lieblings gestorben sein. Lange konnte derselbe sich von diesem Schlage nicht erholen. Die alte Frau, welche die Not des Lebens reichlich gekostet hat, war durch keine Bitten zu bewegen, ihr Dorf und ihr Häuschen zu verlassen. Als er einmal als Bischof nach Riese kam, fiel die fromme Mutter ihm zu Füßen und wollte ihm den Ring küssen, doch er litt es nicht. Noch als Patriarch von Venedig, so erzählen seine Bekannten, hing das Bild der greisen Bäuerin sowohl in seinem Studierzimmer neben dem Schreibtisch als im Speisesaal dem seinigen gegenüber. Sie hatte dieselben sanften blauen Augen wie er, dasselbe kluge und energische Gesicht, dasselbe weiße Haar über der freien Stirn; körperlich wie geistig glich sie ihm sehr auffallend. Nie hat sie die Dorftracht abgelegt, stets trug sie ein dunkles, einfaches Kleid und ein schlichtes Halstuch nach dortiger Frauentracht.

Bittere Armut zog nicht selten in dem engen Raume ein, in den sich zehn Insassen teilten. Die wirtschaftliche Lage der italienischen Landbevölkerung ist bekanntlich im allgemeinen eine sehr gedrückte; nur wenige besitzen genügend eigenen Grund und Boden, der meiste Besitz ist gepachtet; viele sind daher gezwungen, sich einen kleinen Nebenerwerb zu sichern, wie überhaupt die Gewerbe in Italien nicht so scharf geschieden sind. Die Eltern unseres Giuseppe hatten neben

dem Häuschen nur ein winziges Gut und suchten sich, so gut es ging, nebenher durch ein Handwerk etwas zu verdienen, die Mutter als Schneiderin, der Vater als Schuster. Als Gemeindediener und Ratsbote bezog der Vater täglich eine „zwanzica" (1 Lira); außerdem hatte er das Recht, einzusammeln, wozu er oft seine Kinder ausschickte. Aber das genügte natürlich nicht, und so bot die Familie eines der vielen Beispiele für das traurige Los der Kleinbeamten Italiens. Der Mann der göttlichen Vorsehung, der jetzt auf dem Gipfel irdischer Größe steht, mußte als Knabe gar oft barfuß einhergehen und mit seinen Geschwistern das Vieh auf die Weide treiben.

Giuseppe scheint ein sehr lebhafter Knabe gewesen zu sein. Wenigstens wissen seine Jugendfreunde von ihm manchen Streich zu berichten. Zuweilen ging er mit ihnen auf den Vogelfang, wobei ihm ein Uhu als Lockspeise diente. Oft erfreute er sich auch am „Nagelspiel": mit Steinen wird da auf große Nägel geworfen, welche in der Erde stecken, und welche es wieder herauszutreiben gilt. Oft aber stahl sich der kleine Sarto frühe schon von seinen Kameraden hinweg, um zu studieren.

Oft auch, um zu beten. Eine gute Viertelstunde weit vom Dorfe liegt eine kleine Wallfahrtskirche, Madonna di Cendrole genannt, der aufgefahrenen Gottesmutter geweiht, ähnlich gebaut wie die Pfarrkirche, umgeben von grünem Rasen; das aus Holz geschnitzte Gnadenbild genießt eine hohe Verehrung und ist das Ziel der Osterprozessionen aller umliegenden Pfarreien. Auch Sarto hat diese Madonna sehr verehrt und in allen Nöten angerufen. Häufig legte er als Kind den Weg im Schatten dieser alten Bäume zurück, um sich vor der Himmelskönigin auf die Knie zu werfen. Noch als Papst bat er in seinem letzten Brief die Bewohner von Riese, seiner in diesem Heiligtum zu gedenken.

Der fromme, aber nüchtern denkende Vater, der redlich an dem Werke der Erziehung half und die Kinder in den Anfangsgründen des Glaubens selbst unterrichtete, hätte es lieber gesehen, wenn sein Joseph ein fleißiger Ackersmann geworden wäre. In Italien ist es nicht wie bei uns: das Studieren wird dort nicht allzu schwer, aber viele finden sich brotlos, nachdem sie ihre Studien beendet haben, und müssen sich härter durchs Leben schlagen als der ärmste Bauer. So mochte der brave Mann denken, daß der Schulbesuch zu Riese für seinen Aeltesten hinreichen würde. Man hatte daselbst nur zwei Elementarklassen, worin ein wenig Rechnen gelehrt wurde. Eine dürftige Ergänzung boten dem Kleinen die moralischen Romane von Franz Soave, welche die Brüder zu Hause lasen. Zwecklos erschien sein großer Fleiß und sein strebsames Talent, das ihm stets den Schulpreis eintrug.

Doch Gott fügte es anders, als der schlichte, gute Vater gedacht hatte, der sich damals gewiß nicht träumen ließ, was alles aus dem Kinde werden konnte. Der Schulmeister Gecherle und der Bruder des damaligen Kardinals Monico hatten die großen An-

lagen des Jungen erkannt und drangen so lange in den Gemeindediener, bis er Joseph mit seinem noch lebenden Bruder Angelo ins Kolleg nach Castelfranco zu schicken versprach, nachdem ihn der Erzpriester durch Privatstunden auf die erste Lateinklasse vorbereitet hatte. Don Ciro Fusarin, so hieß der würdige Priestergreis, hatte bald das Talent seines Pfarrkindes schätzen gelernt und trug viel zu seinem Weiterstudium bei.

Die Eltern waren zu arm, um Joseph in Pension zu geben. Deshalb mußte er zu Hause wohnen und jeden Abend zum Essen heimkommen. Nie hat er sich darüber beklagt. In der Mittagspause gewährten ihm die Finazzi in Castelfranco „Freitisch", wofür er ihren drei Kindern in der Mittagspause Nachhilfestunden gab. An ihm selbst ergänzte Don Gaetano Marco in Castelfranco die wissenschaftliche Vorbereitung.

So ging es denn Tag für Tag die 7 km nach Castelfranco und wieder zurück, bald zu Fuß, bald auf einem kleinen Esel, den der Vater für seine beiden Söhne gekauft hatte; jeder von ihnen, so erzählt uns Angelo, wollte das Tier führen, aber gewöhnlich siegte „Beppi" (Giuseppe), der stärkere und ältere. Ein Stück Brot oder eine kalte Suppe mußte genügen, den Durst stillte der frische Bach. Oft, wenn er von der Schule heimkam, zog der Knabe, um die Sohlen zu sparen, die Schuhe aus und weidete dann die Kuh, das Köpfchen über die Bücher gesenkt, aus denen er studierte. So war er stets beschäftigt, stets auch in der freien Luft, stets im Verkehr mit der Mutter Natur, bei schönen Tagen wie wenn er durch Schnee oder Pfützen waten mußte. Eine wahre Wohltat besonders in unserer Zeit, wo so viele Studenten in der dumpfen Stadtluft eingesperrt die Berührung mit der poesievollen Natur ganz verlieren und den Grund zur späteren Körperschwäche legen. In dem armen Italien, besonders in Venetien, gibt es auf dem Lande eine Menge solcher Knaben, welche vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken, um ihren Studiendrang zu befriedigen, besonders wenn sie die Stimme des Herrn vernehmen, der sie ins Heiligtum ruft.

Auch Giuseppe Sarto, der Student von Castelfranco, hatte sie gehört, und das spornte ihn zu doppeltem Eifer an. Sein eiserner Fleiß machte ihn zum Liebling seiner Lehrer. In Castelfranco absolvierte er die vier ersten Gymnasialklassen. Am Schluß des Studienjahres bestand er in Treviso jedesmal das Examen mit dem Prädikat „Ausgezeichnet".

Da starb der Vater, erst 59 Jahre alt, es war am 4. Mai 1852, und wieder schienen finstere Wolken vor den Blicken des zum Jüngling herangewachsenen Giuseppe den Horizont einzuhüllen. Vom Seminar wurde Joseph an das Sterbelager gerufen. Es drohte für ihn das Schicksal, im Interesse der kleineren Geschwister zu Hause bleiben zu müssen. Das schmale Gehalt fiel weg, die arme Mutter hatte nun die Last von acht Kindern allein zu tragen. Doch die starke, fest auf Gott vertrauende Frau ließ sich nicht niederdrücken, und ihr

verständiger Sinn wußte alles wohl zu ordnen; mit Nähen brachte sie die zahlreiche Familie durch, nach wie vor suchte sie vor allem Gottesfurcht und Tugend in ihre Herzen zu pflanzen.

Auch für Joseph hatte sich eine neue Zukunft eröffnet. In dem Erzpriester Fusarin hatte er einen regen Gönner mit reichen Verbindungen gefunden, der seinen Schüler nicht im Stiche ließ. Damals saß ein anderer Sohn von Riese auf dem Patriarchenstuhl von Venedig, nachdem er eine ähnliche Laufbahn durchgemacht hatte, wie sie dem jungen Sarto beschieden war. Der Sohn eines einfachen Schmiedes, war er zuerst Lehrer der Rhetorik im Seminar von Treviso, dann Pfarrer von San Vito, weiter Bischof von Ceneda gewesen und 1827 schließlich zum Patriarchen ernannt worden. In Venedig wirkte er viel Gutes: er weihte eine Reihe von Kirchen ein, gründete mehrere Wohltätigkeitsanstalten, stellte viele Klöster her und war auch als berühmter Schriftsteller eine Zierde des hl. Kollegiums. Jetzt lenkte Fusarin den Blick des Kirchenfürsten auf den vielversprechenden Jüngling, und Monico verschaffte ihm einen Freiplatz im Seminar von Padua. Sartos Herzenswunsch war erfüllt. Ohne den Kardinal Monico hätten wir keinen Papst Pius. Obschon der Onkel des Knaben Diener beim Patriarchen war, hatte es diesem bisher widerstrebt, die Verbindung mit dem mächtigen Landsmanne anzuknüpfen und so durch Protektion voran zu kommen.

Apostolische Einfachheit und Abhärtung — das sind zwei leuchtende Perlen in dem Ruhmeskranze unseres hl. Vaters, die er vor allem seiner Jugendzeit verdankt. Stets hat er sich seiner armen Kindheit gerühmt, und mit Recht durfte er auf sie stolz sein.

So oft er konnte, erschien der hohe Kirchenfürst zu Riese im Kreise derer, mit denen er seine Jugend verbracht, stets mit der gleichen herzgewinnenden Herablassung für alle, die ihn gekannt hatten, und jedesmal war es ein Fest für ihn wie für seine Landsleute. Als der Kardinal am 28. Oktober die Restaurationsarbeiten der Kirche — zu denen er selbst großmütig beigetragen hatte — inaugurierte, wollten alle Mütter der Gegend ihre Kinder von ihm firmen lassen. Gewöhnlich übernachtete er im Kloster von Crespano. Er verfehlte nicht, seine alten Kameraden aufzusuchen; als einer davon, der arme Bauer Gazzola, vor zwei Jahren dem Patriarchen die Hand küssen wollte, schloß ihn der Kardinal liebevoll in seine Arme. Mit Freude erzählen noch heute seine Jugendfreunde vom lebhaften, aber so braven und fleißigen Knaben, der mit ihnen die kleinen Streiche mitgespielt und dessen künftige Größe der Lehrer schon vorausgesagt. Wenn der hl. Vater morgen nach Riese käme, meinen sie, würde er ebenso freundlich dem einen „ciaò Lazzaro", dem andern „bondì Monico" zurufen.

Halten wir jetzt noch Umschau in der häuslichen Umgebung des jungen Sarto!

Neben dem Bruder Angelo (geboren 1836) hatte er noch sechs jüngere Schwestern: Rosa (geb. 1838), Theresia (geb. 1840), Maria

(geb. 1842), Antonia (geb. 1844), Lucia (geb. 1846) und Anna (geb. 1848). Die kleinste war also erst 4 Jahre alt, als der Vater starb. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr Giuseppe, der Aelteste, den Eltern als Stütze in der Ernährung und Heranbildung seiner Geschwister hätte dienen können, wie groß daher das Opfer war, das Vater und Mutter brachten, wenn sie den Sohn dem Dienste des Allerhöchsten weihten.

Keines der Kinder gereichte durch seine Zukunft den frommen Eltern zur Schande. Einige gingen eheliche Verbindungen ein, die ebenso bescheiden, aber auch ebenso ehrenhaft waren, wie die ihrer Ahnen und Verwandten, und Gott segnete sie mit einer reichen Schar gesunder Nachkommen. Antonia, selbst Kleidermacherin, heiratete den Schneider Franz de Bei von Salzano, wo ihr Bruder Seelsorger gewesen war; aus der Ehe gingen drei Söhne und zwei Töchter hervor. Lucia nahm Ludwig Boschin, den Sakristan von Salzano, der zugleich ein Kurzwarengeschäft betreibt, zum Manne und bekam zwei Töchter, wovon die eine als Gattin eines Arsenalarbeiters in Venedig lebt.

Angelo Sarto, den um ein Jahr jüngeren Bruder, haben wir schon oben kennen gelernt. Er ist heute noch Posthalter in dem Vorort Grazie bei Mantua, der früheren Bischofsstadt des Papstes. Mit Rührung und größter Hochachtung vor seinem Bruder schildert er, wie sie beide als Buben die kleinen Esel auf die Weide trieben. Im Jahre 1858 mußte Angelo Sarto Riese verlassen, um als Soldat ins 14. österreichische Gendarmerieregiment einzutreten; von da ging er zu den berittenen Feldjägern über, und als 1859 beim lombardischen Kriege sein Armeekorps aufgelöst wurde, kam er als Sergeant nach Mantua, wo er die Hausbesitzerin Eleonore Liliprandi kennen lernte. Es ist falsch, daß der geistliche Bruder ihm den Rat erteilte, zu den italienischen Truppen überzugehen. Noch 1866, als sich die Oesterreicher zurückzogen, begleitete er dieselben nach Wien. Erst dann führte er Eleonore heim und ließ sich in Grazie nieder. Seine beiden Töchter Clara und Adelaide sind verheiratet, die eine an den Spezereihändler Marsili, die andere an einen Kleingrundbesitzer. Bis zum Jahre 1886 mußte der Bruder des Papstes als Briefbote sein Brot verdienen; von da ab wurde er Posteinnehmer und hält daneben einen Salz- und Tabakladen. Sein einfaches, aber reinliches Häuschen stößt an den Säulengang, welcher zum sehr verehrten Heiligtum der Madonna delle Grazie führt, und besitzt als schönste Zierde das Bildnis des Papstes, dem der Bruder sehr ähnlich sieht. Als Bischof von Mantua wie als Kardinal wohnte Pius X. öfters hier in diesem Landhaus. Noch vor seiner Abreise nach Rom am 24. Juli bat er den Bruder, er möge ihn bei der Madonna delle Grazie empfehlen, damit sie ihn auf der Reise und in Rom beschütze. Als der gute Mann die Berufung seines Bruders zur höchsten Erdenwürde vernahm, war seine einzige Sorge, das fremde Klima und die Aufregung möchte „Beppis" Gesundheit nicht zuträglich sein.

Auch in Bochum wurde dieser Tage ein Verwandter der Familie aufgedeckt, der sich als Großneffen des hl. Vaters ausgibt und die freudige Nachricht telegraphisch von seinem Bruder, Professor an der königlichen Experimentalschule in Rom, mit den Worten erhielt: „Glück auf, Angelo, unser Onkel ist Papst!" Der junge Mann durchzieht als Eisverkäufer die Straßen der Stadt: „Die Talamini und Sarto," meinte er, „arm, aber nobel." Wenn man seiner Erzählung glauben darf, genoß seine Mutter noch voriges Jahr drei Monate hindurch die ungemein große Gastfreundschaft ihres Oheims. Derselbe hätte den Jungen gern für den geistlichen Stand erziehen lassen und überwachte selbst seine Studien. Aber weil er nicht fürs Studium taugte, ließ ihn der jetzige Papst zum Uhrmacher heranbilden. Oft erhielt der kleine Angelo beim Lernen der lateinischen Vokabeln von seinem strengen Großonkel ernste Verweise, und als er der letzte in seiner Klasse wurde, eine derbe Strafpredigt, welche ihm den Ernst und die Wichtigkeit des menschlichen Lebens vor Augen führte.

Des Papstes Schwester Theresia ist das einzige Familienglied, das in Riese seßhaft geblieben ist. Sie vermählte sich mit dem Wirt zu den „zwei Schwertern", Johann Baptist Parolin, der außer dem Wein auch noch Salz und Tabak verkauft. Die primitive, aber reinliche Wirtschaft, ganz nahe beim Vaterhaus des Papstes, das Zimmer, wo der Kardinal bei Besuchen wohnte, die patriarchalische, aber gut erzogene Familie bilden jetzt den Gegenstand berechtigter Neugierde, und die gute Frau reiste eiligst nach Venedig zu ihren Schwestern, um sich den Interviewern zu entziehen, die sie unablässig belagerten, während ihr Gatte vor wie nach die Gäste weiter bedient. Das wackere Ehepaar ist von acht Kindern und sechs Enkeln umgeben; die eine Tochter Maria starb als Klosterschwester in Mailand. Anton, Angelo und Carlotta sind verheiratet, während Gilda beim Kardinal, Joseph und Hermenegild noch bei den alten Eltern wohnen. Ein Sohn Johann soll seit Oktober 1895 als tüchtiger Lateinlehrer und Direktor am Gymnasium in Busseto wirken und alljährlich die Ferien beim gastlichen Oheim zugebracht haben. Mit dem geistlichen Sohne Johann Baptist Parolin, dem Liebling des Papstes, müssen wir uns eingehender beschäftigen.

Am 30. Januar 1870 geboren, studierte er ähnlich wie sein Oheim unter der Leitung des Erzpriesters in Riese bis zur zweiten Gymnasialklasse und zeichnete sich dann im Seminar von Treviso durch sein Betragen wie durch seinen Fleiß unter den Mitschülern aus; das Vertrauen der Obern übertrug ihm die Aufsicht über die jüngeren Schüler, unter denen er strenge Zucht zu halten verstand. Die Herbstferien brachte er teils bei seiner Großmutter in Riese, teils in Mantua bei seinem bischöflichen Onkel zu. Nachdem er 1893 zu Riese die Primiz gefeiert hatte, stand er zunächst neun Jahre als Kaplan dem Erzpriester von Castelfranco bei, wo man ihn bloß den hl. Aloysius nannte. Im Oktober 1902 siedelte er

als Erzpriester nach Possagno über. Daselbst lebt er nur dem Studium und den Werken der Nächstenliebe und wirkt besonders durch seine Predigten viel Gutes.

Das Gebirgsstädtchen Possagno, dem sein großer Sohn Canova den prächtigen, pantheonförmigen Marmortempel schenkte, liegt romantisch an den Abhängen eines Hügels. Zweimal hat sich Kardinal Sarto zum Besuche seines Neffen hierher begeben, im verflossenen November und im Juni, sein letzter Besuch in der schönen Landschaft, in der er seine Kindesjahre zugebracht. Beide Male wurde er aufs feierlichste empfangen. Unter dem Geläute sämtlicher Glocken fuhr ihm die Bevölkerung auf fünfzig Wagen entgegen. Tausenden von Kindern spendete er dann die Firmung. Damals ereignete sich jene hübsche Anekdote mit dem Professor Bossi, der ihm über seine 70 Jahre klagte: „Ach nein," antwortete der Kardinal, „da kann man noch nicht von Alter reden; auch ich bin bald so alt und halte mich noch nicht für bejahrt."

In anderen Zeiten würde der Papstneffe Battista Parolin sofort Kardinal geworden sein. Galt es doch in einer gewissen Periode als selbstverständlicher Brauch, daß der Nepote, auch wenn er minder würdig als jener war, sofort nach der Erhebung nach Rom berufen wurde, um die Schicksale der Kirche zu leiten. Unzweifelhaft würde der Papst durch die Ernennung des Erzpriesters von Possagno zum Kardinal einen guten Griff tun, und deshalb mochten dessen Pfarrkinder nicht ohne Grund seinen Verlust befürchten. Doch welches war Pius' X. Antwort, als sein Freund P. Rossi aus Possagno dieser Furcht Ausdruck verlieh und den Papst frug, was er Don Battestino ausrichten solle? — „Daß er sich immer gut halte — und daß ich ihn segne."

Das Muster herzlichen Zusammenseins — verbunden mit der absolutesten Freiheit von fleischlichen Banden — bot der Papst noch mehr in seinem Verhältnis zu den drei ledigen Schwestern, Rosa, Anna und Maria, die sämtlich mit ihm nach Venedig wanderten, um dem Kardinal das Hauswesen zu verwalten. Man braucht diese freundlichen, gutmütigen Gesichter nur anzusehen, um sich von dem gewinnenden Interieur im venezianischen Patriarchenpalaste zu überzeugen. Auch sie sind jetzt den Fragen der lästigen Reporter ausgesetzt, aber sie fühlten sich jedenfalls behaglicher, wenn sie das Körbchen unter dem Arm, das Halstuch über dem Kopf, große Schürzen um die Hüften, wie sie es bisher immer getan, auf den Markt gehen durften, um die Einkäufe für die Küche zu besorgen; denn nur eine Nichte und eine Köchin standen ihnen im Haushalt zur Seite. Die Besucher empfingen sie in Schürze und Pantoffeln. Der Bruder selbst duldete nie, daß sie ihre schlichte Landestracht ablegten und ihren häuslichen Gewohnheiten entsagten. Als aus Rom das Telegramm ankam, welches ihnen die gänzlich unerwartete Botschaft und den apostolischen Segen meldete, brachen sie in ein lautes Schluchzen aus. Ihr erster Ruf war: „Mein Gott, wir sehen

ihn nicht mehr." Auf die Frage, ob sie nicht nach Rom gehen wollten, um im Vatikan zu wohnen, meinten sie achselzuckend: „Wozu? Sobald wir nicht wie vorher immer bei ihm sein können, ist es gerade so gut, fernzubleiben."

Wie wir erfahren, wird der Papst für seine Schwestern, die er zu versorgen hat, eine Wohnung im Borgo Nuovo mieten. Selbst von ihnen, die ihm jahrelang so treu gedient, will er sich trennen, um nur seinem erhabenen Berufe zu leben. Nie war es ihm eingefallen, so erzählte uns einer seiner Bekannten, für das zeitliche Wohl seiner Schwestern zu sorgen, bis er schließlich auf das viele Drängen seiner Freunde sich dazu verstand, allen drei zusammen eine Lebensversicherung von ganzen 10 000 Lire zu verschaffen. Als man ihm bemerkte, daß dies zur Sicherung ihrer Lage nicht genüge, antwortete der edle Kirchenfürst, der liebe Gott werde sie nicht zugrunde gehen lassen.

Pius X. gilt als Todfeind des Nepotismus, dieses Krebsübels des Papsttums durch manche Jahrhunderte hindurch, dieses rein menschlichen Regens, dem auch viele große Päpste unterlegen sind, selbst solche, die aus armen Kreisen stammten, wie Sixtus IV. Pius liebt seine Familie mit einer Innigkeit, in der ihn keiner seiner Vorgänger übertrifft; er schämt sich keines seiner Verwandten, sondern rühmt sich ihrer: wie er selbst aber als Jüngling nie für sich die Familienbeziehungen ausnützen, den Kardinal Monico nie besuchen wollte, so verlangt er auch von seinen Verwandten, daß sie auf die Vorteile verzichten, die ihnen seine Stellung als Haupt der Christenheit bringen könnte. Er ist in Wahrheit der Welt abgestorben, ein echter Hoherpriester, der rechte Papst unserer Zeit.

II.

In der Seelsorge (1850—1884).

Der Seelsorger. — Im Seminar von Padua; Studienerfolge und Mitschüler. — Priesterweihe. — Tombolo; Mildtätigkeit des Kaplans; das Plebiszit von 1866. — Salzano und sein eifriger Erzpriester; die Cholera; das soziale Wirken des Pfarrers. — Abberufung nach Treviso. — In der bischöflichen Verwaltung; als Kapitularvikar. — Die Feier der Papstwahl in Treviso, Salzano, Tombolo, Castelfranco, Riese.

In der Stille war Giuseppe Sarto herangewachsen, in der Stille sollte er auch seine Kräfte entfalten, fern vom Geräusche der Welt, in welche er erst als gereifter Mann zu treten berufen war, ebenso wie sein göttlicher Lehrmeister.

Wie oft hört man heute die Phrase, der Kandidat des Priestertums, der Seelsorger müsse hinaus, mitten ins volle Weltgetriebe gestellt werden, wenn er tüchtig und leistungsfähig werden soll.

Pius X. ist ein neuer Beweis dafür, daß große Männer auch aus kleinen Verhältnissen herauswachsen können. Gestählt und gewappnet durch viele Jahre lautloser Arbeit und energischer Selbstbildung treten sie dann viel sicherer auf den Ringplatz, als so viele, die im Kampfe mit überlegenen Stürmen aus Mangel an fester Stütze schon als zarte Jugendpflanze vor der Zeit geknickt worden sind. Das Kleine gewissenhaft zu verrichten, übt oft mehr in der Charakterbildung als große, geräuschvolle Taten.

Das Leben eines Seminaristen, eines Landkaplans, eines Dorfpfarrers ist, wenn es richtig aufgefaßt wird, eine lange Kette von Opfern und Entbehrungen, namentlich für den Jüngling, der großen Tatendrang in sich fühlt, vielfach voll ergreifendster Tragik, welche dadurch, daß sie ungekannt bleibt, nur erhöht wird. Da gilt es, mutig auf dem Posten auszuharren, auch in schweren Stunden, auf einsamer Warte den Kontakt mit dem Studium und der Ascese, mit Gott und der wahren Kultur lebendig zu erhalten, fern von den Zentren des Wissens, fern von Lehrern und Beratern, ein teilweise rohes Volk zu sittigen, zugleich Führer der Seelen und Pioniere der Bildung zu sein, speziell in Italien, wo die Dörfer oft viele Meilen von jedem Verkehr entfernt und im kulturellen Fortschritt noch so sehr zurück sind. Wie mancher ist schon an der Erhabenheit dieser Aufgabe gescheitert, wie mancher aber auch hat sich durch sie geheiligt, intellektuell und moralisch vervollkommnet!

Und doch, wenn überhaupt die Brust jedes Einzelnen eine eigene Welt, wenn seine täglichen Vorkommnisse eine Geschichte für sich bilden, um wieviel mehr gilt das vom Seelsorger auf dem Lande! Hier tröstet er, dort ermutigt er oder erteilt Ratschläge; bald geht er zu den Kranken und lindert ihre Schmerzen, bald steht er auf der Kanzel und verkündet das göttliche Wort, bald spendet er die hl. Sakramente, bald bringt er am Altare das hohenpriesterliche Opfer dar: ein Leben scheinbar so eintönig, in Wirklichkeit aber voll reichster Abwechslung und Anregung zur Selbstheiligung, wenn es nur gewissenhaft geführt wird! Und dann die Stürme im eigenen Innern, wo so oft Freude und Leid, wo die verschiedensten Gefühle in buntem Reigen sich folgen, sobald der Priester die Sache Gottes für die seinige ansieht! Was aber die Hauptsache ist, Geist und Herz bewahren durch den Verkehr mit dem unverfälschten Landvolke ihre Reinheit und Frische.

Die Fürsprache des einflußreichen Beschützers und die Gunst Bischofs Farina von Treviso hatten dem jungen Sarto die Tore des Seminars von Padua geöffnet. Das Bistum Treviso, zu welchem Riese gehörte, hatte das Recht, ständig zwei Schüler nach Padua zu schicken. Eine dieser beiden Freistellen wurde nun von der Diözesanbehörde unserm Giuseppe zugewiesen, und so konnte er im Herbst 1850 in die Anstalt eintreten. Von da an brachte er sieben Jahre in dem 24 Meilen von Treviso entfernten Heimatsort des hl. Antonius zu. Wer von den deutschen Rompilgern kennt nicht diese alter-

tümliche Stadt, ihre schönen Tore und Paläste, ihre stolze Kathedrale und die reichgezierte Basilika des Heiligen?

In Italien ist das Priesterseminar eine scharfe Scheidewand zum Heiligtum, ein langsames Aufsteigen auf dem Wege der Vollkommenheit, das keinem Kandidaten zum Priesterstande erspart bleibt. In der tiefsten Abgeschlossenheit leben die Jünglinge hinter diesen hohen Mauern nur dem Studium und der Frömmigkeit, namentlich die spekulativen Fächer werden an der Hand des hl. Thomas sehr gründlich betrieben. Die italienischen Seminarien begnügen sich aber nicht mit den theologischen Wissenszweigen, sondern ergänzen auch die allgemeine Bildung, lehren Sprachen und Realien. Kleines und großes Seminar sind meist verbunden. Der Studiengang des angehenden Geistlichen setzt sich in der Regel aus fünf Jahren Gymnasium, drei Jahren Philosophie oder „Lyceum" und fünf Jahren Theologie zusammen.

Unser Student begann in Padua mit der ersten humanistischen Klasse, was in Italien der fünften Gymnasialklasse, bei uns etwa der Untersekunda entspricht. Als Lehrer hatte er Professor de Pietro, den späteren infulierten Abt von Monfelice, als Studienpräfekt Don Agostini. Sein Talent und Eifer brachten ihm den ersten Preis ein. Auch im folgenden Jahre, in der zweiten humanistischen Klasse, schwang er sich an die Spitze seines Kursus. Seine damaligen Lehrer waren Salani, de Rossi und der noch heute in Padua Theologie dozierende Don Anselmi, der einzige noch lebende Seminarprofessor des Papstes. Der achtzigjährige Lehrergreis, eine stattliche Figur mit strengem und geistvollem Gesichtsausdruck, brach in helles Weinen aus, als man ihm die Erhebung seines Schülers mitteilte.

Das dritte Schuljahr — siebente Klasse oder zweiter Lyceal-kursus — absolvierte Sarto wiederum als Primus. Ebenso erhielt er im vierten unter neununddreißig Schülern den ersten Platz. Wir besitzen noch das auf der Stufe unseres Abiturums stehende Jahreszeugnis für diesen letzten „philosophischen" Kursus, und teilen die interessanten Noten mit, um den Lesern einen Begriff von den wissenschaftlichen Leistungen unseres Studenten zu geben.

„Religion: hervorragende Auszeichnung und regstes Interesse auf allen Gebieten des Unterrichts. — Philosophie: ausgezeichnet als guter Denker, erwarb er sich die entsprechenden Kenntnisse im höchsten Grade sowohl nach Umfang als nach Tiefe des Wissens. — Italienische Sprache: hervorragend durch große Leichtigkeit im Erklären der Klassiker, durch Korrektheit des Stils und durch die ausgedehntesten Literaturkenntnisse. — Lateinische Sprache: hervorragend durch scharfe Erklärung und Uebersetzung sowie durch einen glänzenden Stil. — Griechische Sprache: ausgezeichnet durch ausgedehnte grammatikalische Kenntnisse und große Genauigkeit beim Erläutern und Uebersetzen. — Geographie und Geschichte: hervorragend durch die ausgedehntesten, sehr klaren Kenntnisse bezüglich der geschichtlichen Ereignisse der Neuzeit und ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge. —

Mathematik: ausgezeichnet durch die lobenswertesten Anlagen zu dieser Wissenschaft und außerordentliche Gewandtheit in der Lösung algebraischer und geometrischer Aufgaben. — Physik und Naturwissenschaften: ausgezeichnet durch Klarheit der Begriffe und durch reiche, präzise, wohlgeordnete Kenntnisse, auch mathematische Proben."

So mit dem gesamten allgemeinwissenschaftlichen Rüstzeug aufs glänzendste ausgestattet, betrat Sarto im Herbst 1854 den geweihten Boden der Gottesgelehrsamkeit. Daneben besuchte er auch die Vorlesungen an der berühmten Universität, die in der Geistesgeschichte namentlich der Renaissancezeit eine so große Rolle gespielt hat. Noch vier Jahre des gründlichsten Studiums und der gewissenhaftesten Asceſe verbrachte er in den geheiligten Räumen des Seminars. Diese Jahre der Vorbereitung waren nur durch die jährlichen Herbstferien unterbrochen, welche er im Kreise seiner Familie zubrachte; anstrengende Fußtouren in die Berge stählten dann seine Körperkraft.

Stufe um Stufe führten ihn die hl. Weihen den Berg Gottes hinan zum Altare. Bereits am 19. September 1850 hatte er die Erlaubnis erhalten, das geistliche Kleid zu tragen. Ein Jahr darauf hatte ihm sein Bischof Farina im Dom zu Asolo mit vier anderen die Tonsur erteilt. So ließ ihn der Bischof von Treviso auch für die niederen Weihen, das Subdiakonat und Diakonat, zu sich kommen.

Unter seinen Mitschülern sind in der Folgezeit die berühmtesten geworden: Pietro Zamburlini aus Bagnoli, der spätere Rektor des Seminars, dann Bischof von Concordia und jetzt Erzbischof von Udine; der Senator Antonio Capodilista; die Domherren von Padua Mavistello und Gazzetta; besonders aber der Bischof von Padua Joseph Callegari, der mit Sarto stets wie ein Bruder verkehrte und dieses intime Verhältnis noch in seinem letzten Erlasse betont. Bischof Callegari, der selbst statt Sarto hätte Patriarch von Venedig werden sollen, die Würde aber ausschlug, hat einen ganz erheblichen Anteil an der Ernennung des Papstes zum Bischof, Kardinal und Patriarchen. Einige Zeitungen sprachen sogar von der Beförderung des Oberhirten von Padua zum Staatssekretär. Echte Studienfreunde ist nur der Tod und selbst dieser nicht zu trennen imstande.

Wie wir aus dem Hirtenbrief des Bischofs von Padua vernehmen, war Sarto fast vom ganzen Klerus der Diözese und von einem großen Teil des Volkes persönlich gekannt und hoch verehrt. Verschiedene Male predigte er auf Paduas Kanzeln das göttliche Wort, stets mit den reichsten Früchten. Die großartige Centenarfeier des hl. Gregor Thaumaturgus und des seligen Gregor Barbarigo, der 1664 als Bischof von Padua das Seminar gestiftet hatte, ehrte er mit seiner Gegenwart. So besuchte er Padua öfters, auch zum Centenar der Geburt des hl. Antonius 1895; am 13. Juni desselben Jahres wohnte er einer großen Prozession zu Ehren des Heiligen bei, voriges Jahr der Aufführung des Oratoriums von Perosi.

Mit Grund konnte daher Padua die Wahl Pius' X. festlich begrüßen. Allgemeine Freude bemächtigte sich der Bevölkerung, die

ihn immer bewundert und geliebt hatte. Am Krönungstage fand im Dome das Te Deum statt, und Mons. Alessi hob dabei in beredten Worten die innigen Beziehungen hervor, welche den neuen Papst mit der Stadt des hl. Antonius verband. Auch das lateinische Glückwunschschreiben, das vom Seminar aus an den Neuerwählten geschickt wurde, erinnerte an die in der Anstalt verlebten Jahre. Der Bischof sprach in seinem Telegramm von der scharfen Intelligenz, dem priesterlichen Eifer, der unermüdlichen Arbeitsamkeit und der seltenen Herzensgüte, die sein Bistum an ihm habe kennen lernen. Nicht minder rühmte sein Hirtenschreiben die Tugenden und Verdienste, die Wissenschaft und Seelengröße des ehemaligen Schülers von Padua, dessen Erhebung auf den Stuhl Petri einen neuen Glanz für das Seminar bedeute.

Am 18. September 1858 konnte bereits der vielversprechende Jüngling im Dom von Castelfranco zum Priester geweiht werden. Erst 23 Jahre alt, bestieg er würdig die Stufen des Altars. Welches Fest für die arme Bauernfamilie in Riese, welcher Trost namentlich für die bisher so vielgeprüfte Mutter!

Der junge Priester wurde von seinem Bischof sogleich im November, obschon ihn einige strenge Oberen für zu jung hielten, als Kaplan, Kurat oder Unterpfarrer nach dem Dorfe Tombolo gesandt. Neun Jahre lang (1858—1867) war Tombolo der Schauplatz seiner apostolischen Tätigkeit. Es ist eine saubere, echt christliche Pfarrei mit einer armen, aber urwüchsigen Bauernbevölkerung. Weitaus das schönste Kleinod der Gemeinde ist die hübsche Pfarrkirche, welche Pius X. in so bescheidener Stellung gesehen und die Früchte seines ersten Eifers gepflückt hat. Wie bei allen Gotteshäusern des Landes steht der schmale, spitze, zierlich gegliederte Glockenturm getrennt von der Kirche zur Seite beim Eingang. Glatte korinthische Säulen tragen die Vorhalle, die nach der vorderen und den beiden Längsseiten hin die Kirche einrahmen.

Wir haben die Photographie vom Kaplan Sarto vor uns. Ein wirklich hübscher junger Mann mit feinen Gesichtszügen, reichem Haarschmuck und vornehmer Haltung, in der Kleidung der damaligen Venezianer Geistlichen, die der deutschen Soutanelle ähnlich sieht. Ein Priester könnte kaum einen besseren Eindruck machen, als dieser Jüngling mit den sanften, lebhaft blitzenden Augen, der auf seinen Stand offenbar nicht wenig hält. Und doch war Tombolo so arm, daß er Hungers gestorben wäre, wenn er nicht hätte Privatstunden erteilen können.

Redlich unterstützte er den Pfarrer Costantini, mit dem er aufs beste harmonierte, und eifrig benützte er unter dessen Leitung die Lernzeit. Besonders die Kunst der Predigt eignete er sich an. Nirgends ist die Erinnerung an sein Wirken, an seine Herzensgüte und Freundlichkeit lebhafter als in dem abgelegenen Gebirgsdorfe. „Er war ein wahrer Priester Christi," lautet das allgemeine Urteil. Alle, die ihn gekannt, rühmen seine großmütige Freigebigkeit. „Das

Seine war nicht sein," erzählt der 62jährige Lehrer Pivato, dem „Don Bepe" stets ein guter Freund und treuer Gefährte in den Mußestunden war, dem er auch 1866 zu der Stelle verhalf; „er zog gerade soviel an, als er zu seiner Bedeckung, er aß soviel, als er zum Leben brauchte, das übrige verschenkte er den Armen." Auch Paola Busato, welche ehedem die beiden Geistlichen bedient hatte, wußte seine Mildtätigkeit zu bestätigen. Die Armen, sagte sie, erwarteten ihn bei jeder Taufe und jedem Leichenbegängnis am Eingang, und dann teilte er alles aus, was er erhalten hatte. Wie in seiner Kindheit zog er auch hier häufig, wenn er die umliegenden Alpendörfer zur Feier des Gottesdienstes bereisen mußte, die Stiefel aus und vertauschte sie mit Holzschuhen, um das so ersparte Geld den Armen zuzuwenden.

Es kam das Kriegsjahr 1859, wo sein Bruder ins Feld ziehen mußte und neue Bedrängnis sich in der Hütte zu Riese einstellte. Um das Los der zahlreichen Familie etwas zu erleichtern, nahm Kaplan Sarto eine seiner Schwestern zu sich. Die Schulden, welche die Mutter zur Erleichterung seiner Studien und zur Steuerung der Not gemacht hatte, zwangen die arme Witwe, das kleine Gut von 3 ha, welches die Familie besaß, zu verkaufen. Traurig übergab sie dem heimkehrenden Kaplan die Besitztitel. „Was tun wir ohne das geringste unter der Sonne?" frug sie den Sohn in gedrückter Stimmung. „Beunruhigt euch nicht, Mama! Gott wird sorgen." Das war alles, was der fromme Priester zur Antwort gab.

Venezien gehörte damals noch Oesterreich. Aber mit der österreichischen Herrschaft in Italien ging es rasch zu Ende. Im Jahre 1848 hatten bereits die aufständischen Trevisaner eine provisorische Regierung errichtet, doch Feldmarschall Radetzky hatte sie in kurzer Zeit zum Gehorsam zurückgeführt. Nachdem die österreichische Krone im Frieden von 1859 die Lombardei außer Mantua hatte abtreten müssen, wurde ihr im Kriege von 1866, wo das mächtig aufstrebende Italien sich gegen Oesterreich mit Preußen verband, auch noch der letzte Rest der italienischen Besitzungen entrissen. Venezien wurde dem französischen Kaiser Napoleon III. und von diesem dem König Viktor Emmanuel von Italien überlassen. Eine allgemeine Volksabstimmung, die allerdings mehr äußere Formalität war, gab sich mit der neuen Ordnung der Dinge, wie sie nach dem Friedensschluß zu Recht bestand, zufrieden.

Auch der Kaplan von Tombolo soll sich an der Bewegung zu Gunsten des Plebiszits beteiligt haben, im Einverständnis mit seinem Oberen, dem sehr patriotisch gesinnten Pfarrer Costantini. Schon bevor der Rückzug der Oesterreicher sicher war, behauptet der erwähnte Lehrer, soll das Pfarrhaus die dreifarbige Fahne gehißt haben, und sollen die Seelsorger Gefahr gelaufen sein, von den österreichischen Truppen gefangen abgeführt zu werden. Tag und Nacht habe Kaplan Sarto an der Bürgerliste gearbeitet; auf dem Platze habe er alle ermahnt, ihrer Abstimmungspflicht zu genügen;

am Wahltag sei er ununterbrochen an der Türe des Rathauses gestanden, indem er alle Vorübergehenden zur Urne rief; an der Urne habe er mit eigener Hand die dreifarbige Aufschrift befestigt: „Ja, wir wollen unsere Vereinigung mit dem Königreich Italien, mit Viktor Emmanuel II., dem konstitutionellen König." Noch, heißt es, bewahrt man im Gemeindehaus das von Sarto geschriebene Verzeichnis der Wähler; die erste Abstimmung soll in der Kirche geschehen und die militärischen Befehle an die neugeschaffene Nationalgarde im Hof des Pfarrers ausgegeben worden sein.

Wenn wir auch nicht glauben, daß der milde Kaplan von Tombolo von der Kanzel herab seine Mitbürger zur Erfüllung ihrer Staatsbürgerpflicht entflammt, oder gar vom Fenster des Pfarrhofes aus den letzten österreichischen Soldaten nachgerufen habe: „Gehet, gehet, und daß eure Rasse keinen Fuß mehr auf unsere italienische Erde setze!" — unmöglich wäre die Beteiligung Sartos an der durchaus legitimen Strömung nicht. Es wäre nur ein Beweis für seine nationale Begeisterung, welche innerhalb der gesetzlichen, namentlich der religiösen Schranken auch dem katholischen Priester erlaubt ist. Es wäre ein erneuter Beweis dafür, daß die Religion und ihre Träger nicht in die Sakristei einzusperren sind, sondern auch das politische Leben durchdringen, in weltlichen Dingen erleuchten dürfen und sollen.

Das segensreiche Wirken des Kaplans von Tombolo konnte nicht so geheim bleiben, daß seine Vorgesetzten es nicht bemerkten. Im Juli 1867 versetzten sie den 32jährigen Priester als Pfarrer nach dem bedeutenden Dorfe Salzano. Auch als Erzpriester von Salzano blieb er neun Jahre. Das waren seine einzigen Seelsorgerposten. Unser hl. Vater gehörte nicht zu den Priestern, die ihren Aufenthalt ständig wechseln und gerne wieder die Herde verlassen, mit der sie der Wille des Bischofs vermählt hat. Langsam, aber sicher schritt Sarto die Leiter der kirchlichen Würden empor, ohne es zu suchen, ohne sich zu widersetzen, und mit seinen Zwecken dehnte sich auch der Mensch, mit dem Arbeitsfelde mehrte sich auch die Arbeitskraft. Auch der Erzpriester von Salzano steht im Porträt vor uns: er ist gereifter, hagerer, ernster, fester, eiserner geworden.

Das reich mit lachenden Villen und Gärten geschmückte Salzano liegt ganz nahe bei der Station Mestre. Es sind die gleichen ursprünglichen Bauern wie in Tombolo, nur mit einigen feineren Elementen vermischt. Das Pfarrhaus selbst, in welchem Pius X. neun Jahre als Erzpriester wohnte, macht mit seiner stattlichen, kunstvollen Frontseite und seinem großen ummauerten Garten durchaus den Eindruck eines herrschaftlichen Landhauses. Auch hier ragt der dünne „Campanile" (Glockenturm) von der im Vergleich dazu etwas gedrückten Kirche geschieden mit seiner zierlichen Krönung und Spitze hoch gen Himmel. Das prunkvolle Innere erscheint uns in seinem Barockstil von Skulpturen und Malereien zu sehr überladen. Aber die priesterliche Tätigkeit war wie in Tombolo mit großen Beschwerlich-

keiten verbunden, da hier die Pfarrei, das „paëse" (Land) ebenfalls weithin zerstreut war. Dies war das Milieu, in welches unser Held nun hineinversetzt wurde.

Alle seine Pfarrkinder denken noch mit Bewunderung an sein edles Auftreten, an dieses süße, ruhige Auge, an dieses so liebevolle, aufmunternde Wort. Sie sind des Lobes voll für seinen Priestereifer, seine Unermüdlichkeit in der Ausübung seines Amtes, seine Beredsamkeit und seinen Wohltätigkeitsdrang. Jedesmal wenn er die weit ausgedehnte Pfarrei beging, sei es für die in Italien, auch in Rom noch allgemein übliche Häuserweihe, sei es aus anderen Gründen, wandte er täglich zehn bis zwölf Stunden dafür auf, um so mit allen ihm anvertrauten Seelen in persönliche Berührung zu kommen. Und welche Mäßigkeit legte er an den Tag, wenn er dann, wie es der italienische Brauch will, das Essen mit der Familie teilte, bei der er sich beim Mittagsläuten gerade befand! Das Haus, das ihn beim Glockenzeichen kommen sah, wußte ganz genau, daß es unerbittlich dazu verurteilt war, statt des opulenten Mahles, das bei solchen Gängen im patriarchalischen Venezien aufgetragen zu werden pflegt, dem Erzpriester einen Teller voll Suppe und ein bißchen Polenta zu geben. „Don Giuseppe aß wie einer von uns," wird berichtet, „aber er trank immer äußerst wenig."

Einmal, erzählt der Küster, der Schwager Sr. Heiligkeit, der vor dreißig Jahren schon die Stelle versah, mußten wir eine Leiche aus einem weit entfernten Teile der Pfarrei abholen. Doch als wir ankamen, waren wir Träger nur zu dreien und suchten umsonst nach einem vierten. Da stimmte Pfarrer Sarto in aller Gemütsruhe das De Profundis an und legte in Talar und Stola die eigenen Schultern unter die Bahre, um den Toten zur Kirche zu tragen.

Im Jahre 1870 brach in Venezien die Cholera aus. Pfarrer Sarto wurde ein zweiter Borromäus. Er gab wunderbare Proben seiner Frömmigkeit und Unerschrockenheit. Weder bei Tag noch bei Nacht schloß er die Augen. Er nahm sich die Speisen vom Munde weg, um sie den Bedürftigen zu geben. Unablässig stand er an den Krankenbetten, um den Unglücklichen Trost zuzusprechen. Die Leichen begrub er nachts, damit durch die Sorglosigkeit der Totengräber zu der öffentlichen Not nicht noch das Sakrileg komme. Als einer dieser Elenden im Zustande der Betrunkenheit seinen Dienst verrichten wollte, jagte ihn der Priester in edler Entrüstung von dannen mit den Worten: „Weg mit dir! Du bist unwürdig dieses Amtes!"

Auch die Unterstützung von Andersgläubigen war ihm willkommen, wo es galt, die Seelen zu retten und den Armen zu helfen. So stand er auf bestem Fuße mit dem Juden Romanin-Jacur, welcher zur Sommerfrische sich in Salzano aufhielt. Als derselbe den neuen Pfarrer zum ersten Male in sein Haus einlud, leistete er allerdings erst Folge, nachdem er die Erlaubnis seiner Behörde eingeholt. Oft berieten sich die beiden über das religiöse Wohl der Dienstboten, und wenn dieselben nicht zur Messe gingen, drohte ihnen

die Entlassung. Dem Sohn des Hauses und späteren Unterstaatssekretär gab der Pfarrer Unterricht in der Literatur.

Solche Hingebung seines Hirten lohnte das zufriedene Völkchen mit der rührendsten Gegenliebe. Dies beweist aufs anschaulichste folgende Anekdote. Als an einem Festtage der Erzpriester mit seinem armen Fuhrwerk zum Krankenbesuch ausfuhr, begegneten ihm einige mutwillige Jünglinge aus der Umgegend. Die jungen Flegel leisteten sich das Vergnügen, ihr feuriges Pferd anzuhalten und dem Pfarrer den Weg zu versperren, dann im schnellsten Galopp wieder weiterzufahren und abermals stehen zu bleiben. Durch das tolle Spiel wollten sie die Geduld des frommen Sarto erproben und sein Rößchen scheu machen. Doch sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht: kaum waren einige Pfarrkinder das freche Treiben gewahr geworden, so liefen die Salzanesen herbei, und alles Flehen des Erzpriesters konnte nicht hindern, daß die freundlichen Nachbarn ihre verdienten Hiebe ernteten und ihre Kutsche in Stücke geschlagen wurde. Die Gelynchten mußten zu Fuß Wagen und Roß nach Hause bringen. Sie wandten sich an das Gericht von Mirano, aber unsere Salzanesen waren nach einigen Monaten Gefängnis doch stolz darauf, ihren Pfarrer „gerächt" zu haben.

Auch in der sozialen Wirksamkeit prägte sich Sartos glühender Eifer aus. Obschon er die Reichen nicht vernachlässigte und es nicht verschmähte, in vertraulichem Verkehr mit den „villeggianti", den im Sommer in seiner Gemeinde wohnenden Städtern, an ihrer Tafel in den eleganten Villen zu Gast zu sein, so waren doch die Notleidenden und „Enterbten" seine Lieblinge. Schon als Erzpriester von Salzano war er ein Förderer der für das Wohl der italienischen Landbevölkerung so ungemein nützlichen „casse rurali", die er später als Patriarch so sehr in Schutz nahm. Diese Sparkassen, welche genossenschaftlich den gesamten landwirtschaftlichen Betrieb, die gemeinsame Produktion und Konsumtion leiten und in die Hand nehmen, sind in Italien, wo der Bauernstand so sehr darniederliegt, nicht nur für die soziale Hebung der Landbevölkerung unentbehrlich, sondern dienen zugleich als Ersatz der politischen Organisation, die hier unter den obwaltenden Umständen in einer anderen Form nicht denkbar ist. Wie ein Netz umspannt diese ursprünglich wirtschaftliche Institution im Dienste höherer Zwecke das ganze Land und bildet den Stützpunkt für den politischen Einfluß des Klerus.

Der Seelsorger ist der natürlichste und uneigennützigste Berater des gemeinen Volkes, weil ihm Gott selbst diese Mission aufgetragen und er in allem das höhere Interesse seiner Herde suchen soll. Die Religion muß auch wirtschaftlich und politisch die menschliche Gesellschaft beeinflussen und durchsäuern, selbst wenn die Staatsgewalt sich dem entgegenstellen will. Das war das Programm Pius' X., als er Dorfpfarrer in Salzano war.

Seine schrankenlose, alles aufopfernde Liebe trieb den Pfarrer von Salzano manchmal sogar über das Ziel kluger Berechnung hin-

aus. Um einer notleidenden Familie zu Hilfe zu kommen, soll er eines schönen Tages sein armes Rößlein verkauft und seinen Pfarrring verpfändet haben. Sein Vorgänger Bosa hatte ein Spital gegründet. Doch die Mittel, die er demselben vermachte, reichten zu dessen Unterhalt noch lange nicht hin. Was tat der gute Pfarrer, um es zu retten? Mit einem Schlage machte er eine Anleihe von 25 000 Lire, mit der er die Anstalt vergrößerte und auf festere Füße stellte. Liebevoll tadelte ihn diesmal der Bischof von Treviso und fragte ihn, ob er sich etwa noch das Weihrauchfaß pfänden lassen wolle. Um ihn vor weiteren derartigen Selbstplünderungen zu behüten und ihn nicht um all seine Habe kommen zu lassen, mußte man daran denken, den jungen Priester von seinem bisherigen Wirkungskreise abzuberufen: die Folge war die Versetzung.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Sartos Oberhirte aus den erfreulichen Resultaten, die des Erzpriesters rastloses Schaffen erzielte, dessen persönliche Tüchtigkeit erkannte. Bischof Zinelli, seit 1860 auf dem Stuhl von Treviso, sah ein, daß Sarto zu Höherm berufen war, und gedachte die erleuchtete Kraft des gottbegnadeten Priesters in seiner nächsten Umgebung zu verwenden. Er rief ihn im Jahre 1875 als Domherrn und bischöflichen Kanzler zu sich nach Treviso.

Rasch ging es nun die Sprossen in der Verwaltung des Bistums weiter empor, dank der umsichtigen Begabung des zum Manne herangereiften Don Giuseppe Sarto. Der Generalsekretär wurde zum Direktor und Spiritual des Priesterseminars, zum Primicerius des Kapitels, zum Synodalexaminator und Mitglied des kirchlichen Gerichts, schließlich zum Generalvikar ernannt. Oefters war ihm so die Gelegenheit geboten, sein gründliches Wissen zu verwerten; nicht selten geschah es, daß er auch die Seminarprofessoren beim Unterricht in Theologie, Philosophie, Kirchenrecht u. a. ersetzen mußte. „Die vollkommene Ausbildung des Klerus war das Hauptziel seiner Anstrengungen."

Nach dem Tode des Bischofs Zinelli wurde Sarto zum Kapitularvikar während der Stuhlerledigung erkoren, und ihm so das Schicksal der ganzen Diözese in die Hände gelegt. Man fand keinen Bessern, dem man die verantwortungsvolle Leitung der Bistumsangelegenheiten anvertrauen sollte. Daß am 28. Februar 1880 sein Freund Callegari zum Bischof von Treviso ernannt wurde, dürfte kaum ohne die Mitwirkung des Kapitularvikars geschehen sein. Bischof Callegari, welcher allerdings schon am 25. September 1882 Treviso mit Padua vertauschen sollte, machte seinen Studiengefährten zum Generalvikar und tat nichts ohne seinen Rat und seine Mitarbeit. Auch unter dessen Nachfolger Apollonio, einem frühern Seminarprofessor, blieb Sarto Generalvikar. Es war eine vorzügliche Schulung für den künftigen Bischof und eine würdige Krönung seiner priesterlichen Laufbahn.

Treviso war gleichfalls neun Jahre lang das fruchtbare Erdreich für den Eifer des jetzigen Papstes. Trotzig ragt die alte, vom

Silefluß bespülte Feste wie damals so noch heute in die Höhe; ihre Bastionen hat sie der unverbrüchlichen Treue zu verdanken, mit der sie im 16. Jahrhundert zur Lagunenstadt gehalten hat. Schon in der Römerperiode war „Tarvisium" eine mächtige Stadt. Die an Kunstwerken so reiche Kathedrale ist ein Werk der Longobarden; daneben zählt der Ort noch vier andere Pfarrkirchen. Von alters her war Treviso mit seiner wertvollen Bibliothek ein nicht unbedeutender Sitz der Wissenschaft. Immer mehr verschwinden die Spuren des Mittelalters unter der Unmenge von neuen Straßen, Kanälen, Palästen, Gärten und Fontänen, aber noch lebt das Andenken an den schlichten Kanonikus Sarto in aller Herzen fort.

Wie ein einziger Freudenschrei durchzog die Botschaft von der Wahl Pius' X. das ganze Bistum und rief in den Herzen aller einen stürmischen Jubel wach. Selten ist ein Völkchen mit mehr Recht auf seinen Landsmann stolz gewesen als dieses.

Aus der Stadt Treviso, wo der Papst als Domherr gelebt und gewirkt hat, flogen die Adressen und Glückwunsch-Telegramme der Gemeindevertretung, des Diözesan-Komitees, des Kapitels, der Pfarrer und vieler anderer alter Bekannten nach Rom zum Neuerwählten. „Treviso", hieß die Depesche des Stadtrats, „stolz darauf, daß einer der eigenen Söhne, von dessen Geistes- und Herzensvorzügen das Vaterland und die Christenheit das beste erhoffen, auf den Papstthron erkoren worden, schickt Sr. Heiligkeit ehrfurchtsvollen Gruß." Als Antwort sandte der hl. Vater mit seinem gerührten Danke den apostolischen Segen. Das Te Deum fand am Krönungstage in Gegenwart sämtlicher Gemeinde- und Landesbehörden statt. Eine brillante Beleuchtung schloß die Feier. Auf der Spitze des Domes glänzte ein W (Evviva) Pio X.

Nach Salzano, an dessen Spitze der hl. Vater als Erzpriester stand, gelangte die Nachricht durch ein Telegramm aus Venedig an eine „villeggiante", mit den beiden Schwestern des Papstes befreundete Familie. Wie ein Funke breitete sich die Neuigkeit in der Pfarrei aus, aber viele konnten ihr erst glauben, als die Zeitungen aus Venedig sie bestätigten. War das ein Fest in dem kleinen Flecken!

In Tombolo wirkte die Kunde, Giuseppe Sarto, „unser Kaplan", sei Papst geworden, wie ein elektrischer Schlag. Ein zitternder Alter bat den Berichterstatter der „Pro familia", er möchte dem Herrn Kaplan, der jetzt Papst geworden, ausrichten, wie er noch lebe und die Freude tief drinnen fühle, wobei er mit der schwieligen Hand auf das pochende Herz deutete. Alle Glocken verkündeten es ins Land hinaus, daß nun der Kaplan von Tombolo mit der Tiara geschmückt wurde, von Gemeinde- und Pfarrhaus wehten die Fahnen, Rat und Erzpriester sandten ihre heißesten Glückwünsche nach Rom. Die dankbare Gemeinde beschloß, im Hause, das Pius X. als Kaplan bewohnt hatte, einen Denkstein zu errichten und dem Papste eine feierliche Adresse zu übermitteln.

Auch Castelfranco, das den Studenten Sarto für sich in Anspruch nahm, konnte beim allgemeinen Jubel nicht zurückbleiben. Am Sonntag, wo in St. Peter der arme Student von Castelfranco gekrönt wurde, saßen im reizenden Städtchen 70 arme Kinder und ebensoviele Greise an der üppig besetzten Tafel, welche frohe Herzen ihnen bereitet hatten. Mons. Caldana hielt eine feurige Rede, und unabläßig rief die begeisterte Menge: „Viva Pio Decimo!“

Riese vollends, die Heimat des Papstes, die Stätte seiner Kindheit, hatte sein schönstes Prachtgewand angezogen. Der erste, der das Geschehene erfuhr, war der wackere Bürgermeister (Sindaco), der gerade in Castelfranco weilte. In strengstem Galopp fuhr er, wie er selbst beschreibt, nach Hause, um seine Freundin Theresia Parolin, die Schwester des Papstes, zu beglückwünschen. Unverzüglich entfaltete er die Standarte am Rathause, der Pfarrer seinerseits befahl alle Glocken zu läuten. Die Alten weinten wie Kinder in der Erinnerung an den Genossen ihrer Jugend. „Im Namen der ganzen jauchzenden Bevölkerung“ sandte der Gemeindevorstand seine Huldigung nach der ewigen Stadt. „Aus dem demütigen Dörflein“, schrieb er, „welches Sie gebar und jetzt in stolzem Frohlocken Sie dank Ihres reichen Wissens und Ihrer trefflichen Tugenden zur höchsten Spitze der kirchlichen Autorität erhoben sieht, steigen heiße Ruhmes- und Glückwünsche empor.“

In einem flammenden Aufruf verkündete der Sindaco die Wahl Sartos und forderte zur Teilnahme an dem berechtigten Stolze auf. „Es ist ein Ruhm für dieses unser Land“, beginnt das Manifest, „demjenigen das Dasein gegeben zu haben, der heute zur ersten Würde der Erde erhöht worden ist. . . . Unser erlauchter Mitbürger hat jeweils ein liebevolles Andenken bewahrt für den Boden, der ihn zur Welt kommen sah; und ungeachtet seiner hohen Stellungen wollte er niemals die anmutige Heiterkeit und die Familiarität im Umgang mit seinen Landsleuten ablegen. Ihr alle seht ihn noch inmitten unserer Bevölkerung, umgeben von der allgemeinen Verehrung und Liebe, angeschaut wie ein Vater, ein Freund, ein Wohltäter. Von seiner Bescheidenheit wurde der Kardinalspurpur mit einem Nimbus von Popularität umkleidet, und wenig Namen hörte man mit solcher Zuneigung nennen wie den glorreichen unseres Mitbürgers, der durch die hervorstechende Frömmigkeit, durch die hohe Weisheit, durch die evangelische Sanftmut, durch die Ausübung der ausgewähltesten religiösen und gesellschaftlichen Tugenden sich würdig erwies, zum Pontifikat aufzusteigen.“

Den Höhepunkt erreichte die Begeisterung in Riese am Sonntag der Krönung. Alles strömte festlich gekleidet und mit Blumen bekränzt im beneideten Dorfe zusammen, eine Unmenge von Nachbarn und Fremden. Von allen Türmen der Gegend donnerten die Kanonen und sangen die lieblichen Glocken das Loblied auf den Sohn von Riese. „Es lebe unser großer Mitbürger Pius X.“ drang es aus tausend Kehlen, hieß es auf den mächtigen Triumphbögen, an jedem

Hause war es zu lesen. Die arme Hütte des Papstes verschwand ganz im Lichtmeer und im Blumengewinde, in das zarte Hände es gehüllt hatten; an der Front stand das blumenbekränzte Bild des Gefeierten. Die Straße von da zur Kirche war mit frischem Grün und wehenden Fahnen geziert. Auf ihr bewegte sich bei lachendem Himmel der Festzug, an dem sich auch die Schwester des Papstes beteiligte. Am Hauptportal der Pfarrkirche prangten die Worte: „Volk von Riese — eile ehrerbietig und jubelnd herbei — zu preisen in der allgemeinen Freude — die erhabenen Fügungen Gottes — der zum Vater aller Gläubigen wählte — deinen großen Sohn — Pius X." Beim Hochamte hielt der Seminarprofessor Caldana aus Vicenza die begeisternde Ansprache. Die Hochrufe quollen mit den Klängen der Glocken und Trompeten zu einer ergreifenden Musik zusammen. Abends wurden auch hier im Garten der Villa Venier 60 Arme der Ortschaft bewirtet.

5000 Pilger aus Venezien, meist aus dem Bistum Treviso, trafen am folgenden Sonntag in Padua ein, um an der Stätte, wo ihr ehemaliger Seelsorger gebildet worden war, in feierlichem Gottesdienst für das freudige Ereignis „dem Heiligen" zu danken, zu dessen Bruderschaft der hl. Vater als Ehrenmitglied gehört. Vom Diözesankomitee von Treviso wird ein großer venetianischer Pilgerzug nach Rom in die Wege geleitet. Das Volk, unter dem Pius X. 26 Jahre als Priester gewirkt hat, will es sich nicht nehmen lassen, ihm auch zu Füßen des Stuhles Petri zu huldigen.

III.

Als Bischof und Patriarch (1884—1903).

Der Bischof: seine Ernennung; trostlose Zustände in Mantua. — Bischöfliche Tätigkeit für Seminar und Seelsorge; Auftreten, Seeleneifer, Herzensgüte; das Aloysiusfest; soziale Verdienste. — Sarto und Parocchi; Beförderung zum Kardinal und Patriarchen. — Venedig; der Besetzungsstreit; Einzug des Patriarchen. — Sein kirchenpolitisches Verhalten; eine Rede. — In der Kirche: die Alpenfeier; als Prediger und Seelenhirt; Seminar und Seelsorge. — Außerhalb der Kirche: Wahltriumphe; Presse und soziale Frage; Ausland und Pilger. — Abschied von Venedig.

Wir stehen vor dem dritten Akt des Lebens unseres hl. Vaters, dieses würdigen Vorspiels zu der Wahlhandlung vom 4. August 1903. Der idyllische Zauber verschwindet zwar vom Haupte unseres Helden, seine glänzende Leistungskraft tritt ans volle Tageslicht, aber innerlich ist sich Giuseppe gleich geblieben. Stets derselbe einfache Sohn des Landes, stets derselbe Mann der praktischen Seelsorge, unter dem Glanze der Mitra und des Purpurs wie in der schwarzen, fadenscheinigen Soutane. Als ihm seine Ernennung zum Bischof mitgeteilt

wurde, und die Schwester ihren „Beppi" bekümmert fragte, was sie ihm kochen werde, wenn er Bischof sei, antwortete der Neuerwählte: „Nicht mehr und nicht weniger als bis auf den heutigen Tag." Doch der Adler dehnte seine Schwingen, sein apostolischer Flug umkreiste weitere Flächen, bis er schließlich die ganze Welt in sich beschloß.

Was der Pfarrer für seine Gemeinde, das ist der Bischof für seine Diözese. Auf seiner Seele lastet die schwere Verantwortung für das ewige Heil eines jeden aus seiner Herde. Eine Riesenaufgabe selbst in Italien, wo die Bistumssprengel erheblich zahlreicher und kleiner sind als in der übrigen Christenheit. Gerade den italienischen Bischof hemmen die kirchenpolitischen und sozialen Unerquicklichkeiten auf Schritt und Tritt.

Treviso sollte für Sarto eine Uebergangsstation bilden. Die unverwüstliche Kirchlichkeit und Geschicklichkeit, welche er in schwierigen Tagen am Steuer des Bistums an den Tag gelegt hatte, die warme Empfehlung des Bischofs Callegari und des Kardinals Parocchi lenkten Leos XIII. Auge auf den in der Vollkraft seiner Jahre stehenden Mann. Im Konsistorium vom 10. November 1884 ernannte der Papst den Kanonikus von Treviso zum Bischof von Mantua. Alle zollten diesem Schritte freudigen Beifall, nur der Klerus der Heimatsdiözese trauerte tief und aufrichtig über den Verlust.

Ein köstliches Geschichtchen, das in den Zeitungen die Runde machte, verrät so recht die demütige Gesinnung, mit der Sarto das neue Saatfeld betrat. Kurz bevor er in Rom zum Bischof konsekriert wurde, besuchte er in Padua seinen alten Bischof und Gönner Mons. Callegari. Bei seiner Ankunft begab er sich zuerst in den Dom zum Celebrieren. Doch er hatte kein Celebret bei sich. Der Pfarrer traute dem einfach gekleideten Geistlichen nicht recht und frug ihn, woher er sei: „Aus Treviso", erwiderte der Fremde. „Was tut Ihr in Treviso?" „Nichts", war die kurze Antwort. „Was, nichts? Seid Ihr nicht beschäftigt, wenn nicht als Pfarrer, so doch als Kaplan oder Hilfspriester?" Abermaliges Nein. „Mich wundert es sehr", fuhr der Dompfarrer heraus, „Treviso hat so großen Priestermangel und Ihr habt nichts zu tun! Wenn es nötig ist, daß ich Euch Euerm Bischof empfehle, werde ich es sehr gern tun." Er ließ ihn celebrieren, aber befahl dem Küster, den Unbekannten beim Messelesen zu beobachten. Pflichtgemäß meldete jener nach der Messe, mit welcher Andacht der Priester das hl. Opfer dargebracht habe. Erleichtert atmete der gestrenge Rektor auf, doch wie verblüfft war er, als er im Verzeichnis der fremden Celebranten las: Joseph Sarto, erwählter Bischof von Mantua!

Mantua, die „turmreiche", vom Mincio umflossene Stadt, war schon zur Römerzeit eine ganz bedeutende Festung gewesen. Hier war es, wo Attila, der Hunnenkönig, dem Papste Leo begegnete und durch dessen überirdische Erscheinung überwältigt aus Italien zurückwich. Als Hauptstadt des gleichnamigen Herzogtums, eines Lehens des deutschen Imperiums, hatte Mantua in der Renaissance-

zeit und darüber hinaus dem berühmten Geschlechte der Gonzaga als Residenz gedient, wo sie ihren schönen „T-Palast" erbauten. Seit 1866 war es ein Teil des neuen Italiens geworden. Obschon der Papst die italienischen Bistümer allein zu besetzen hat, ist es doch mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden, wenn er einen Kandidaten wählt, welcher der Regierung nicht genehm ist; dieselbe kennt dann stets genug Mittel, den Ernannten mit allerhand Chikanen zu belästigen. Gegen Sarto hatte sie nichts einzuwenden. Der vorletzte Bischof, der apostolische, aber unpopuläre Petrus Rota, der „Athanasius Italiens", war im Gegensatz zu seinen etwas liberalisierenden, zu nachgiebigen Vorgängern Corti und Martini ein eifriger Anhänger der österreichischen Herrschaft und heftiger Verteidiger der kirchlichen Freiheit gewesen, hatte darum auch manche Verfolgung von seiten der Staatsbehörde zu bestehen, die ihm das Placet verweigerte. Mehr als einmal hatte er das Brot der Verbannung essen und schließlich 1879 auf sein Bistum resignieren müssen. Der gemäßigte, dem politischen Treiben ferngebliebene Kanonikus von Treviso mochte unter diesen Umständen der Krone sehr willkommen sein.

Das Bistum Mantua geht in seinem Bestande nicht über das 9. Jahrhundert hinaus, obwohl schon der Lanzenheilige Longinus hier gepredigt und die vom Blute des Erlösers durchtränkte Lanze hier niedergelegt haben soll. Der bischöfliche Palast, ein vorzügliches Gebäude, liegt ganz nahe bei der eleganten Kathedrale, unter deren Hochaltar der hl. Anselm von Lucca, der große Bekenner und Leidensgenosse Gregors VII., begraben liegt. Außer ihr besitzt die mit einer reichen Bibliothek versehene Stadt noch 8 kunstvoll gezierte Pfarrkirchen. Die berühmte Wallfahrtskirche St. Maria delle Grazie, zu der jährlich 80—100 000 Pilger aus der Lombardei strömen und auch Pius X. eine große Andacht hegt, haben wir schon oben kennen gelernt. Nicht nur eine Reihe von Gelehrten und Künstlern, sondern auch viele Heilige und Selige sind aus Mantua hervorgegangen. Es zählt 30 000 Einwohner, worunter nicht weniger als 3000 Israeliten. Die Diözese erstreckt sich über 74 Meilen und 153 Pfarreien, bei der Ankunft Sartos zählte sie 150 000 Seelen, was für Italien viel heißen will.

Unser hl. Vater traf das Bistum Mantua im Zustand völliger Zersetzung. Die politischen Differenzen hatten eine tiefgehende Spaltung zwischen dem Oberhirten und einem großen Teil des für das neue Italien schwärmenden Klerus und Volkes herbeigeführt. Neue philosophische Theorien hatten, während andere Priester gar nicht studierten, bei vielen den kirchlichen Geist untergraben und sie mit den katholischen Dogmen entzweit; nicht wenige im übrigen durchaus unbescholtene Geistliche Italiens waren damals vom unglückseligen Rosminianismus angefressen, einem stark von der deutschen Philosophie beeinflußten ontologistischen System, dessen heftige Bekämpfung seine teils offenen teils geheimen Anhänger nur noch vermehrte. Einzelne, wie der positivistische Philosoph Ardigo, ein

ehemaliger Kanonikus von Mantua, hatten ihren vollständigen Bruch mit der Kirche erklärt und waren totaler Glaubenslosigkeit verfallen. Die gesellschaftliche Stellung des Klerus war nach der italienischen Okkupation die denkbar unwürdigste geworden: die meisten Kapläne waren so schlecht bepfründet, daß sie drei- bis viermal im Jahre von Haus zu Haus kollektieren mußten, um nicht Hungers zu sterben. Die katholische Richtung durfte sich nicht mehr aus der Kirche hinaus wagen, und eine breite Schicht der Bevölkerung war ihr darum entfremdet. Vielfach trug auch das schlechte Beispiel des Klerus dazu bei, das Volk von der Religion abwendig zu machen; zwei Dörfer hatten sich bereits gegen die bischöfliche Obrigkeit empört. Die höheren Stände waren vom Freimaurertum und Liberalismus unterwühlt, die niederen Klassen vom religionsfeindlichen ferrianischen Sozialismus verhetzt, welcher gerade in Mantua in großem Ansehen stand. Bischof Rota war im Kampfe gefallen, sein bejahrter Nachfolger Berengo, ein Venezianer und ehemaliger Professor des kanonischen Rechts, später Erzbischof von Udine, hatte den abwärts gerichteten Strom nicht aufhalten können. Da tat ein Apostel dringend not.

Giuseppe Sarto griff voll Liebe und Frömmigkeit, aber mit aller Energie in die verrotteten Zustände ein. Alle Schroffheit meidend, arbeitete er auf der von Rota geschaffenen Grundlage weiter und krönte dessen unvollendetes Werk. Zunächst sorgte er für eine gründliche Vorbildung und Erneuerung der Geistlichkeit, das Erste und Notwendigste in einer Diözese. Er drang vor allem auf echte Frömmigkeit und das Studium der wahren Wissenschaft. Das Priesterseminar, welches bei seiner Ankunft nur siebzehn Schüler zählte und dem offenkundigen Verfall zueilte, wußte er bald zu hoher Blüte zu bringen. Er betrachtete es nicht unter seiner Würde, die klerikale Jugend selbst auf dem richtigen Weg zu unterweisen. Gar oft, berichtet der Bischof nach Rom, mußte er in der Mathematik, Physik und anderen Fächern für die Seminarprofessoren einspringen, wenn sie krank oder abwesend waren. Als vorzüglicher Kenner des kirchlichen Gesangs nahm er die Choralstunden persönlich in die Hand, und nicht selten sah man ihn im Dom, wie er die jungen Kleriker für den Gottesdienst einübte. Als seine Mitarbeiter in diesem Werke der Erziehung berief er lauter vortreffliche Männer; als Spiritual und Morallehrer dienten ihm Jesuiten.

Namentlich auf die praktische Seelsorge richtete Sarto auch als Bischof sein Hauptaugenmerk. Die weitherzigste Auffassung spricht aus den Relationen, die er an die römische Kurie sandte. So drückt er einmal drei Wünsche aus: 1. die Abschaffung des Abstinenzgebotes am Samstag, weil dasselbe doch so vielfach übertreten werde; 2. die Verminderung der Festtage nach dem Beispiel anderer Länder; 3. einen einheitlichen Katechismus für ganz Italien mit kurzen Fragen ähnlich wie in Deutschland, nach Bellarmin'schem Muster. Ein anderes Mal klagt er, daß sein Theologe, d. h. der Domherr, der

ihn beim Predigen zu vertreten hatte, auf der Kanzel seine Sache ablese. Meistenteils predigte er lieber selbst; alle rühmen ihn am meisten gerade als Prediger. Zweimal visitierte er seinen ganzen Sprengel.

Nach namenlosen Anstrengungen konnte es dem edlen interesselosen Bischof auf diese Weise gelingen, die erheblichsten Mißbräuche abzustellen, die Geister wieder zu beruhigen und zum kindlichen Glauben der Väter zurückzuführen, im Klerus den priesterlichen Sinn wieder wachzurufen, ihm die allgemeine Achtung wieder zu erobern und vor allem die Seelsorge zu reformieren. Strenge Verordnungen, deren Ausführung er unerbittlich handhabte, dienten diesen Zwecken. Alle drei Jahre mußten seine Priester geistliche Uebungen halten, und wer nicht gewissenhaft darüber Bericht einsandte, wurde einfach suspendiert. Zur Hebung des religiösen Volksunterrichts und Bekämpfung der Unwissenheit in geistlichen Dingen befahl er, in den Unterrichtsstunden den Katechismus zuerst vorzulesen, dann zu erklären und auch auf der Kanzel den tridentinischen Katechismus zu erläutern. Besonders empfahl er auch die Pflege des kirchlich-gregorianischen Gesanges.

Seine glückliche Anlage unterstützte ihn in diesem Reformwerk. Alle, die ihn als Bischof von Mantua kannten, preisen seine ausgezeichnete Bildung, seine erstaunliche Arbeitskraft und sein Organisationstalent. Durch seine Jovialität und den Mutterwitz, der jedem Venetianer eigen ist, durch die unerschöpfliche Liebenswürdigkeit, mit welchem der Bischof mit dem Niedrigsten verkehrte, durch seine grenzenlose Wohltätigkeit gegen die Armen gewann er sich die Sympathie aller seiner Gläubigen, besonders der niederen Volksschichten: er war im besten Sinne des Wortes populär. Die Andersgläubigen, welche in Mantua sehr zahlreich sind, loben an ihm seinen weiten Blick und sein achtunggebietendes Auftreten. Die Juden, damals die Herren von Mantua, waren für ihren Bischof ganz begeistert; wenn er bei ihren Kaufbuden vorbeiging, zogen alle freundlich ihr Käppchen ab und meinten: „So sollte man lauter Priester haben." Selbst Ardigo, der Apostat, konnte nicht umhin zu bezeugen, daß Sarto „ein Mann sei, der stets unermüdlich und gewissenhaft an die pflichtgetreue Erfüllung seines Amtes denke." Der Bischof streichelte die verirrten Schäflein, ohne daß er ihnen fluchte, und den zurückkehrenden Priester nahm er wie einen verlorenen Sohn in seine Arme.

Durch sein evangelisches Beispiel hatte er bald dem in Mantua immer weitere Dimensionen drohenden Protestantismus den Weg zu versperren gewußt. Nichts konnte den guten Hirten abhalten, den am Glauben Schiffbrüchigen nachzugehen, bis er sie gefunden hatte. Einst war ein freidenkerischer Lycealprofessor in Mantua am Sterben. Der Bischof ließ ihn fragen, ob er nicht seinen Freund Sarto empfangen wolle, nicht mehr und nicht weniger. Der Sterbende konnte der Liebenswürdigkeit nicht widerstehen. Es war finster, als die bejahende Antwort ankam, und die Straßen unsicher. Doch der

Seelenapostel nahm unerschrocken den Türschlüssel in die Tasche und ging allein in die Nacht hinaus, um den Verirrten in den wahren Schafstall zurückzubringen. Ueber eine Stunde blieb er bei ihm und spendete ihm selbst das hl. Sakrament.

In seiner politischen Haltung zeigte Sarto, wie der „N. Fr. Presse" aus der Mincioſtadt geschrieben wird, „Takt, versöhnlichen Sinn, Scharfblick in der Beurteilung der Menschen, glückliche Hand in der Lösung heikler Situationen. In diesem Milieu des radikalen Antiklerikalismus ist Sarto immer in vollem Einvernehmen mit den Behörden vorgegangen." So eifrig er sich namentlich um die administrativen Wahlen annahm, so mied er doch jede politische Hetze, und wenn ein Pfarrer in der Unterhaltung ein solches Thema anschnitt, pflegte er zu antworten: „Lassen Sie es gehen! Gott wird schon sorgen."

Vorab mit den Geistlichen seiner Diözese verkehrte er als wahrer Vater. Die ihn in seinem Palais besuchten, mußten sehr häufig mit ihm sein karges Mittagsmahl teilen. Doch pflegte er dann seine Schwestern zu bitten, sie möchten etwas Besseres in den Topf legen, und dem Eingeladenen zu sagen, daß sonst wohl nicht so viele Augen in ihrer Suppe seien. Und wenn die Schwestern nicht zu Hause waren, kam es vor, daß der Bischof selbst in der Küche sie ersetzte. So langten an einem Gründonnerstage Rezzara und Bonomi, zwei hervorragende italienische Laien, gegen Mittag in Mantua an, um bergamesische Pilgerzüge nach Castiglione della Stiviere zu regeln. Monſ. Sarto kehrte gerade vom Dome heim und fragte gleich mit einem boshaften Lächeln: „Wo haben Sie gegessen?" Die beiden antworteten offen, sie seien im Café gewesen und wollten um 1 Uhr 30 Min. wegfahren. „So dürfen Sie nicht fort", protestierte der Prälat; „die Kirche befiehlt das Fasten, aber nicht den Hungertod. Sie bleiben und teilen mit mir mein bescheidenes Essen." Doch die Schwestern waren gerade fortgegangen. Rasch entschlossen, zog der Bischof eine Büchse Sardellen, etwas Thunfisch und Nüsse aus dem Küchenproviant hervor und bot es den Gästen mit der feinsten Form an; dann stieg er in den Keller und holte eine Flasche Wein herauf. Zwar brauchte er etwas lange, um die Serviette und den Korkzieher zu finden — aber die Freunde zogen gesättigt und entzückt von dannen.

Während der neun Jahre seines bischöflichen Wirkens war das bedeutendste kirchliche Ereignis neben der Jahrhundertfeier des 1086 zu Mantua gestorbenen Stadtpatrons Anselm von Lucca das Centenar des hl. Aloysius, jenes jugendlichen Angehörigen der Familie von Gonzaga, welchen die katholische Welt so allgemein verehrt. Die glänzende Feier fand, wie zu Rom in St. Ignazio, so unter des Bischofs Sarto Leitung in Rocca di Castiglione, wo der Heilige geboren war und sein Haupt ruht, unter Entfaltung des größtmöglichen Prunkes am 21. Juni 1891 statt. 300 Jahre waren es her, daß der engelgleiche Jüngling seine unschuldige Seele ausgehaucht, und noch am 3. Jahrhundertstage seines Todes sollte

sein Andenken in Mantua so reiche Früchte für die Hebung des christlichen Glaubens tragen. Unzählige Pilger aus aller Herren Ländern, auch aus Deutschlands Gauen, fanden sich hier zusammen, und alle schieden mit Ehrfurcht vor der würdigen Gestalt des Bischofs von Mantua erfüllt. Wochenlang hatte er daselbst seine ständige Wohnung aufgeschlagen; Tag und Nacht war er auf den Beinen, bald um die hl. Kommunion zu spenden, bald um Beicht zu hören, bald um zu predigen. P. Schröder, der frühere Rektor des germanischen Kollegs zu Rom, der Sarto bei dieser Gelegenheit treu zur Seite stand, hat das erhebende Fest ausführlich beschrieben.

Aber Sartos unermüdlicher Eifer konnte sich nicht mit den engen Grenzen der Kirchenmauern zufrieden geben. Eine Seite seines pastoralen Wirkens bleibt uns noch zu behandeln übrig, die soziale. In den öffentlichen Versammlungen sah man den Bischof von Mantua oft und oft auf der Rednerbühne, stets mit demselben ungebrochenen Feuer, mit dem gleichen tiefen Wissen in allen großen Fragen, mit dem gleichen Interesse für die brennende Wirklichkeit, mit den gleichen Erfolgen zum Wohl der modernen Gesellschaft. Besonders in den sogenannten Kongressen riß er alle Zuhörer durch sein gemessenes, belehrendes Wort zur Liebe und Bewunderung fort.

Was die „casse rurali" für die katholische Landwirtschaft in Italien sind, das bedeutet die „opera dei Congressi" für sämtliche religiös-sozialen Bedürfnisse des ganzen Landes, eine alle Verhältnisse und Lebensäußerungen umschließende Abwehr gegen die Feinde der Kirche, viel wichtiger noch als unsere Katholikenversammlungen. An Bischof Sarto fand dieses „Werk der Kongresse" einen seiner eifrigsten Förderer. Graf Paganuzzi, der damalige Präsident, war sein Freund. Daneben sorgte der Bischof von Mantua für die Gründung neuer Landessparkassen und „philanthropischer Vereine," immer bereit, alle katholischen Veranstaltungen zu schützen, welche auf das Wohl des Volkes abzielten. Stets bewies er ein offenes Auge und ein offenes Herz für die Not der Bedrückten. Es war das beste Mittel, die Macht der sozialdemokratischen Hydra zu brechen.

Seine sozialpolitische Arbeit führte ihn mit einem Manne zusammen, der seiner Zeit einen hervorragenden Anteil an der Regierung der katholischen Kirche nahm und dessen Freundschaft auch für Sarto entscheidend werden sollte. Der kürzlich als Papabile verstorbene Kardinal Parocchi galt mit Recht als eines der weisesten, entschiedensten und idealgesinntesten Mitglieder des hl. Kollegiums. Er war immer als das geistige Haupt von Venezien angesehen. Für Mantua, wo er geboren war, offenbarte er ein ganz besonderes Interesse. Die Verdienste Sartos um die Heimatdiözese konnten ihm daher nicht verborgen bleiben. Vom Augenblicke an, wo sich die beiden Kirchenfürsten lieben und achten lernten, verband sie die untrennbarste Freundschaft. „Wenn einer der beiden Papst wäre", sagte ein italienischer Politiker 1899, „so wäre der andere sein Staatssekretär".

In Rom war man auf den so Großes wirkenden Bischof von Mantua aufmerksam geworden. Parocchi, der damals als Vizekanzler der römischen Kirche auf seinem Zenith stand, wußte von seinem Freunde so viel Gutes zu erzählen, daß seine Bemühungen, ihm den roten Hut zu verschaffen, gelangen. Leo XIII., der Sarto namentlich vom Aloysiusfeste her kannte, fand unter seiner Hand die idealen Grundsätze, das soziale und religiöse Programm, welches er in seinen Encykliken entwickelt hatte, voll und ganz verwirklicht. Eine solche Tüchtigkeit und ein solcher Eifer verdiente eine glänzende Belohnung. Im öffentlichen Konsistorium vom 12. Juni 1893 schuf der Papst Giuseppe Sarto zum Kardinalpriester und verlieh ihm als Titelkirche S. Bernardo alle Terme. Im folgenden Konsistorium vom 15. Juni 1893 präkonisierte er dann den neuen Kardinal als Patriarchen von Venedig.

Viel war nach dem Hinscheiden des Kardinalpatriarchen Agostini über die Wahl seines Nachfolgers hin- und hergeredet worden, doch der hl. Stuhl hatte sich nie vorher ausgesprochen. Bei einer Konferenz des berühmten Jesuitenpaters Rhò hatte allerdings ein junger Bischof im Scherze zu seinem Freund Sarto gesagt: „Sie müssen sich auf ein Opfer vorbereiten, Excellenz. Es kommt mir vor, als sähe ich bald einen Hut und ein doppeltes Kreuz hier sitzen. Aber Sie, Excellenz, haben starke Schultern!" Der Scherz war Wahrheit geworden. Derselbe Bischof, nachdem er ebenfalls Kardinal geworden, fügte beim Erzählen dieser Episode hinzu: „Ich würde mich nicht wundern, wenn wir den Kardinal Sarto eines Tages als Papst erblicken würden. Er besitzt alles, was erforderlich ist, um der Kirche und dem höchsten Amt Ehre zu machen." Auch diese Prophezeiung hat sich bewahrheitet.

Mantua mußte den liebgewonnenen Bischof ziehen lassen, aber es vergaß ihn nicht. Auch das Volk von Mantua dankte in einem feierlichen Te Deum Gott für die Auszeichnung seines frühern Oberhirten, und als der Bischof Origo aus dem Dome nach seinem Palast zurückkehrte, brachte eine ungeheure Menschenmenge auf Pius X. ihr Hoch aus.

Giuseppe Sarto war wiederum dem Herzen der Kirche einen Schritt näher getreten, dadurch daß er in ihrem erlauchten Senat Platz nahm. Denn mehr denn je bilden heutzutage die Kardinäle die Angeln der katholischen Kirche, als Berater und Wähler ihres Oberhauptes.

Die Kirche des hl. Bernhard zu den Thermen in Rom, welche dem Kardinal Sarto als „Titel" überwiesen wurde, ist im Vergleich zu so vielen glanzvollen Gotteshäusern der ewigen Stadt schlicht und ärmlich. Sie wurde gegen Ende des 16. Jahrhunderts von einer römischen Edeldame aus einem Hitzbad der diokletianischen Thermen umgebaut und den Cisterziensern geschenkt, die jetzt noch den Gottesdienst daselbst versehen (in der Nähe des Bahnhofs). Pius IX. hat sie restauriert. Wohl sehen wir einige Grabmonumente, Bilder und

Statuen darin, aber nichts, was uns interessieren könnte, außer etwa dem großen Marmorgrab hinter dem Hochaltar: hier hat der berühmte deutsche Maler Friedrich Overbeck († 1869) sich seine letzte Ruhestätte gewählt. Am 21. Juni 1893 nahm Sarto Besitz von seiner Kardinalskirche. Nie versäumte er sie zu besuchen, wenn er nach Rom kam.

Wie sein Kirchlein, so blieb auch der neue Kardinal so schlicht und einfach wie bisher, der Purpur änderte nichts an seiner Gesinnung und seinen praktischen Bestrebungen. Die violette Bischofsbinde, so erzählt man, ließ er rot färben, um die Ausgaben im Interesse seiner Armen zu sparen; das Farbengemisch, das herauskam, soll mehr weiß als rot gewesen sein, und der Kardinal dazu scherzend gesagt haben: „Besser so! Sie sehen, wir rücken dem Papsttum näher!" Die Cappa magna kaufte er für 100 Lire vom Kammerdiener seines Vorgängers auf dem venezianischen Patriarchenstuhl, obwohl sie schon sehr abgenützt aussah. Trotzdem mußte er Schulden machen, um die 30 000 Lire zu bezahlen, welche die Verleihung des ersten Hutes mit sich bringt, und zu ihrer ratenweisen Abzahlung heroische Opfer bringen, da er seinem Wohltun deshalb keine Grenzen ziehen wollte: derart hatten ihn seine Almosen ausgeplündert.

Die Inselstadt Venedig, welche Kardinal Sarto nunmehr betreten sollte, wird noch heute zu den Weltwundern gerechnet. Venedigs Vergangenheit und seine Sehenswürdigkeiten sind zu bekannt, als daß wir hier ein Bild davon zu entwerfen brauchten. Obenan steht der St. Markusdom mit seiner feenhaften Pracht, welche den Betrachter wie in eine Märchenwelt hineinversetzt. Im Mittelalter war Venedig unter seinen Dogen die stolzeste aller Republiken gewesen, und ihren Stolz haben die Venezianer auch über den Zusammenbruch des letzten Restes ihrer Selbständigkeit hinaus gerettet; ihre glorreichen Erinnerungen waren aber auch alles, was die armgewordenen Lagunenbewohner bei Sartos Amtsantritt noch ihr eigen nannten. Der Friede von Campo Formio hatte sie 1797 Oesterreich übergeben, und dadurch, daß sie 1866 dem geeinigten Italien einverleibt wurden, erwachte ihr erloschener Glanz nicht wieder. Nur noch die über 100 Kirchen, welche mit den schönsten Werken der mittelalterlichen und Renaissancekunst angefüllt sind, geben einen Begriff von der einstigen Größe. Die Stadt zählte beim Einzug Kardinal Sartos 155 000 Einwohner, nur 6000 weniger als der ganze Patriarchensprengel.

Das Patriarchat von Venedig ist bekanntlich erst 1451 durch die Uebertragung der Patriarchalrechte von Aquileja entstanden. Der Patriarch nennt sich zugleich Primas von Dalmatien, ein Erbstück aus der Periode versunkener Herrlichkeit. Auch wenn er nicht Kardinal ist, darf er den Purpur tragen; weiter hat er das Privileg des Thronbaldachins und des vorgetragenen Kreuzes. Als Sarto eintraf, fand er 45 Pfarreien und gegen 280 Priester in der Diözese vor. Sein Vorgänger Agostini (1877—91) war nicht nur

als großer Redner und scholastischer Philosoph, sondern noch mehr durch seine sprichwörtlich gewordene Bedürfnislosigkeit und Wohltätigkeit berühmt gewesen. Kardinal Sarto stieß also auf ein wohlbebautes Terrain.

Doch diesmal sollte die Besetzungsfrage zwischen Kirche und Staat keine so einfache Lösung wie in Mantua finden. Der italienische Staat berief sich auf die Privilegien der alten Republik Venedig und behauptete, ganz in die Rechte des österreichischen Kaisers eingetreten zu sein, welcher ebenfalls das Patronatsrecht ausgeübt d. h. den Patriarchen ernannt hatte. Dem berüchtigten Crispi, der damals als Ministerpräsident am Ruder saß und sich für die unbeugsame Abneigung des Vatikans gegen seine freimaurerischen Vorschläge rächen wollte, kam natürlich die Kontroverse sehr gelegen. Hüben und drüben entspann sich eine heftige historisch-kanonistische Polemik, die auch heute noch nicht zum Schweigen gekommen ist. Der Deputierte Rinaldi, ein gewiegter Jurist, verteidigte die Ansprüche des Staates, welche man auch durch Nachforschungen in Wien zu stützen suchte. Dem wurde in gelehrten Memoiren entgegengehalten, daß die Kirche von Venedig nur die Fortsetzung des untergegangenen Patriarchats von Aquileja und das Ernennungsrecht ein nicht übertragbares Privileg an die ehemalige Republik gewesen sei; 30 der angesehensten Juristen erklärten sich bereit, die Theorie zu verteidigen.

Die Regierung verweigerte Sarto die staatliche Anerkennung, das sogenannte Exequatur, und sperrte ihm auch den Gehalt. Dies hielt ihn nicht zurück, dem Rufe des Stellvertreters Christi Folge zu leisten. Der Brief, durch den er dem damaligen Bürgermeister von Venedig, einem Anhänger der daselbst dominierenden Demokratenpartei, seine bevorstehende Ankunft mitteilte, ist ein Muster von gesellschaftlichem Takt und ungetrübter Kirchlichkeit. Er drückte darin die Hoffnung aus, an der Stadtvertretung eine Hilfe zu finden, welche die Ausübung seines hl. Amtes erleichtern werde. „Und das hoffe ich nicht bloß," fügte er hinzu, „sondern ich halte es für sicher; denn so verschieden auch unser Wirkungsfeld sein mag, so soll doch im einen wie im andern auf das eine letzte Ziel hingesteuert werden: das wahre Wohl der Bürger, und kann keine Kollision zwischen den zwei Gewalten entstehen, weil der Urheber der Religion und Gesellschaft nur einer ist."

Dankend hieß der „Sindaco" in seinem Antwortschreiben den Kardinal willkommen. Auch ihm schienen die beiden Gewalten so klar geschieden, daß er einen Konflikt für ausgeschlossen erachtete, „besonders bei der freundlichen Mäßigung in den persönlichen Beziehungen", welche Eminenz in ihrem Briefe geoffenbart habe. Aus ihm verspreche er sich eine bessere Harmonie als aus Vereinbarungen und Kompromissen. Diese Erwartungen sollten nicht getäuscht werden. Bis zum Schlusse blieb der Patriarch der beste Freund des „Municipio", der Stadtverwaltung, mochte sich auch sein Verhältnis zum „Governo" sehr wechselvoll gestalten.

Glänzender und unzweideutiger noch bekannte der neue Patriarch sein kirchenpolitisches Programm im Hirtenbrief, den er von Mantua aus kurz vor seiner Abreise an die Geistlichkeit von Mantua und Venedig richtete. Ungescheut hielt er darin jenen Katholiken ihre Sünde vor, „welche auf Lehren gestützt, die gemeiniglich katholisch-liberal genannt werden, um sich mit den offenen Feinden der Kirche in Uebereinstimmung zu bringen, einen gewissen Frieden oder vielmehr eine Versöhnung zwischen dem Licht und der Finsternis träumen. Es sind diejenigen, welche, indem sie als Ursache alles Uebels den Zwiespalt zwischen den zwei Gewalten ansehen, daran die ganze Schuld der Kirche geben; und in einer so wichtigen Angelegenheit die Lehren der alten Weisheit verschmähend, angesichts der neuen Meinungen ihren Geist nicht vorsichtig in der Pflicht zu erhalten, die zeitgemäßen Antworten des apostolischen Stuhles weder anzunehmen noch als Aussprüche des Himmels zu verteidigen wissen."

Am 24. November 1893 zog der Kardinal in die neue Heimat feierlich ein und wurde von der Bevölkerung mit großem Enthusiasmus empfangen. Selbst das Militär salutierte, als Sarto die teppichbelegte Treppe herunterstieg, umgeben von den weißgekleideten Karmelitern. Seine hohen Verdienste auf dem Stuhl von Mantua, der Ruf, in dem sein Charakter stand, nicht zuletzt auch seine niedere Geburt hatten ihm von vornherein die Sympathien gesichert.

Die Regierung reizte er nicht. Klug, korrekt in allem, wußte er jeden Anlaß zur Erweiterung der Kluft durch kirchenpolitische Streitigkeiten oder aggressive Haltung zu vermeiden, ohne sich in seinem treuen Festhalten an der päpstlichen Politik das geringste zu vergeben. Wohl galt die Feindschaft weniger seiner Person als dem Prinzip, das betonte die Regierung immer, aber eine Ueberstürzung hätte genügt, um den Streit zur hellen Flamme zu entfachen. So aber ließ sich die Krone zu einer stillschweigenden Duldung herbei.

Als König Umberto I. im Jahre 1895 nach Venedig kam, um den Besuch des deutschen Kaisers entgegenzunehmen, frug der Patriarch beim Vatikan ehrerbietig an, ob er den Monarchen begrüßen solle. Leo XIII. ließ ihm volle Freiheit, nach seinem Gutdünken zu handeln; ob er insgeheim den Wunsch gehegt, der Kardinal möchte sich aus Venedig entfernen, um der Verlegenheit aus dem Wege zu gehen, erscheint mehr als zweifelhaft. Tatsächlich begab sich der Kirchenfürst mit gebührendem Pompe zum Herrscher, den Venezien wenigstens als seinen rechtmäßigen König ansehen konnte, und legte ihm ganz offen die mißliche Lage auseinander, welche das Unterlassen der staatlichen Bestätigung für beide Teile nach sich zog. Der geschmeichelte Monarch kam ihm freundlich entgegen und gab ihm zu verstehen, daß Sarto persona grata sei. Umberto war entzückt, und als er nach Hause kam, konnte er die gewählten Manieren unseres Patriarchen nicht genug loben. Kardinal Sarto erhielt das Exequatur. Der opportunistische, damals von überseeischen Plänen

berückte Crispi, auch diesmal die Do ut des-Politik befolgend, gab gerne das Placet her, als der Vatikan dafür in der apostolischen Präfektur von Erythräa beim roten Meer an Stelle eines Franzosen einen Italiener ernannte.

So verhütete Sarto den Krieg mit der Behörde. Zu einem herzlichen Verhältnis kam es bei der Zurückhaltung, die er sich als Kardinal auferlegen mußte, niemals, trotz der Gegenversicherungen liberaler Blätter. Dafür war er viel zu sehr Priester, wie der „Giornale d'Italia" selbst zugesteht. Bei der notwendigen Spannung zwischen Quirinal und Vatikan konnte er nicht auf Kosten seiner Anhänglichkeit gegen den hl. Stuhl und des religiösen Bewußtseins seiner Gläubigen mit der Regierung kokettieren. Aber darum brauchte er seinem Monarchen bei einer Berührung mit ihm nicht die schuldige Aufmerksamkeit zu verweigern; mit Grund hätte er befürchten müssen, daß eine ostensiv feindselige Stellung dem Heile der ihm anvertrauten Seelen, worauf ihm alles ankam, Schaden bringen konnte. Ja, wir halten es nicht für unmöglich, daß Sarto positiv die Hebung des schmerzlichen Konfliktes zwischen Kirche und Staat, einen sogenannten modus vivendi „von ganzem Herzen" wünschte, wie er nach einem in der „Gazzetta di Venezia" 1894 veröffentlichten Interview bei einem Gespräch in Mantua über das Exequatur geäußert haben soll.

Welches die Hauptabsicht war, die der Patriarch von Venedig bei diesen Annäherungen verfolgte, erkennen wir aus dem Inhalte jener Unterredung mit König Humbert, den er noch dieser Tage einem Freunde mitteilte, als er mit ihm in den vatikanischen Gärten spazieren ging. Es fand damals die erste Kunstausstellung in Venedig statt. Unter den Malereien befand sich ein obscönes Gemälde des Turiner Künstlers Crosso: ein nackter Leichnam war in der Kirche dargestellt, wie er von lachenden Freudenmädchen umtanzt wird. Der sittenstrenge Kirchenfürst hatte des Bildes wegen seinen Gläubigen und besonders seinem Klerus verbieten müssen, die Exposition zu besuchen. Er benützte nun die Gelegenheit, den König zu bitten, das anstößige, Religion und Sitte verletzende Gemälde zu entfernen. Se. Majestät bedauerte sehr, seinem Wunsche nicht willfahren zu können, wie er es, so sagte er, ihm zuliebe gerne tun würde, wenn er nicht gebunden wäre.

Im Lichte dieser höheren Rücksichten erscheint die Mittrauer des Kardinals von Venedig beim Tode Humberts als ganz selbstverständlich. Als im Sommer 1900 der Stahl des Mordbuben seinen König traf, erließ auch Sarto wie die übrigen italienischen Bischöfe, „ergriffen von Abscheu über das fluchwürdige, an der Person unseres erhabenen Königs begangene Verbrechen", ein Manifest an Klerus und Volk, worin er sie zum Gebete aufforderte, die Leichenfeier im Dom von S. Marco im Einklang mit der Munizipalbehörde in Aussicht stellte und seinen Pfarrern vorschrieb, die bischöfliche Kurie über die Veranstaltungen zu benachrichtigen, die sie in

ihren Kirchen getroffen. „Angesichts dieser verabscheuungswürdigen Missetat," schloß er seine Verordnung, „erflehen wir mit den Gebeten für die Seele des erhabenen Toten vom Herrn, er möge alle bösen Früchte entfernen, welche jener Geist des Schwindels und des Irrtums getragen hat, der ein so großer Schaden für die Nationen ist, und den Lenkern der öffentlichen Sache den Geist der Weisheit und des Rates mitteilen, um wirksam die zügellosen, der Gesellschaft so unheilvollen Leidenschaften zu bekämpfen und niederzuhalten." Die Sprache war gewiß deutlich genug!

Als die fromme Witwe des Ermordeten, die so volkstümliche Königin Margherita, nach der Greueltat von Monza zur Lagunenstadt kam, versäumte Sarto es nicht, auch ihr sein aufrichtiges Beileid auszusprechen.

Nicht minder verlief das Zusammenwirken des Patriarchen mit dem Grafen von Turin bei der Grundsteinlegung zu dem neuen „Campanile" am 26. April 1903 zur gegenseitigen Befriedigung. Lange hatte man daran gezweifelt, ob der Kardinal im Beisein des Vertreters und von Angehörigen des königlichen Hauses sich an der Feier beteiligen werde. Sarto ließ sich nicht abhalten, den Grundstein selbst zu legen und sogar angesichts des Grafen eine glänzende Rede zu halten, worin er der königlichen Hoheit und dem Minister des öffentlichen Unterrichts für ihr Erscheinen dankte. Aber nie schweifte er von seinem religiös-sozialen Thema zu einer kirchenpolitischen Digression ab, wie es seine Vorredner getan. Freudestrahlend, ruhig, ohne Verlegenheit reichte er dem hastig herbeieilenden Prinzen von Savoyen die Rechte und trat mit ihm unter den Pavillon. Als der Patriarch aus dem Palazzo Ducale herauskam, heißt es auf liberaler Seite, zerteilte die Sonne eben die Wolken und warf einen magischen Glanz auf Mitra und Kreuz. Die Kirche braucht das Licht des Tages nicht zu fliehen!

Auch bei der letzten Reise des Königs Vittorio Emmanuele III. nach Venedig im Mai dieses Jahres besuchte Kardinal Sarto offiziell das weltliche Oberhaupt. Den Absichten des Königs entgegen hatte man den Präfekt bereits zur Audienz geführt, als der Patriarch ankam. Ruhig wartete derselbe mit den Generälen und Beamten plaudernd im Vorzimmer; dann unterhielt er sich lange und freundlich mit dem Monarchen, der ihn bis zur Türe begleitete. Der katholischen Sache war genützt und den katholischen Grundsätzen nichts vergeben.

Wir haben uns eingehender mit den Punkten beschäftigt, wo der Kirchenfürst mit dem Königshause zusammentraf, weil man den Versuch gemacht hat, daraus Pius X. als Papst den Strick der Freundschaft mit dem papstfeindlichen Quirinal zu drehen. Gerne treten wir jetzt in die inneren Räume der bischöflichen Tätigkeit unseres hl. Vaters in Venedig ein.

Bei keiner öffentlichen Manifestation, weder religiösen noch bürgerlichen, blieb der Patriarch zurück. Vor allem die spezifisch venezianischen Feste feierte er mit und hob sie durch seine Mit-

wirkung: die des Arsenals, die Säkularwende zu Ehren des Erlösers, den Stapellauf des „Francesco Ferruccio" im Jahre 1901 und kürzlich noch die Wiedererrichtung des berühmten Glockenturmes von San Marco, zu dem er nach zehn Monaten harten Ringens im April den Grundstein legen durfte. Aber was in Sartos Geiste alle diese Feiern einheitlich zusammenhielt, was sie heiligte und ihnen ihre Seele einhauchte, das war immer und überall nur der religiöse Gedanke, wie er ihn in seinem blendenden Vortrage bei jener Grundsteinlegung entwickelte.

„Kein Schauspiel," so begann der Kardinal vor der gewaltigen Menschenmenge auf dem festlich gezierten Platze, „kein Schauspiel ist so würdig der Bewunderung wie das eines Volkes, welches beim Beginn eines Werkes von Gott den Segen erbittet; denn nie bekundet sich das menschliche Genie wie dann, wenn es sich vor dem ewigen Feuer neigt, von dem das Licht kommt, und nie offenbaren sich seine Werke in einem majestätischeren und feierlicheren Lichte als nach der Anrufung der höchsten Macht, welche sie besiegelt und weihet.

„Ich beglückwünsche mich samt euch, edle Vertreter Venedigs, daß ihr als treue Dolmetscher der wahren Bürger beschlossen habt, ein öffentlicher religiöser Akt möchte die Wiedererbauung des Campanile inaugurieren, und zwar am Tage des Evangelisten St. Markus, damit Venedig, das einst so viele Jahrhunderte unter dessen Schutze blühte, eine neue Aera des Glückes unter denselben Auspizien sich eröffnen sehe. Ich beglückwünsche mich samt euch, die ihr euch als würdige Söhne jener Väter gezeigt, welche, überzeugt von der großen Wahrheit, daß man vergebens baut, wenn der Herr den Bau nicht leitet, die Gründung dieser seit ihrem Ursprung christlichen Stadt mit dem Tage beginnen wollten, wo das Geheimnis der menschlichen Erlösung begann, und nie an ein Unternehmen gingen, ohne zuerst den Namen Gottes und den Schutz Mariä auf dasselbe herabgerufen zu haben. Durch die Religion ehrten unsere Ahnen, verbunden zu einem Herzen, das Vaterland mit einer großmütigen Liebe, mit einer tiefen Ehrerbietung, mit einem heldenhaften Dienst, und kraft dieser zwei Gefühle, mehr als kraft ihres politischen Sinnes vollbrachten sie glorreiche Taten, stiegen sie zu Wohlstand und Berühmtheit empor. Dank der Religion war Venedig, während die anderen Nationen und selbst die Städte Italiens unter dem Joche der Barbaren seufzten, das Zentrum der europäischen Kultur, der Sitz des Wissens und der schönen Künste, die Königin der Meere, der Ring, welcher den Orient mit dem Occident zur Verkehrsgemeinschaft verband.

„Von der Religion leiteten die Venezianer stets die Quelle ihrer Blüte her, und deshalb, weil sie die Seele ihrer Werke, die Leiterin ihrer Beschlüsse, die Eingeberin ihrer Gesetze war, errichteten sie ihr — um die Wohltaten zu erlangen oder zu vergelten — Tempel und Altäre, widmeten ihr Asyle der Frömmigkeit, weihten ihr Institute

nützlicher Studien, Heilige schaffender Tugenden und verewigten in Monumenten ihre glorreichen Triumphe.

„Daher konnte auch nichts mehr zur Ehre der bürgerlichen Behörde gereichen und den Venezianern lieber sein, als das Andenken an dieses Ereignis, verbunden mit der Huldigung vor der Religion, der Nachwelt zu überliefern. Nein, die Bürger Venedigs gedenken bei der Aufrichtung des Turmes nicht wie die Nachkommen des Noë durch einen babylonischen Turm ihren Ruhm zu begründen, sondern den Namen Gottes zu verherrlichen, den Söhnen einen Beweis ihres Glaubens zu hinterlassen, einen Gedenkstein an ihre wahre Vaterlandsliebe.

„Möge der Campanile vom Himmel gesegnet sich erheben, damit man, entsprechend den Regeln der Kunst und der Harmonie mit dem einzigartigen Tempel und Platze, jene schöne Aesthetik betrachte, welche vom Verstande gewollt und vom Herzen empfunden ist. Es erhebe sich gesegnet vom Himmel der Campanile von San Marco und eile mit den Wünschen der Tag herbei, an dem der neue Glockenton widerhallen wird, verkündigend mit der wahren Glorie von Venedig: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind!"

Wenn so der Kardinal alles unter dem einen übernatürlichen Gesichtswinkel betrachtete, um wieviel mehr mußte er sich in seinem Elemente fühlen, wenn er direkt in seinem priesterlichen Berufe arbeitete, wenn er in seiner Kirche pontifizierte, umgeben von der Schar seiner Gläubigen! Für alle, welche ihn im Dome von San Marco an seinem Amte gesehen, bleibt der überwältigende Eindruck seiner majestätischen Erscheinung ein unauslöschlicher. Aber nicht minder erhebend war seine Amtstätigkeit in dem ländlichen Gewande, mit dem sie uns beispielsweise in dem Bilde begegnet, das den Patriarchen auf einem Maulesel mit lächelndem Gesicht von der Inauguration des Kirchleins auf dem Grappaberge inmitten einer jubelnden, dichtgedrängten Volksmenge heruntersteigend darstellt, ohne Pomp, ohne anderes Abzeichen seiner Würde als das rote Käppchen.

Es war am 4. August 1901, als dieses unvergeßliche religiöse Alpenfest stattfand. Leo XIII. war der Vater des schönen Gedankens gewesen, zur Jahrhundertwende die Gipfel der Erde dem göttlichen Erlöser zu weihen. So ritt denn auch unser volkstümlicher Kirchenfürst, nur von einer kleinen militärischen Ehreneskorte und wenigen Prälaten begleitet, zur höchsten Spitze der Voralpen seiner Heimat (gegen 1800 m) hinauf, um am folgenden Morgen ganz oben eine zu Ehren der „Mutter des Erlösers" erbaute Kapelle einzusegnen. Die Glocken des Landes, die Salven der Geschütze und die Zurufe der Gläubigen begrüßten ihn auf dem ganzen Wege. Nachts kampierte der bescheidene Zug auf halber Höhe. Der Kardinal schlief, falls er beim Geschrei der Menge überhaupt schlafen konnte, in einer Feldhüterbaracke, die so klein war, daß man die Matratze nicht durch die Türe brachte. Eine Lichtschlange bezeichnete den Pfad, auf dem

sich Hunderte und Tausende von frommen Pilgern hinaufbewegten. Als die ehrwürdige Gestalt des Patriarchen aus dem dichten Nebel heraustrat, riefen 7—8000 Stimmen in phrenetischer Begeisterung: „Es lebe der Patriarch!" Der Kardinal grüßte und segnete mit der Hand, und als er näher kam, antwortete er mit starker und bewegter Stimme: „Es lebe Maria!" Zur selben Stunde, wo im römischen Riesendome der Patriarch von Venedig als Pius X. gekrönt wurde, wurde an der denkwürdigen Stelle auf dem Monte Grappa ein marmorner Stein zur Erinnerung eingeweiht.

Noch ergreifender war Sartos milde und doch so hoheitsvolle Erscheinung, wenn er mit Stab und Mitra die Kanzel bestieg und Worte voll innerer Kraft und Salbung an sein Volk richtete. In San Marco konnte man ihn fast täglich wie einen Pfarrer hören. Da wurden selbst die beweglichen Venezianer lautlos stille, und wie gebannt lauschten sie dieser volltönenden, von ruhigen Gesten begleiteten Stimme. Sarto predigte sehr gern und häufig, mit großer Leichtigkeit und Bibelkenntnis, aber nie suchte er die Phrase. Stets sagte er die Wahrheit, oft klang sein Ton scharf, ohne darum anzustoßen; zuweilen tadelte er auch die Regierung, und stand doch gut mit ihr, ein Beweis für seine taktvolle Klugheit. „Einfach und beredt, sachlich und doch von Begeisterung durchglüht, ganz den Stempel seiner edlen vornehmen Persönlichkeit tragend, macht die Predigt einen Eindruck, der unverkennbar ist", lautet das einstimmige Urteil der Augenzeugen. „Seine Homilieen, die Ansprachen, die Hirtenbriefe, die öfteren Predigten atmen ein liebliches Aroma reinen Schrift- und Vätergeschmacks, reich an Gedanken, an beweiskräftigen Gründen, stets mit dem Gepräge unaussprechlicher Sanftmut, stark durch die allgemeine Ueberzeugung von seiner Heiligkeit."

An seinem rastlosen Seeleneifer, an seiner Vorsorge für die praktische Pastoration hatte der Wechsel von Mantua nach Venedig nichts geändert. Um eine Seele zu retten, war er zu den schwersten Opfern bereit, wie man es beim bekannten Oberst Tragni gesehen hat, den er aufsuchte, um ihm die Stärkungen der Religion zu bringen. Vergebens hatte er Empfangsstunden angesagt: den ganzen Tag eilte Venedig zu ihm, um Rat zu holen, und stets brachte der edle Menschenfreund seiner Herde die gleiche Güte und Langmut entgegen. „Er war der gute Hirte", fährt unser obiger Gewährsmann fort. „Vom guten Hirten spiegelte Pius X. die süße Anziehungskraft eines väterlichen Herzens und die Ergebenheit der Seinigen wieder ... So erreichte er fromme Zucht, und alle folgten ihm, angezogen von seiner Milde, vielleicht ohne auch nur zu merken, daß sie seinen Willen taten und gelehrige Objekte eines Operationsplans waren, den er ausgedacht hatte und mit kluger Ruhe und scharfer, glücklichster Intuition handhabte." Sofort hatte er die Anlagen eines jeden erkannt. Von einem ausgezeichneten Gedächtnis und einer reichen Erfahrung unterstützt, wußte er alle seine Leute an den richtigen Platz zu stellen. Gerecht und unparteiisch wußte er jedes Verdienst zu belohnen.

Wiederum war es die klerikale Jugend, welche zuerst die Wohltat seines erleuchteten Eifers genoß. „Seinem Seminar hinterläßt er die süßesten Erinnerungen an seine häufigen Besuche, an die Feste, die mit feierlicher Würde begangen wurden, an ungemessene Unterstützungen für die Studien und für die Zöglinge, an stete Hilfe für jede nutzbringende Initiative, an die Errichtung der juristisch-kanonistischen Fakultät." Jedesmal stand der Kardinal den Prüfungen am Schluß des Schuljahres persönlich vor. Oft hatten dabei Schüler wie Lehrer Gelegenheit, seine umfangreichen Kenntnisse und seine Sicherheit in den wissenschaftlichen Fragen der verschiedensten Art zu bewundern. Sein Wissen war ein tiefes, gründliches; gerade weil es sich weit entfernte von der hohlen Phrase und dem oberflächlichen Firnis, konnte es vom leichten Volk der Halbgebildeten angezweifelt werden.

Nicht minder war der Patriarch für die Erhaltung des wissenschaftlichen und priesterlichen Geistes bei den Seelsorgsgeistlichen besorgt. Mit einer fast furchtbar zu nennenden Strenge sah er auf den Wandel und die Zucht seines Klerus. Ein Feind aller auffälligen Neuheiten, verbot er den Priestern seiner Diözese den Gebrauch des Zweirades. Eine Eigentümlichkeit waren besonders die monatlichen Konferenzen, zugleich Exercitien, welche er zur Hebung von Bildung und Ascese in seinem Sprengel einführte. Er hielt sie gewöhnlich selber in der Kirche „della Fava". Sie dauerten drei Stunden: zuerst die Messe, dann die gemeinschaftliche Betrachtung, schließlich der Vortrag, den er sehr oft selbst übernahm. Der Geistliche, welcher von der Versammlung auszubleiben wagte, war ohne weiteres suspendiert.

Ebenso verhängte Sarto die Suspension ipso facto über jeden, der in seiner Kirche Gesangbücher besaß, die von der Ritenkongregation nicht approbiert waren. Selbst ein hervorragender Kenner und Beförderer der kirchlichen Musik, drang er mit der größten Energie auf die Pflege des gregorianischen Gesanges. Nichts durfte in den Kirchen aufgeführt werden, bevor die Kommission, welche er ernannte, darüber entschieden hatte. In seinem Erlaß vom Jahre 1895 befahl der Patriarch die Einführung des Wechselgesangs bei der Vesper, untersagte das verweltlichte Tantum ergo, verbannte die Frauenstimmen, das Klavier und alle lärmenden Instrumente, empfahl den gemischten Chor mit Kindern; besonders dagegen eiferte er, „daß bei den heiligen Handlungen die Liturgie als etwas Sekundäres, im Dienste der Musik Stehendes erscheine, da doch die Musik die demütige Magd der Liturgie sein soll." Die Abschaffung liturgischer Mißbräuche und die Läuterung des Gottesdienstes lag ihm sehr am Herzen.

So nach innen gesichert und gefestigt, konnte sich seine Kirche mit Erfolg auf den öffentlichen Kampfplatz herauswagen. Da durch das „Non expedit" die Beteiligung der Katholiken an der staatlichen Vertretung erschwert ist, warf er sich ganz auf das in Italien, wo

noch viele Erinnerungen an die frühere kommunale Selbständigkeit geblieben sind, so wichtige Gebiet der administrativen Wahlen, und ein ungeheurer Erfolg lohnte seine Bemühungen. Er war der Ansicht, daß die Religion vor allem in die munizipale Vertretung der Familien eindringen sollte. Ehedem waren die venezianischen Familienväter zur Erfüllung eines Gelübdes namens der Stadt an Mariä Heimsuchung in U. L. Frau della Salute zu Opfer gegangen. Alle die frommen Gebräuche waren jetzt verschwunden, der indifferent gewordene Rat wollte im öffentlichen Leben, in der Schule nichts mehr von einer religiösen Kundgebung wissen.

Mit einer ungeheuern Tatkraft setzte sich Sarto ans dornenvolle Werk: „entweder gelingt es mir, oder ich scheide von Venedig", erklärte er seinen Kampfgenossen. Er rief alle Pfarrer zu sich und forderte sie in flammenden Worten auf, ihre Scharen selbst zur Schlacht zu führen. Drei Punkte wollte er durchsetzen, welche die Liberalen zugesagt, aber nicht erfüllt hatten: die Erneuerung des alten Brauches in der Liebfrauenkirche, den religiösen Schulunterricht und die öffentliche Armenpflege. Um ihren Zweck zu erreichen, verbanden sich die Katholiken mit der gemäßigt liberalen Richtung, und so gingen alle ihre Forderungen durch, dank der unwiderstehlichen Unbeugsamkeit des Kardinals.

Seine glänzenden Siege in den Gemeinderatswahlen sind es namentlich, was die ohnmächtig knirschenden Liberalen und Sozialisten ihm nie verzeihen konnten, und was auch den „Avanti" veranlaßte, Sarto, den „ränkevollen Bauer", als Prediger und Armenfreund in Gegensatz zu seinem frommen Vorgänger Agostini zu bringen. Aber alle müssen bekennen, daß Sarto „auch mitten im Ringen nie den Geist der Intoleranz zeigte, und oft sogar diejenigen zur Mäßigung zurückrief, welche die Gemüter zu einem heftigen Kampfe anzuregen suchten." Die ganze Stadtverwaltung ging auf seine Pläne ein, ohne daß man eigentlich davon wußte — ein Beweis für seinen gewaltigen Einfluß und sein erstaunliches Geschick. Als einmal bei Gelegenheit der Wahlen ein Freund den „Sindaco" Grimani von Venedig, einen gemäßigten Liberalen, der sehr für das neue Italien schwärmt, aber auch zur Messe geht, beim Besuch bedauerte, daß er jetzt so stark von den Wahlen in Anspruch genommen sei, gab derselbe zur Antwort, er habe gar nichts zu tun, alles tue der Patriarch. „Sein praktischer Sinn verstand es", erklärt die obige Quelle, „auf die Garantie hervorragender Männer, ohne die geringste Verletzung der päpstlichen Rechte, die hier zu Venedig im städtischen Verwaltungskörper vorwiegend konservativen Kräfte zu sammeln; eingedenk seiner schlummernden Vergangenheit, erneute dann Venedig unter den Gewölben seiner Votivtempel seine Jahrhunderte hindurch von Glauben und Vaterland ungetrennte Geschichte."

Ob Pius X. als Patriarch auch dem Zutritt der Katholiken zu den politischen Urnen günstig gestimmt war, wie behauptet wird, konnten wir nicht entscheiden. Im Prinzip sind in Italien beide

Gebiete streng geschieden, in der Praxis lassen sie sich nicht leicht trennen. Als Crispolti bei den ersten Bischöfen Italiens anfrug, ob sie ein Gesuch an den Papst um Aufhebung des „Non expedit" billigten, soll Sarto bejahend geantwortet haben. Dagegen behaupten die „Times", er sei in der römischen Frage stets intransigent gewesen. Sicher ist, daß Pius X. den „politischen Katholizismus" nie verschmäht hat.

Was auch immer das katholische Leben zu wecken imstande war, fand an ihm einen opferfreudigen Helfer. Wie eifrig er die Presse förderte, davon weiß die „Difesa" in Venedig zu erzählen; ihr wie der „Pro Familia" in Bergamo hat er gleich nach seiner Erhebung den päpstlichen Segen geschickt. Als die um die kirchliche Sache sehr verdiente „Difesa" einzugehen drohte, erklärte der tatkräftige Kardinal: „Das Blatt muß um jeden Preis erhalten werden, und wenn es sein muß, bin ich bereit, zu seiner Rettung meinen Purpur, ja meinen Bischofsring zu veräußern."

Nicht minder war Sarto auf den wirtschaftlichen Aufschwung der Katholiken bedacht. Unter seiner Aegide gründeten die venezianischen Katholiken die solide Bank von San Marco. Namentlich die soziale Frage bildete den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Er studierte sie nicht bloß, sondern übersetzte auch die christlichen Gesellschaftslehren in die Wirklichkeit. Zunächst indem er hier wie in Mantua eine besondere Vorliebe für die Klasse, der er selbst entstammte, an den Tag legte und den Armen unbeschreiblich viel Gutes tat, sowohl durch die eigene Freigebigkeit, als durch Belebung der Werke der christlichen Charitas. Dann durch Gründung, Unterstützung und Erweiterung der sozialen Organisationen, überhaupt aller Unternehmungen, die eine bessere Lage der ärmeren Stände bezweckten. So kam es, daß er sofort nach seiner Ankunft dieselben für sich gewonnen hatte und mit ihrer Hilfe im Feldzug gegen die mächtigen antiklerikalen Beamten, die Extremliberalen und die Freimaurer Sieger blieb.

Dem Wohl des Landvolkes dienten wieder die „casse rurali". Mons. Gerutti, der Apostel und Leiter dieser Spar- oder Raiffeisenkassen, wie man sie bei uns nennen würde, besaß an ihm, seinem Bischof, auch seinen Hauptgönner. Dank seiner tätigen Mitwirkung konnte Gerutti das segensreiche Werk über ganz Italien ausbreiten. Auch Sizilien hat Pius X. die Entfaltung seiner Landkassen zu verdanken, da er dem Lande 1895 mitten in der heißesten Wahlkampagne seinen ihm so notwendigen Pfarrer auf einige Tage abtrat, um die Vorurteile der sizilianischen Katholiken gegen das neue System zu zerstreuen. Auf die Fürsprache des Grafen Paganuzzi hin gab er ihm Urlaub, aber unter der bezeichnenden Bedingung, daß er vor dem Wahltermin „tot oder lebendig" zurückkehre, um „mit seiner venezianischen Zunge und vor allem mit dem Segen des Herrn" die Wähler „für die heiligste aller Sachen" zu begeistern.

Mit großem Interesse verfolgte der Patriarch auch den Fortgang der Unternehmungen des Don Luigi Gerutti zum Wohl der Arbeiter. Es war für ihn eine süße Genugtuung, das sieht man deutlich auf dem Bilde, welches den Vorgang wiedergibt, als er vor kurzem die Arbeiterhäuser von Murano einweihen konnte, welche Gerutti mit seiner Hilfe nach vielen Kämpfen ins Leben gerufen hatte. Er war der erste, der seinen Namen als Ehrenmitglied der Arbeiterkasse von Murano einzeichnete. So bedeutend war seine Autorität unter der arbeitenden Bevölkerung, daß er es wagen durfte, vermittelnd in ihre Streitigkeiten mit den Arbeitnehmern einzugreifen; so schlichtete er z. B. den Streik in den venezianischen Tabakfabriken. Geruttis Arbeiterphalanx ist stolz auf Pius' X. Erhebung; auch sie hat dafür Feste organisiert und eine marmorne Gedenktafel an die väterliche Güte und Freundlichkeit des Papstes gegen die Arbeiterwelt errichtet.

Noch weniger vergaß unser hl. Vater die „Opera dei Congressi". Als das großartige Werk aus seinem ursprünglichen Sitz Bologna verbannt wurde, flüchtete es sich mit seinem Präsidenten Graf Paganuzzi nach Venedig, wo ihm der Patriarch ein heimatliches Obdach bot. Ueberall ging Pius X. mit dem wahrhaft modernen Fortschritt, doch haßte er die Extreme. Er mischte sich nicht gern in die bedauernswerten Differenzen ein, welche zwischen der unabhängigen oder demokratischen und der mehr bischöflich-hierarchischen Richtung der italienischen Katholiken herrschten. Als jedoch der übrigens sehr verdienstvolle Anführer der „christlichen Demokraten Italiens", Don Romolo Murri, in einem Artikel der „Cultura sociale" sich persönliche Seitenhiebe gegen seinen prinzipiellen Gegner Paganuzzi erlaubte, griff der Kardinal zur Feder und schrieb einen Artikel zur Verteidigung der guten Absichten des Präsidenten. Das soll ihn nicht gehindert haben, auch den Christlichsozialen seine Gunst zuzuwenden und einem Freunde gegenüber zu äußern, er billige nicht ganz die hyperkonservativen Ideen eines Paganuzzi. Eingedenk dessen schickten die „democratici-cristiani" dem neuen Papst ein Telegramm, wonach sie „die tiefe unerschütterliche Ergebenheit gegen den hl. Stuhl erneuerten, mit dem Vorsatz, in der Verbreitung der Ideen seinem Geist und seinen Weisungen zu folgen." Gleichzeitig trafen die Glückwünsche der einzelnen Sektionen der „Opera dei Congressi e Comitati" im Vatikan ein, worin dieselben ihre Kräfte dem Triumph der Kirche und des Papsttums weiterhin zu weihen versprachen. Aehnlich gratulierte die „italienische Union der katholischen Kaufleute."

Weit über die Grenzen Venedigs, ja Italiens hinaus ging bereits Sartos Tätigkeitsbereich und sein Ruf. Für die Katholiken Dalmatiens und Istriens war er moralisch der Fortsetzer des Primats der alten Patriarchen aus der Blütezeit Venedigs. Oft wandten sich die italienischen Bewohner von Istrien an ihn, wenn sie sich von ihren slavischen Mitbürgern bedrückt glaubten. Wo es

am Platze war, befürwortete er ihre Klagen gegen die Bischöfe, welche den slavischen Gottesdienst den Gemeinden aufdrängen wollten. Stets trat er als Versöhner zwischen die streitenden Parteien.

Wie die istrischen, so hatten auch die ungarischen Katholiken einen besonderen Grund zur Freude an der Wahl des Patriarchen von Venedig zum Vater der Christenheit. Im Verein mit dem Bischof Desseroffy von Csanad hatte Sarto im Jahre 1900 bei der Säkularfeier des Martertodes des ersten Csanader Bischofs, St. Gerhardus, einen ungarischen Pilgerzug nach Venedig und die Uebertragung der Gebeine des Heiligen von der St. Donatkirche in Venedig nach der St. Georgsinsel geleitet, nachdem er in einem schwungvollen Hirtenbrief seine Geistlichen und Gläubigen zur Beteiligung aufgefordert. Dank der Bemühung des Patriarchen fanden die Ungarn in der Lagunenstadt die glänzendste Aufnahme. Beim Abschied dankte er noch den Wallfahrern im Namen des hl. Vaters und Venedigs für die Hebung des Glaubenslebens. Die Pilger riefen ihm begeisterte Hochrufe nach, und das Gedächtnis an ihn und diese schönen Tage schwand nicht mehr aus ihrem Geiste.

Auch die deutschen und elsässischen Pilger haben die Liebenswürdigkeit unseres hl. Vaters bereits erfahren. Noch dieses Jahr, als der Kölner Zug am 15. Mai im Markusdome einen Gottesdienst abhalten wollte, zeigte der Kardinal das herzlichste Entgegenkommen und befahl, ihnen alle Freiheit und die beste Behandlung zukommen zu lassen. Namentlich den Elsässern offenbarte Pius X. seine Gunst, als sie im Mai 1900 auf ihrer Rückreise in Venedig waren und nach ihrer hl. Messe der Bittprozession beiwohnten, an welcher auch der Kardinal teilnahm. Nach Beendigung derselben ging er auf die Pilger zu und „fragte sie in deutscher Sprache, woher sie seien, und ob sie aus der ewigen Stadt kämen. Er lobte ihre gute Haltung und ihren schönen Gesang und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß sie sich so zahlreich der Gnaden des Jubeljahres teilhaftig gemacht und in Venedig ein so gutes Beispiel gegeben hätten. Gern sei er bereit, den Pilgern alles zeigen zu lassen, was seine Kathedrale an kostbaren Reliquien und Schätzen besitze. In der liebenswürdigsten Weise verabschiedete sich alsdann der Kardinal von den Elsässern."

Schon wurde sein Name durch die ganze gebildete Welt getragen, und dennoch hatte er Venetien nie verlassen, außer um nach Rom zu kommen. Er ist kein welterfahrener Diplomat, hat man ihm darum vorgeworfen. Er ist ein Priester Gottes im vollsten Sinne, das hat er in Venedig hinreichend bewiesen, und dies genügt.

Dreimal war er in Rom: als er zum Kardinal ernannt wurde, bei der Oeffnung der hl. Pforte und beim Papstjubiläum. Jedesmal empfing ihn Leo XIII. aufs ehrenvollste. Immer nahm er seine Wohnung im lombardischen Kolleg, unter der armen Umgebung der „Prati."

Als Giuseppe Sarto am 26. Juli 1903 zum vierten Mal der Hauptstadt der Christenheit zueilte, als die prunkvolle Patriarchen-

gondel die abwechselnd grauen und grünen Wellen zum letzten Mal durchschnitt, als er zum letzten Mal diese alten, halbzerfallenen Paläste sah, die ihren Fuß in der nassen Flut baden — ahnte er wohl, was ihm bevorstand? Wieder waren 9 Jahre seines Lebens dahingegangen, und mancher prophezeite ihm, daß er noch eine Sprosse weiter aufsteigen werde, bis zu der obersten Spitze des Priestertums.

„Tot oder lebendig hoffe ich euch wiederzusehen; betet inzwischen für mich" — das war das Abschiedswort, welches er der ungeheuern Volksmenge zurief, die ihn umgab, als er die Eisenbahn betrat. Zahlreich hatte sich seine treue Herde eingefunden, um ihm das Ehrengeleite zu geben. Noch im Wartesaal hatte er zu ihnen mit der gewohnten Ruhe und Eleganz gesprochen, von Leo XIII. und der Größe der Kirche. Entblößten Hauptes hörte sein Volk atemlos auf diese lieben Laute. Viele Frauen — denn besonders die Frauen von der feinsten Dame bis zur ärmsten Arbeiterin verehrten ihn — knieten nieder und versuchten den Saum seines Gewandes zu küssen. Und als der Patriarch einstieg, wurde das Gedränge so groß, daß die Polizei einschreiten mußte.

Ganz unerwartet traf die Nachricht von der Erhebung Pius' X. in seiner altehrwürdigen Inselstadt ein, obschon während des Konklaves auch in Venedig das Hauptthema die „papabili" gewesen waren. Dann aber sprach man nur noch von Papst Sarto, von seiner Güte und Gelehrsamkeit, von seinem majestätischen und doch so demütigen Auftreten. Viele wollten vorausgesehen, geahnt haben, daß die Tiara sich auf dieses Haupt senken werde. Alle machten tausend Projekte, um nach Rom zu gehen und ihren alten Freund als Stellvertreter Christi nochmals zu sehen. Eine Unmenge von Verehrern schrieb sich ins Album ein, das am Krönungstage dem hl. Vater überreicht wurde. Das Kapitel von San Marco, die Pfarrer der Stadt, der Charitasverband, die Gemeindevertretung, die Deputation der Provinz, alle trugen dem Telegraphen ihre heißesten Wünsche auf. Der Papst seinerseits telegraphierte seinem treuen Generalvikar Mion, er werde auch als Papst im Herzen stets Patriarch von Venedig bleiben. Den kostbaren Kelch, den ihm die venezianische Geistlichkeit bei seinem Amtsantritt geschenkt, gab er dem Priesterseminar.

Schon am Freitag dankte Venedig Gott für das Ereignis, welches ihren Patriarchen auf den Papstthron erhob und zugleich ihnen raubte. Der Minister Zanardelli hatte die Lächerlichkeit begangen, den Beamten die Teilnahme an der Freudenfeier zu verbieten — weil man ihm die Papstwahl nicht mitgeteilt hatte. Das hinderte die Stadt- und Provinzialbehörden, welche persönliche Beziehungen mit dem Neuerwählten verknüpften, keineswegs, beim Te Deum zu erscheinen, das Mons. Mion im Markusdome sang. Von der Loggetta aus wohnten die überglücklichen Schwestern und Verwandten des Papstes der Feier bei. Am Sonntag der Krönung zog eine feierliche Dankprozession nach U. L. Frau del Carmine. Weinend

las ein Prälat das Telegramm des hl. Vaters. Und es vermischte sich zu einem rührenden Ganzen die unbeschreibliche Trauer über den Verlust des Hirten mit dem unbeschreiblichen Jubel über den Triumph des Niedrigen.

IV.

Auf dem Stuhle Petri.

Rom am Vorabend der Papstwahl: Leo XIII.; Ankunft und Einzug; die Wahlrede. — Das Konklave und seine Wandlungen; Rampolla und Sarto; Gethsemane. — Die Erhebung: Annahme und Huldigung; der Name Pius; Proklamation und Segenspendung. — Die ersten Taten; Audienzen u. Krönung; die Ansprache im Pfauenhof. — Der Papst unserer Zeit und sein Programm.

Feierlich bange hallten die Glocken durch die verwaiste Christenheit: sie beweinten einen großen Toten, Papst Leo XIII. An dem Schmerzenslager des Sterbenden hatte die moderne Welt in überraschender Einstimmigkeit sich zusammengefunden und in dieser Apotheose die rein geistige, moralische Kraft des totgeglaubten Papsttums wiedererkannt. Der ausgezehrte, 94jährige Greis, dessen übermenschliche Geistesschärfe erst mit dem Tode erlosch, hatte in den 17 Tagen seiner Krankheit, vielleicht den glorreichsten seiner tatenerfüllten Regierung, durch seine Größe im Leiden die Menschen lehren müssen, was die vielgeschmähte Kirche ist, und tief bewegt vernahm jene seinen glaubensvollen Abschiedsgruß: „Wir reisen in die Ewigkeit." Von der majestätisch in die Gruft steigenden Gestalt wandte sie sinnend ihren Blick auf die Institution, welche diese Persönlichkeit vertreten hatte. Einen vollen Monat vibrierten in einzig dastehender Weise katholische wie nichtkatholische Blätter, ganz anders als beim Tode Pius' IX., nur noch um den „weißen Mann" und den aller materiellen Macht entblößten Vatikan.

Die Bewunderung, die so dem Zeitgeiste, Freund wie Feind abgerungen wurde, war kein vorübergehender Taumel. Für die Geschichte wie für die Gegenwart wird Leo XIII. der große Mann seiner Zeit, einer Uebergangsperiode, bleiben. Das war keine Realpolitik, die sich in diesen blendenden Encykliken aussprach, welche Gebildete wie Ungebildete zum heiligen Kreuzzug aufrief gegen die große internationale Gefahr. Die reinsten Ideale waren es, was die staunenden Nationen zur Begeisterung fortriß und in der Tiara wieder den einzigen Damm gegen die religiöse, wissenschaftliche, politische und soziale Revolution, die Lösung der brennendsten Probleme erkennen ließ. Auf einsamer, erhabener Warte hatte er fünfundzwanzig Jahre lang, stets den katholischen Einheitsgedanken vor Augen, voll reichsten Verständnisses für die Zeitbedürfnisse, der verblendeten, gegen die Wahrheit umsonst sich sträubenden Gesellschaft von der Autorität in Familie, Staat und Kirche gepredigt. All

diese Lichtstrahlen sammelten sich nun nochmals an dem vom Kerzenmeer umflossenen Sarge im Dome von St. Peter, wo die sterbliche Hülle des Vaters der Menschheit ruhte, welchem nach rastlosem Ringen das große Werk der Versöhnung des Papsttums mit den Staaten und der modernen Kultur gelungen war.

Auch Kardinal Sarto war stets ein folgsamer Bewunderer der lichtvollen Weisungen Leos XIII. gewesen. Mit welcher Freude er das Rundschreiben „*Rerum novarum*“ und die soziale Orientierung der Politik des hl. Stuhles begrüßte, konnte man damals von seinem strahlenden Antlitz ablesen. Seine Hirtenbriefe und Erlasse schlugen Leos Lehren in kleine Münze; Sarto war ihr Vulgarisator, ihr „Wanderprediger“, wie man ihn genannt hat.

Das Verhältnis Leos XIII. zu seinem Nachfolger war gegenseitig. Das scharfe Auge des gebrechlichen Greises soll mit den Vorzügen Sartos auch dessen Berufung zum Stuhle Petri erkannt und sie bei den Besuchen des Kardinals vorausgesagt haben. Als Leo XIII. bei der Ernennung des Don Perosi zum Direktor der sixtinischen Kapelle diese Stellung mit ihm regelte, fügte er hinzu: „Wenn Ihr Patriarch Papst sein wird, wird er das übrige bestimmen!“

Die ergreifenden Feierlichkeiten um die Leiche Leos XIII., die aufgeregten Tage der Sedisvakanz, die typisch wiederkehrenden Zeremonien des Konklaves sind unseren Lesern aus den Zeitungen schon zur Genüge bekannt, auch gehören sie nicht in den Rahmen unseres Lebensbildes.

Giuseppe Sarto kam am Morgen des 27. Juli in Rom an, nur von seinem Sekretär Bressan und seinem Diener Giovanni begleitet. Einige Tage vorher hatte auch sein Freund Kardinal Ferrari von Mailand im lombardischen Seminar Wohnung genommen. Dem Patriarchen von Venedig wurden im dritten Stock ein Schlaf- und ein Studierzimmer zugewiesen. Er lebte äußerst einfach. Nach der hl. Messe, welcher alle Seminaristen beiwohnten, erledigte er ohne Beihilfe seine Korrespondenz. Um 9 Uhr begab er sich mit Ferrari in die vorbereitenden Kardinalversammlungen oder „Kongregationen“. Um 1 Uhr aß er gemeinschaftlich mit den Seminaristen. Der Unterhaltung mit ihnen war die Zeit nach dem Essen gewidmet. Er sprach über Venedig und seine Denkmäler, über den Campanile von San Marco, über Leo XIII., über Don Perosi, er fragte einen jeden nach seinen Studien und seinen Plänen. Nachmittags empfing er venezianische Professoren und Prälaten, die in Rom ansässig waren. Nach dem Abendessen im Salon dieselbe freundliche Unterhaltung. Bevor er sich trennte, betete der Kardinal drei Ave Maria und spendete den Segen.

Am 29. Juli empfahl er sich nochmals dem inständigen Gebete seines Bruders bei der Madonna delle Grazie. Das Klima mache ihm keine Schwierigkeiten, erklärte er weiter im Briefe; es sei nicht so schlimm als der Scirocco in Venedig.

Einmal, als in jenen feierlichen Stunden der lange Zug der Kardinäle den Riesendom durchschritt, soll ein römischer Künstler bei Sartos Anblick ausgerufen haben: „Eine edle Figur, welche in den äußeren Zügen an diejenigen Pius' IX. erinnert! Das wäre — wenigstens nach außen — ein prächtiger Papst!" Es war mehr ein künstlerisches Empfinden, sonst sprach man äußerst selten von Kardinal Sarto, so sehr der Eindruck, den er machte, ein würdiger und gewinnender war und so sehr ihm seine Verdienste und Tugenden einen Platz unter den „Papabili der Reserve" gesichert hatten. „En vogue" waren Männer wie Rampolla, Gotti, Vannutelli, Ferrari, Oreglia, welche die ganze Welt kannte.

Am Freitag, den 31. Juli, abends 6 Uhr zogen die aus der ganzen Welt herbeigeeilten Eminenzen in den Vatikan ein, um in strenger Abgeschlossenheit den Nachfolger Petri zu wählen. Eine Ahnung scheint doch unsern Kardinal, so sehr er sie zurückzuweisen suchte, durchzittert zu haben, als er das lombardische Kolleg verließ, um das Konklave zu betreten. Plötzlich sagte er zu seiner Umgebung: „Jetzt ziehen wir ins Gefängnis ein," und eine Träne zuckte auf seinen Wimpern. Er sollte nicht mehr den apostolischen Palast verlassen — falls die Vorsehung die Verhältnisse nicht anders fügt!

In klassischer Rede hatte Prälat Sardi vor dem Einzug ins Konklave den Wählern ihre Pflicht ans Herz gelegt. An der Hand des unschätzbaren Büchleins des hl. Bernhardus an Eugen III. „über die Betrachtung" hatte er ihnen auseinandergesetzt, was der Papst und das Papsttum sei. Heiligkeit, Wissenschaft, Gerechtigkeit und Nächstenliebe, das waren die Eigenschaften, die der gotterleuchtete Redner von dem künftigen Papste verlangte, welcher „in der Beschäftigung mit den äußeren Dingen die Sorge um die inneren Verhältnisse nicht vernachlässigen" dürfe. „Alle Armen und Mühseligen warten auf die Liebe des Papstes. Er ist der Hirte: daher muß er sein die Zuflucht der Unterdrückten, der Anwalt der Armen, die Hoffnung der Notleidenden, das Auge der Blinden."

Die lateinisch gehaltene Predigt machte auf die Zuhörer einen tiefen Eindruck. Nicht menschliche Motive, das erklärten später selbst solche Kardinäle, denen das Resultat nicht ganz erwünscht war, entschieden das Wahlergebnis, sondern neben der Leitung des hl. Geistes nur die Rücksicht auf die Bedürfnisse der Kirche. Auch Sarto, dessen „Zelle" die Nummer 57 trug und an die des Kardinals Rampolla grenzte, ließ sich nur von seinem strengsten Gewissen leiten. Sein letzter Brief während des Konklaves ging an einen Karmeliten in Venedig: ein schlichter, liebevoller Gruß, enthält er nicht die geringste Anspielung auf das nahende Ereignis. Wie seine Mitwähler, so nahm auch er trotz der Augusthitze gerne die klösterliche Zurückgezogenheit und die Unannehmlichkeiten, welche die weise Kirche zur Beschleunigung der Papstwahl mit derselben verbunden hat, willig und freudig auf sich. Es waren gleichsam geistliche Exercizien, würdig eingeleitet durch die gemeinschaftliche Kommunion am ersten Tage.

Das Wahlgeschäft, auch wenn es unter göttlicher Mitwirkung geschieht, ist immer ein menschliches Mittel zur Erreichung eines höheren Zieles. Es hat Zeiten gegeben, Zeiten des Niederganges der kirchlichen Zucht, wo trotz der heiligsten Schwüre selbst Intriguen und Gewalt in den Gang des Konklaves eingegriffen haben. Diese Zeiten des Verfalls sind glücklicherweise vorbei, ideale Mächte leiten heute alle Kardinäle. Doch immer wird sich die Vorsehung der menschlichen Kräfte bedienen müssen, um ihre heiligen Absichten zu verwirklichen. Immer wird in gewissem Sinne ein Kampf, mag er auch mit den edelsten Waffen geführt werden, zwischen den Kandidaten entscheiden müssen, ob sie es wollen oder nicht. Das verlangt schon die beschworene Pflicht der Wähler, welche demjenigen ihre Stimme geben sollen, der ihnen als der beste erscheint; denn stets werden die Ansichten auseinandergehen, besonders wo wie hier so viele hervorstechende Persönlichkeiten der Tiara würdig sind. Immer wird auch für die menschlichen Schwächen, für die weltlichen, politischen Faktoren sich Gelegenheit finden, in der einen oder anderen Form, sei es auch nur auf Augenblicke, sich ins Heiligtum des Konklaves einzuschleichen.

Daher auch hier die längere Dauer, daher die Zersplitterung der Stimmen, bis sich alle auf das eine, von Gott vorherbestimmte Haupt vereinigten. Nur einer stand von Anfang an in der Erwartung hoch über allen anderen, Rampolla, Leos XIII. mächtiger Staatssekretär, der schon Jahre lang mit am Steuer der Kirche gesessen hatte, ein Mann von unbestritten großem Wissen, Geschick, Arbeitskraft und Opfergeist. Die französischen Kardinäle hatten sich vereinbart, ihn als vermutlichen Fortsetzer der leoninischen Politik allen anderen vorzuziehen, auch die Spanier wünschten ihn als Leos Nachfolger; weniger Sympathien besaß Rampolla bei seinen italienischen Landsleuten, bei seinen Freunden von der Kurie. Nicht in allem und jedem hatten diese der Politik Leos XIII. beigestimmt. Wer die Vergangenheit der Konklaven, die unwillkürlich sie lenkenden Gesetze kennt, für den war es leicht vorauszusehen, daß zu Anfang wenigstens für und wider diesen hoch emporragenden Staatsmann sich der ganze Wahlgang drehen würde, daß er aber auch mit großer Wahrscheinlichkeit für immer ausgeschlossen war, wenn es nicht gelang, ihm gleich zu Beginn die zwei Drittel zu sichern, welche zur Papstwahl erforderlich sind.

Tatsächlich fluteten Samstag den 1. August, im ersten Skrutinium, die Wogen des Konklaves um den einen Rampolla, ungewiß wohin sie ihren Lauf wenden sollten. Von den 62 anwesenden Wählern erhielt Rampolla, für den besonders Matthieu und Vives y Tuto eintraten, 24 Stimmen, Gotti, auf den das Vertrauen Leos XIII. die Aufmerksamkeit gelenkt hatte, deren 17. Die übrigen waren versprengt, nur Sarto, der spätere Pius X., hatte 5 auf sich vereinigt. Es war der kleine Kern, um den sich allmählich die anderen sammeln sollten. Stufe um Stufe, ohne Uebereilung stieg sein Stern in den sieben Skrutinien, ähnlich wie in seinem wechselvollen Leben.

Man glaubte Rampollas Wahl bereits gesichert, doch schon der zweite Wahlgang am Abend des 1. August bot ein wesentlich verändertes Bild. Die Zahl der Kardinäle, auf welche sich beim ersten Versuch die Stimmen verteilt hatten, war von 13 auf 7 gesunken. Rampolla stieg, aber auch Sarto, langsam, aber sicher. Für Rampolla stimmten 29, für Gotti 16 Stimmen, für Sarto 10, bereits das Doppelte.

Das hl. Kolleg wurde aufmerksam. Emsig arbeitete für Sarto nur der einflußreiche Satolli, aber das unerwartete Steigen erschien vielen wie eine Offenbarung. Nicht wenigen war Sarto unbekannt: Gruppen bildeten sich, man tauschte seine Meinung und seine Erfahrungen über ihn gegenseitig aus, man hörte nur Gutes von den oberitalienischen Kollegen. Vincenzo Vannutelli, welcher auf Seiten seines Bruders Serafino gestanden hatte, Agliardi, dessen Kandidat der Kardinal Capecelatro von Capua gewesen war, schwenkten zu Sarto über. Der würdige Capecelatro selbst, der trotz seines hohen Alters viele Aussichten hatte, trat für Sarto ein und bat inständig, in Anbetracht seiner weißen Haare, von seiner eigenen Wahl abzustehen. Dazu soll Satolli die Kardinäle Ferrari, Bacilieri, Prisco, Manara, Richelmy und Boschi gewonnen haben. Die bischöflichen Wähler drangen auf einen Papst, der die Seelsorge und das Volk kenne, auch die Deutschen stellten sich auf diesen Standpunkt. Noch hielt Rampollas Partei, die Gotti erfolgreich bekämpfte, ihren Triumph für unabwendbar, aber schon neigte sich der Sieg zum Kardinal von Venedig, in dessen Kandidatur jene keine Gefahr, sondern höchstens eine Schwächung Gottis erblickten.

Der Sonntag brachte den Umschwung. Am Morgen traf wie ein Donnerschlag das „Veto" Oesterreichs gegen Rampolla ein. Kardinal Puzyna von Krakau — Kardinal Gruscha von Wien soll den Auftrag abgelehnt haben — teilte dem hl. Senate mit, sein Kaiser Franz Joseph wünsche die Wahl des Staatssekretärs nicht. Die österreichische Krone hatte sich berechtigt geglaubt, die sogenannte Exklusive, welche ehedem eine Reihe von Regierungen beanspruchten, welche aber seit dem Konklave Gregors XVI. nicht mehr im Gebrauch war, in Anwendung zu bringen. Oesterreich hatte Grund, gegen den Kandidaten der Franzosen verstimmt zu sein: man hat auf die Protektoratsfrage im Orient, die Ernennung der Bischöfe, die Politik Leos XIII. gegenüber den slavischen und italienischen Untertanen, die Verhinderung des kaiserlichen Besuchs in Rom hingewiesen. Aber an eine Erneuerung der Exklusive hatten doch die wenigsten gedacht, da selbst österreichische Zeitungen und Kanonisten deren rechtliche Geltung in Frage gestellt. Seitdem haben auch deutsche Blätter Oesterreichs gewagten Schritt als Angriff auf die Freiheit des Papsttums mit scharfen Worten gerügt, und der Wiener Hof scheint dadurch seinem Rufe in der katholischen Welt nicht wenig geschadet zu haben.

Der von der Exklusive Betroffene hatte bisher die unerschütterlichste Ruhe bewahrt. Schweigsam, interesselos, fast gleichgiltig war

er mit der größten Sammlung, das Brevier in der Hand, in den Gängen gewandelt. Als Oesterreichs Einspruch bekannt wurde, und der Camerlengo dagegen die Freiheit der Wahl aufrecht erhielt, stand auch Rampolla auf und erklärte feierlich: „Ich bedaure lebhaft die schwere Wunde, welche die staatliche Gewalt der Würde des hl. Kollegiums und der kirchlichen Freiheit zufügt. Bezüglich meiner Person erkläre ich, daß mir nichts Ehrenvolleres und nichts Angenehmeres geschehen konnte." Würdevoller konnte der Exminister Leos XIII. nicht vom Schauplatze abtreten.

Es ist behauptet worden, daß durch die österreichische Exklusive Rampollas Wahl erschüttert oder gar verhindert worden ist. In der Tat mußte es gefährlich erscheinen, an die Spitze der Kirche einen Mann zu stellen, der von vornherein mit Wien, vielleicht mit dem ganzen Dreibund, auf gespanntem Fuße gestanden wäre. So viel wir erfahren konnten, hätte indes auch ohne die Einmischung der apostolischen Majestät Sarto über Rampolla gesiegt. Die Exklusive hatte nur den Erfolg, daß die französischen Anhänger des Geächteten noch heftiger und hartnäckiger an dessen Kandidatur festhielten und die Stimmenzahl für Rampolla Sonntag Nachmittag von 29 auf 30 stieg. Das genügte, um das Prinzip der Wahlfreiheit gegen das „Veto" zu betonen. Von da an sank Rampollas Stern unaufhaltsam. Aber auch Gotti war am Vormittag auf 9, am Nachmittag sogar auf 3 gefallen. An seine Stelle rückte Sarto, um welchen sich am Morgen 21, am Abend 24 Stimmen scharten.

Ein hartes, schweres Ringen begann nun für unsern hl. Vater, mit Gott, mit seinem Gewissen, mit seinen Freunden. Wie Leo XIII. am Vorabend seiner Wahl, so brachte auch er zwei unruhige, schlaflose Nächte zu. In unendlicher Seelenqual wand sich der demütige Wächtersohn unter der ehrenvollen Bürde, welche ihm die Wähler auferlegen wollten. Als Sonntags die ihm günstigen Stimmen immer mehr zunahmen, wollte er öffentlich seine Weigerung erklären, aber Satolli, Ferrari und Agliardi übernahmen es, ihm die Pflicht der Annahme zu beweisen. „Kehren Sie nach Venedig zurück," sagte Ferrari, „wenn Sie wollen; aber Sie werden hinkommen mit einer von Gewissensbissen zernagten Seele, welche Sie bis zum Hinscheiden verfolgen werden." Die Verantwortung sei zu groß, hielt Sarto entgegen. Die Verantwortung einer Ablehnung sei noch größer, erklärte der Freund. Seine Gesundheit sei zu schwach, fuhr Sarto fort, er werde sterben. Der Kardinal von Mailand gab die schöne Antwort: „Wenden wir dann das Wort des Kaiphas an: Es ist gut, daß ein einziger für das Heil aller sterbe."

Bleich, zitternd, in Tränen aufgelöst, bat der Auserkorene, einem Opferlamme gleich, das zur Schlachtbank geführt werden sollte, seine Mitkardinäle, von seiner Wahl abzustehen, da er ganz und gar ihrer unwürdig sei. Vergebens. „Gerade diese demütige Gesinnung", erzählt Kardinal Fischer in seinem schönen Hirtenbrief, „ließ ihn in den Augen der Wähler desto würdiger erscheinen, der Stellvertreter

dessen auf Erden zu werden, der sich selber für uns verdemütigt hat bis zur Knechtsgestalt, und dadurch seinen Stellvertretern den Weg gewiesen hat, den sie zu wandeln haben, wenn sie ihm gleichen wollen." Unter heißen Tränen bat und flehte der Patriarch immer noch; aber auch Capecelatro, Satolli, Agliardi und die anderen baten und flehten, er möge den Ruf Gottes nicht verschmähen. Rapid stiegen seine Stimmen. Am Montag Morgen hatte er Rampolla bereits überholt: es standen 27 gegen 24 Voten. Am Nachmittag bereits 35 gegen 16. Das weitere Sträuben war aussichtslos, das Resultat war sicher. Als auch die französischen Kardinäle, bei der unerwarteten Wendung der Dinge, auf den weitern Widerstand verzichtend, dem Kardinal ihre 7 Stimmen zu Füßen legten, brach er in heftiges Weinen aus. Resigniert senkte er das Haupt vor dem offenbaren Winke der Vorsehung und sprach: „Es geschehe der Wille des Herrn!" Nur die gewisse Voraussicht, daß andernfalls das Konklave zum Schaden der Christenheit noch Wochen hätte dauern können, hatte ihn zum endlichen Nachgeben bestimmt.

Am Dienstag Morgen mußte die Entscheidung fallen. Rampolla erschien in der sixtinischen Kapelle, wo die Wahlzettel abgegeben wurden, mit der gewohnten Ruhe, Sarto traurig und niedergeschlagen, er hatte in der Nacht kein Auge zugedrückt. Feierlich gehen die Zettel, einer nach dem andern, durch die Hände der drei „scrutatori". „Giuseppe Sarto", heißt es fast fort und fort, und jedesmal trifft es den mehr und mehr Erbleichenden wie ein Keulenschlag; jedesmal unterbricht ein wachsendes Gemurmel die lautlose Stille. Auf allen Gesichtern spiegelt sich die Erregung wieder, und die letzten Stimmen werden mit mühsam unterdrückten Beifallsrufen aufgenommen. Kardinal Sarto schluchzt wie ein Kind. Mit 50 Stimmen ist er gewählt. Auch die Rampollianer sind zum größten Teil zu ihm übergegangen, da sie ihn mit Recht als Vermittlungskandidaten angesehen. Rampolla und Gotti, die als Hauptgrößen in die Arena gestiegen waren, sind allein noch mit einem schwachen Anhang stehen geblieben, der eine mit 10, der andere mit 2 Stimmen.

Aschfahl, gesenkten Hauptes, mit geschlossenen Augen, die Lippen von einem leisen Gebete bewegt, hört Kardinal Sarto sein Urteil, vernimmt er den Ton des silbernen Glöckchens, durch welches der Camerlengo Oreglia den in fieberhafter Erregung herbeieilenden Konklavisten (Begleitern der Kardinäle) mitteilt, daß der 264. Nachfolger Petri gewählt, daß der Kirche ihr Haupt zurückgegeben ist. Der neue Papst hat sich nach den rituellen Vorschriften vor dem Altare auf die Kniee niedergeworfen, um Stärkung von oben zu erflehen. Zu ihm schreitet jetzt, gefolgt von den Zeremoniären, der Dekan des hl. Kollegiums und richtet mit vernehmbaren Worten an ihn die feierliche Frage: „Nimmst Du Deine kanonisch geschehene Wahl zum Papste an?" Aller Blicke sind auf Sarto gerichtet, aller Ohren sind gespannt, es herrscht das absoluteste Schweigen. Endlich erhebt er das in die Hände vergrabene Haupt, blickt mit tränenerfüllten

Augen zum Himmel empor und erwidert mit fast vom Schluchzen erstickter, aber sicherer Stimme — nach dem Beispiele des blutschwitzenden Heilandes im Oelgarten: „Si calix iste a me transire non potest, fiat voluntas Dei; wenn dieser Kelch nicht an mir vorübergehen kann, so geschehe Gottes Wille!" Das große Opfer ist gebracht, Giuseppe Sarto ist Papst geworden. Der Kardinaldekan verneigt sich tief vor ihm, und wie mit einem Schlage senken sich die Baldachine, die Zeichen der obersten Gewalt, über den Sitzen der einzelnen Kardinäle: nur der von Sarto ist geblieben, er vereinigt jetzt alle kirchliche Oberhoheit in seiner Person.

Oreglia stellt nun an den neuen Papst die zweite Frage, wie er sich nennen wolle. Ohne Zögern entscheidet sich Sarto für den Namen Pius. Drei Päpste dieses Namens, begründet er, hätten im verflossenen Jahrhundert die Kirche in schweren und betrübten Zeiten mutig geschützt; auch heute lebe die Kirche in großer Bedrängnis, aber wie jene, hoffe er die kirchlichen Rechte beschirmen zu können. „Vertrauend auf den Schutz und mich begeisternd an den Beispielen der erhabenen und heiligen Päpste, welche den Namen Pius getragen und sich durch die Verteidigung der Religion und der Rechte des hl. Stuhles hervorgetan haben, gedenke ich den Namen Pius X. anzunehmen."

Innerlich soll der Papst, so hat er angeblich nachher erzählt, lange geschwankt haben, ob er sich nicht besser Benedikt XV. nennen sollte, aus Verehrung gegen seinen Landsmann Benedikt XI., der ebenfalls von armen Eltern geboren und am 4. August gewählt worden war, der weiter das von Bonifaz VIII. hinterlassene Erbe übernommen hatte, die Kirche gegen die Bedrückung durch Frankreichs Tyrannen in Schutz zu nehmen. Doch den modernen Zeitverhältnissen noch entsprechender erschien ihm mit Recht der Name Pius. Pius II. hatte die Freiheit der dreifachen Krone gegen den tyrannischen Halbmond, Pius III. gegen Cesare Borgia, Pius IV., der Oheim des hl. Karl Borromäus, und Pius V., der letzte der heiliggesprochenen Päpste, gegen den innern Verfall und die Verderbtheit der Kurie, Pius VI., der in der Verbannung und Gefangenschaft starb, und Pius VII., der wieder siegreich in Rom einzog, gegen die französische Revolution und ihren despotischen Sohn Napoleon, Pius VIII. gegen die Aufklärung der Logenbrüder, Pius IX. endlich gegen den Ansturm und die Usurpation des neuen Italiens verteidigen müssen. Der erste Träger dieses Namens (142—158), in Aquileja geboren, dessen Patriarchat Sarto innegehabt, hatte gleich ihm für die Reinheit des Kultes geeifert.

Noch immer weint Pius X., der Neugewählte, während der apostolische Protonotar das Wahlprotokoll abfaßt. Man muß den tief Ergriffenen zuerst stärken. Dann wird er in die Sakristei geführt, die Kardinalskleidung ihm abgenommen und durch die päpstlichen Gewänder ersetzt. In weißen Sandalen, Talar und Birett erscheint er wieder und setzt sich auf den Papstthron. Es

findet die erste Huldigung statt: einer nach dem andern kniet nieder und küßt dem ständig Weinenden Hand und Gesicht, auch Rampolla. Schließlich steckt ihm der Camerlengo den Fischerring an den Finger, und die erhebende Feier ist vollendet.

Nicht minder ergreifend ist die Volksbewegung, die sich draußen auf dem Petersplatze abspielt. Wie hat sich doch die Stimmung des römischen Volkes seit Leos XIII. Erhebung geändert! Tag um Tag sind die Römer aus allen Ständen zu Tausenden herbeigeströmt — Priester und Laien, Männer und Frauen, Kinder und Greise; Stunden lang haben sie ungeachtet der brennenden Sonnenstrahlen ausgeharrt, nur um die „fumata" zu sehen, die Rauchsäule, welche aus jenem historischen Rauchfang der sixtinischen Kapelle von den verbrannten Stimmzetteln aufsteigt, das einzige, was die welterschütternden Vorgänge im Konklave mit der Außenwelt in Verbindung setzt. Sonntags allein standen an 100 000 da wie festgebannt. In ruhiger Ordnung sind sie jedesmal abgezogen, wohl fühlend, daß nur der Vatikan das Herz der ewigen Stadt und Rom nur durch das Papsttum der Mittelpunkt der Welt ist.

Auch heute harren sie Kopf an Kopf in gespanntester Erwartung auf das Ergebnis. Doch erst nach 11 Uhr stellen sich außergewöhnliche Zeichen ein: im vatikanischen Palast sieht man Prälaten und Offiziere umhereilen, hastig stürzt ein Schweizergardist heraus, mit Blitzesschnelle verbreitet sich der Ruf, der Papst sei „gemacht", es sei der Kardinal Sarto. „Sarto, Sarto," sagt einer dem andern, während auf der Loggia von St. Peter Arbeiter, Soldaten, Herren im Frack auftauchen und einen ungeheuren Teppich herunterlassen — mit dem Wappen Pius' IX. Da funkelt plötzlich das silberne Papstkreuz auf, und Kardinal Macchi, der erste der Diakone, tritt auf den Balkon, stürmisch von der ungeduldig wartenden Menge begrüßt. „Annuntio vobis gaudium magnum" — ruft er den atemlos Lauschenden mit lauter Stimme zu — „habemus Papam: wir haben als Papst Se. Eminenz Joseph Sarto, der sich den Namen Pius X. beilegt." Ein brausender Beifallssturm, sich vermischend mit dem Geläute aller Glocken, lohnt die Proklamationsworte: Rom fühlt sich wieder als die Stadt der Päpste.

Es hatte geheißen, der zu Wählende werde nicht gleich nach der Proklamation den ersten Papstsegen spenden, sondern zuerst sich etwas Ruhe gönnen. Trotzdem drängen sich gegen 30 000 Menschen in die Peterskirche — und schon erscheint auf der Loggia die ehrfurchtgebietende Gestalt des neuen Papstes, umgeben von seinem ganzen Hofstaat, schon rauscht das *Sit nomen Domini* durch die weiten Hallen der Basilika, schon erhebt er die hohenpriesterliche Hand. Die Krisis ist überwunden, Pius X. ist vollständig seiner Herr geworden, ruhig und gemessen erteilt er den Segen, weder Freude noch Furcht spiegeln sich in seiner Miene; nur die Totenblässe und die Tränenspuren verraten die überstandene Gemütserschütterung. Begeistert begrüßt ihn sein beglücktes Volk mit dem

Rufe „Viva Pio X.", Hüte und Tücher flattern in der Luft, viele knieen weinend nieder. Die Ausdauer der treuen Gläubigen verdiente diese rasche Belohnung. Schon hier zeigte sich der praktische, energische und zugleich bescheidene Sinn des Papstes. Lieber verzichtete er auf eine Vergrößerung seiner Glorie durch ein imposanteres Volksspiel, als daß er die harrende Menge länger hätte warten lassen wollen, trotz seiner übergroßen Abspannung.

Die zweite Huldigung empfing Pius X. in goldener Mitra nachmittags gegen 5 Uhr. Zugleich legte er feierlich das Glaubensbekenntnis ab. Als er an die Stelle kam, wo vom Primat des hl. Stuhles die Rede ist, übermannte ihn wieder die Rührung. Am Morgen des folgenden Tages fand die dritte und letzte „Adoration" statt. Stürmisch begrüßt, durchschritt er zu Fuß die „Sala Regia" und betrat unter den Klängen des *Ecce Sacerdos* die Sixtina. Am Schluß des feierlichen Tedeums erteilte er nochmals den apostolischen Segen. Mit tränenerstickter Stimme sagte er zu den Kardinälen: „Ich empfehle mich in euer aller Gebet." Auch auf dem Rückwege wies er die prunkvolle Sänfte zurück.

Der erste Gang nach dem Konklave war ein Liebeswerk und galt dem schwer erkrankten spanischen Kardinal Herrero, dessen Zustand schon während der Wahltage große Besorgnis erregt hatte. Der Papst schenkte dem hocherfreuten Kranken herzliche Worte des Trostes und den apostolischen Segen.

Die ersten Tage seines Pontifikats waren für Pius X. nicht etwa Tage der Erholung von den erlittenen Aufregungen, sondern fortdauernder Anstrengungen. Sie wechselten ununterbrochen ab zwischen Audienzen, Absendung von Telegrammen, Anhörung amtlicher Vorträge usw.; nur wenige Stunden konnte der hl. Vater dem Spaziergange im vatikanischen Garten und dem Besuche der vatikanischen Sammlungen widmen. Schon am Nachmittage seiner Wahl begann er mit den Empfängen der Kardinäle und einiger Freunde, wie des Don Perosi, in dem gleichen Saale, der ihm auch als Schlaf- und Eßzimmer dienen mußte, bis die Wohnungsräume des vormaligen Staatssekretärs für ihn zubereitet waren. Und doch war vier Nächte hindurch kein Schlaf in seine Augen gekommen, und hatte er nur in der vorhergegangenen dreieinhalb Stunden ruhen können, wie er dem Bildhauer Francesco Rosa am selben Tage mitteilte, und wie es auch seine umflorten Augen nur zu deutlich verrieten.

Zu den ersten Telegrammen gehörte das an seinen Pfarrer Stratimirovic, der ihn bis an die Türe seiner Zelle begleitet hatte. Er hatte demselben beim Abschied versprochen, ihm sofort den Namen des Papstes zu telephonieren, und er hielt Wort. Seinen alten Kammerdiener, der fast in Ohnmacht fiel, als er von der Erhebung seines Herrn hörte, hob er sofort liebenswürdig auf, als er vor ihm niederknieen wollte. Lauter „menschlich schöne" Züge, geeignet, ihm die allgemeine Liebe im Sturme zu erobern.

Für alle hatte Pius X. ein Wort der Liebe und des Dankes. Dem diplomatischen Korps, das er am 6. August empfing, drückte er seine innigsten Wünsche für die Souveräne und Völker, sowie für die Festigung des Friedens aus. Die Kirche, erklärte er, sei die natürliche Stütze der Staaten, der Regierungen und der Gesetze.

Bereits am Tage nach der Wahl empfing er das lombardische Kolleg; nachdem der Rektor Lualdi die Adresse verlesen hatte, weinte der hl. Vater, von Rührung übermannt, und forderte zum Gebete auf, da sein Kreuz über seine Kräfte hinausgehe.

In lebenden Bildern zog nun raschen Fluges seine ganze Vergangenheit an des Papstes Augen vorüber. Alle Orte, an denen er je gewirkt, schickten ihre Vertreter nach der ewigen Stadt, um ihre Huldigung und ihre Glückwünsche darzubringen. Das Kapitel von Treviso, das Seminar von Padua, geführt vom Bischof Callegari, alle begrüßte er mit derselben Liebe.

An erster Stelle erschien am Samstag in Begleitung des Erzpriesters Parolin von Possagno die „Giunta" von Riese, dem Geburtsort Pius' X., an der Spitze der brave Sindaco Andreazzo. Der Papst empfing sie trotz seiner Müdigkeit freundlich lächelnd, ging vom einen zum andern und grüßte jeden mit seinem Namen. Es war ganz der frühere, so leutselige und einfache Giuseppe Sarto; ohne das weiße Kleid, versichert der Sindaco, hätten sie nicht geglaubt, daß sie vor dem Stellvertreter Christi ständen. Als einer von ihnen um den Segen für die Gemeinde bat, rief Pius freudig aus: „O gewiß rufen wir den Segen des Himmels an über euch, über eure Familien, über unsere Landsleute und über unser liebes Dorf von Riese." Aber die letzten Ereignisse hatten den hl. Vater so angegriffen, daß er seinen Besuchern um zehn Jahre älter schien. „Ich bin ein armer Sterblicher," antwortete er auf ihre Beglückwünschung, „zu wenig gewachsen der schweren Last des Kreuzes, das mir Gott hat geben wollen. Es geschehe sein Wille; ich werde es tragen, so gut ich kann; und ihr alle bittet Gott, daß er mir die nötige Stärke gebe!"

Noch rührender war die venezianische Audienz. Schon vor der Krönung wurde eine Deputation aus Venedig zum Handkuß zugelassen. Auch sie ermahnte der Papst, um die nötige Kraft bei seiner heiligen Mission zum Wohle der Kirche für ihn zu beten. So groß der Schmerz der Venezianer bei der Trennung gewesen sei, fügte er hinzu, größer sei der seine gewesen, Venedig verlassen zu müssen; aber er hoffe, doppelt ihr Vater zu bleiben, da er das Patriarchat zu behalten wünsche. Die Venezianer waren in diesen Tagen seine bevorzugten Kinder. Ueberall hörte man venezianisch in den Räumen des Palastes; sie brauchten nur Venezia zu sagen, und es ging ohne Schwierigkeit die Stiegen des Vatikans hinauf bis in die Zimmer des Papstes. „Aber was war denn für euch dieser Mann?" fragten die Römer die vor Freude und Schmerz

weinenden Venezianer. „Er war alles!" antworteten sie und erzählten immer wieder von vorne sein Leben und seine Vorzüge.

Am Tage nach der Krönung traten 200 Personen aus der Diözese Venedig vor ihren Papstpatriarchen, unter Führung der Bischöfe von Padua, Concordia, Udine und Vicenza. Auch ihren Gebeten empfahl der hl. Vater inständig das Gelingen seiner verantwortungsvollen Aufgabe. Die Vertreter des Kapitels von San Marco und der Pfarrer Venedigs wurden gesondert empfangen. Der Papst wurde beim Anblick seiner bisherigen Mitarbeiter unbeschreiblich bewegt. Wir warfen uns, so erzählt der Pfarrer von SS. Apostoli, Sr. Heiligkeit zu Füßen, der Papst schluchzte laut auf, alle weinten; keine Worte, nur Tränen, fünf Minuten lang, bis der Papst mit gebrochener Stimme uns zurief: „Ich will euch alle sehen." Dann sagte er: „Bringet das Opfer, wie ich es auch tue. Betet für mich, aber sehr, denn das Kreuz, das mir Gott auflegte, ist groß. Ich liebe euch alle und segne euch zusammen mit euren Familien; ich segne die Kranken, die Armen." Hierauf unterhielt er sich über San Marco, frug nach den Freunden und Bekannten, heiter und fröhlich wie immer. Aber sobald wieder jemand vom Schmerze seines Verlustes begann, verhüllten die Tränen seinen wehmütigen Blick, und er rief: „Nie, nie werde ich mein Venedig vergessen, und an Venedig kann ich nicht denken, ohne tief gerührt zu werden." Auch zu der Laienvertretung wiederholte er: „Betet, Kinder, für mich, lasset für mich beten, damit ich das so schwerlastende Kreuz, das auf meine Schultern gelegt worden ist, zur Ehre Gottes, zum Nutzen der Kirche und der Seelen tragen kann."

Einen würdigen Schlußstein der Erhebungsfeierlichkeiten bildete die Krönung. Auch sie sollte aufgeschoben werden, aber der Papst beraumte seine Primiz bereits auf den 1. Sonntag nach der Wahl an. Ich hatte das unschätzbare Glück, aus allernächster Nähe an den herrlichen Funktionen teilzunehmen und den hl. Vater zu betrachten. Nie werden sich die Eindrücke verwischen, die ich mit nach Hause genommen habe. Die vornehme Begrüßung des Kardinals Rampolla als Erzpriester von St. Peter in der Vorhalle, die Messe und die Krönung in der rot- und goldverbrämten Basilika, die ungemeine Prachtentfaltung, die unabsehbare Menge, die trotz aller Plakate ihren Jubel nicht zu unterdrücken verstand, und mittendrin in dieser Zauberwelt der blasse, sanft lächelnde, zwischen den hohen weißen Pfauenfedern schwebende, mit unendlicher Schwermut auf das Volk herabblickende, die Rechte zum Segnen erhebende Pius X. — das ist ein Gesamtbild, wie man es nur einmal erleben kann.

Die lange Feier, die große Hitze, die vielen Audienzen, die unsagbare moralische Aufregung der letzten Tage verlangten zwar auch von Pius X. ihren Tribut. Nachdem er am Dienstag in Gegenwart seiner Venezianer in der paulinischen Kapelle die hl. Messe gelesen und dann noch über 160 Personen die Kommunion ausgeteilt hatte, befiel ihn eine leichte Ohnmacht. Doch dank den Ge-

beten seiner Gläubigen, dank auch der sorgsamen Pflege und der eigenen Willensstärke war die Gefahr bald beschworen, und der hl. Vater genas.

„Il Papa del tempo: der Papst unserer Zeit", überschreibt die „Difesa" mit Recht einen Artikel, in dem sie zeigt, wie die Päpste, welche Gott seiner Kirche gegeben, stets den jeweiligen Bedürfnissen entsprochen haben. „Die Niedrigkeit der Geburt, die natürliche Leutseligkeit, die tägliche Berührung mit dem Volke, dessen Elend er mit eigenen Augen sah, dessen rechtmäßige Ansprüche er vernahm, dessen Schmerzen er linderte und für dessen Hunger er stets ein Brot bereit hielt, versetzen ihn, ihn allein in die Möglichkeit, gerecht und väterlich die wahre Lage der vielen enttäuschten und ausgelieferten Söhne der Arbeit abzuschätzen, die heute ohne Ueberlegung die Dunstgebilde der wahnsinnigen Zukunftsapostel hinnehmen und unbewußt auf Befehl des Führers zu den absurdesten und schamlosesten Lügen Beifall klatschen. Leo wandte sich an die Geister und war ein großer Papst, Pius X. wird sich an die Herzen wenden und der gute Vater sein."

Ein liebliches Bild entrollte sich vor unseren Augen, als am Sonntag, den 13. September, Papst Pius zum ersten Male im Freien zu den Römern sprach. Unter den Klängen einer frohen Musik empfing er im „Pfauenhof" die Pfarrei und die Vereine von St. Peter. Allen Glanz hatte er abgelegt, um sich den Kindern nur als Vater zu zeigen; ohne Baldachin, ohne Gefolge stand er mitten unter seinem Volke, und auch seine drei schlichten Schwestern durften sich diesmal an seiner Freude beteiligen. Es war ein Gegenstück zu der großartigen Szene von St. Peter, wo der Ernst des Augenblicks stille Wehmut und eiserne Sammlung auf sein Antlitz gelegt hatte. Seine Augen funkelten, er sprach mit dem ganzen Gesicht, und selbst eine „wohlwollende Schalkhaftigkeit" lag über demselben ausgebreitet. Aber dieselbe vornehme Erscheinung, die gleiche „mystische Neigung" des Kopfes nach rechts, die gleiche ruhige Aktion, die gleiche Genauigkeit in allen Bewegungen wie immer. Die Rede war voll Rührung und Salbung, eine lichtvolle Predigt des Evangeliums. Sie richtete sich vor allem an die Arbeiter, die bevorzugte Klasse, wie er sagte, die Christus selbst als ihren Vater ansehen soll. Geduldige Ertragung der Arbeit, Zufriedenheit mit dem Lose, Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, das ist, was allein dem Bedrückten die Mühen versüßen und den Segen des Himmels sichern kann. Wahrlich, nicht ohne Grund nannte Rom schon in den ersten Tagen Pius X. den „Papa pastorale".

Das weitere Pontifikat Pius' X. ist noch ein unbeschriebenes Blatt. Und doch kennen wir bereits die beiden Elemente, aus welchen sich seine Zukunft zusammenwebt: wir kennen die Persönlichkeit, und wir kennen die Zeitlage, auf welche sich ihre Tätigkeit projiziert. Nicht allzu schwer könnten wir aus seinem Charakter und seinem bisherigen Wirken des Papstes politisches und religiöses

Programm erschließen, die Richtlinien zeichnen und die Grundsätze entwickeln, welche seine Regierung voraussichtlich bestimmen werden. Denn „er war der Papst der Bauern und der Gondelführer", wie das Echo de Paris richtig bemerkt, „bevor er der Papst der christlichen Welt wurde". Es wäre die Aufgabe eines pragmatischen Historikers, am Schlusse dieses Werkes einen Ueberblick zu geben über die allgemeine Weltlage, über die Aufnahme, die Rom seinem neuen Papste bereitet hat, über die Stimmung der einzelnen Bevölkerungsschichten und Preßorgane der heiligen Stadt, über den Eindruck, den Sartos Wahl bei den verschiedensten Konfessionen, Ständen und Parteirichtungen in Europa, namentlich im deutschen Vaterlande hervorgerufen hat, über die Stellung, welche Italien und Frankreich vor allem, diese beiden Schmerzenskinder des heutigen Papsttums, zu Pius X. eingenommen haben und einzunehmen versprechen. Doch, so gern wir dieses tun würden — wir wollen der Vorsehung nicht vorgreifen, schon weil der Raum uns verbietet, den Stoff zu diesen interessanten Problemen zu verwerten.

V.

Persönlichkeit.

Zur Beurteilung des Papstes. — Sein physisches Empfinden und seine Erscheinung; Sprache und Schrift; Lebensweise. — Seine intellektuellen Vorzüge; Wissenschaft und Kunst; Musik und Gesang. — Seine Charaktereigenschaften: Demut und Einfachheit; Frömmigkeit und Nächstenliebe; Tatkraft und Überzeugungstreue.

Pius X. gehört zu denjenigen Männern, deren Geschichte das Tageslicht nicht zu scheuen braucht. Selbst die Züge echter Menschlichkeit, welche auch bei ihm nicht fehlen, und welche wir nicht verschwiegen haben, sind dazu angetan, ihn achten und lieben zu lehren.

Die Urteile allerdings, welche die Welt über die Persönlichkeit des neuen Papstes fällt, stehen sämtlich unter dem Einfluß prinzipieller Anschauungen, der Stellung namentlich, welche der einzelne zur viel umstrittenen Institution einnimmt, deren Träger Pius X. nun geworden ist. Nur wenige sind imstande, ungetrübten Auges diese Gestalt zu betrachten, welche jetzt auf dem Leuchter steht. Die italienischen Blätter natürlich kennen keinen anderen Maßstab als den des extremsten Nationalismus. Für den römischen „Avanti" verschwand die Volkstümlichkeit und der Edelsinn des Patriarchen von Venedig von dem Augenblick an, wo er den verhaßten Papstthron bestieg. Und doch hat sonst selbst die Sozialdemokratie die Wahl dieses für das Wohl des Volkes so begeisterten Mannes als die denkbar glücklichste begrüßt. Wo die Leidenschaft nicht ganz den Blick verblendet und die zügellosen Umsturzlehren nicht alle sittlichen

Begriffe fälschen, da flößt Pius' X. Charakter rückhaltlose Ehrfurcht ein. Selbst freidenkerische und protestantische Organe sprechen von ihm in Ausdrücken des höchsten Lobes. Um so mehr wird der hl. Vater uns, die wir den Menschen und namentlich den Priester nach den Grundsätzen der christlichen Moral beurteilen, als Ideal erscheinen müssen!

Schon aus dem Lebensbild, das wir entworfen haben, spiegelt sich sein Charakter wieder. Vielfach mag dasselbe den Eindruck einer Anekdotensammlung machen, doch gerade diese individuellen, aus dem Leben gegriffenen Züge geben den Mann in einem viel klarern und lebendigern Lichte als die nackten historischen Daten, welche nur den äußern Rahmen bilden sollen. Schwer vermißte man bei Leo XIII. solche anschauliche Anekdoten, und deshalb eben erschien so manchem seine Person in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt. Pius' X. Vergangenheit liegt wie ein offenes Buch vor uns, von dem ärmlich gekleideten Knaben an bis zu dem in Gold und Diamanten blitzenden Papste, und gerade die Details sind es, welche jedem zur Prüfung vorliegen und in ihrer mosaikartigen Kleinheit dem Pinsel eine viel getreuere Zeichnung ermöglichen. Rein zufällige Eigentümlichkeiten, die nur der Phantasie Türe und Tor öffnen können, wie die Wichtigkeit der Neunzahl in seinem Leben, aus welcher einige sogar die Dauer seines Pontifikats berechnen wollten, haben wir absichtlich bei Seite gelassen. Umsomehr sind uns seine Demut und Einfachheit, seine Frömmigkeit und Nächstenliebe, sein Eifer und seine Energie, seine Intelligenz und seine praktische Urteilskraft bereits in seinem Verkehr mit Verwandten und Untergebenen, in seinem Reden und Handeln als Knabe, als Jüngling, als Pfarrer, als Bischof und Patriarch entgegengetreten. Es bleibt uns noch übrig, das so gewonnene Gemälde zu vervollständigen und in ein systematisches Ganze zu bringen.

Der körperliche Zustand unseres hl. Vaters ist der denkbar wünschenswerteste. Schon seine Muskelstärke, sein robuster Körperbau, sein knochenhartes Gesicht und dessen frische Farbe verraten den abgehärteten Sohn des Landes, den Sohn gesunder Eltern. Er ist eine Frucht jahrelanger Entbehrungen und Abhärtungen. Nur selten gönnte er sich Ruhe in seinem Leben, und obschon er fast nie die Gefilde seiner engern Heimat verließ, war er doch in seinen verschiedensten Lebensstellungen ununterbrochen auf den Füßen. Noch als Patriarch von Venedig machte er täglich seine Spaziergänge; mit 66 Jahren bestieg er die Alpen bis zu einer Höhe von 1800 Meter, wie wir gesehen, bald da bald dort war er auf Firmungsreisen, und wo ein festlicher Anlaß war, fand man den Patriarchen dabei. Dank dieser häufigen Bewegung, dank auch seiner unübertrefflichen Mäßigkeit ist sein physisches Befinden nach dem einstimmigen Zeugnis der Aerzte durchaus fehlerfrei. Manche, selbst seine Venezianer, haben ihn als herzkrank ausgegeben; doch eine genaue Untersuchung, welche der päpstliche Leibarzt vor der anstrengenden Krönungsfeier vornahm,

hat festgestellt, daß das Herz vollkommen gesund und normal ist. Sonst hätte er die letzten Strapazen und Aufregungen nicht so leicht ertragen können.

Die äußere Erscheinung Pius' X. verfehlt nicht, auf jedermann einen tiefen, sympathischen Eindruck zu machen. Wie seelisch, so erinnert er auch in seinem Aeußern das römische Volk sehr an Pius IX., und nicht ohne Grund hat es ihn in seiner originellen Weise mit dem grammatikalisch abnormen, aber inhaltsreichen Namen Pio Nono Decimo bezeichnet. Wie bei jenem, so rief es auch beim Anblick dieses Pius aus: „Come è bello! Welch' schöner Papst!" In der Tat gebührt Pius X. das Prädikat der Schönheit. Seine Haltung zwar ist zuweilen etwas gebückt, sein Gang vornehm einfach, seine Statur stämmig, nur mittelgroß, nicht so hager wie Leo, schmächtiger als Pius IX., aber sein Antlitz hat etwas Verklärtes an sich. Von einem süßen Lächeln ist es stets mit einem sanften Hauche und einem unwiderstehlichen Glanze übergossen, der jedem zugleich Liebe und Verehrung abzwingt. Die schneeweißen Haare, die hohe Denkerstirne, die geschlossenen Lippen, namentlich die ausdrucksvollen Augen, in welchen sich Energie und Bescheidenheit harmonisch paaren, verleihen ihm ein ehrwürdiges Aussehen. Eine unendliche Tiefe und Milde liegt in diesem fast schwärmerischen Blick. Und doch ist auch wieder eine ruhige Entschlossenheit, eine feste Tatkraft, ein geradezu furchtbarer Ernst über dem fast numismatischen, wie aus Eisen geschnittenen Gesicht ausgebreitet. Ja man müßte beinahe seine Züge kalt, starr, hart und düster nennen, wenn sie nicht durch die Liebe so erwärmt, durch die Frömmigkeit so belebt, durch die Wehmut so erweicht und durch den Eifer so durchglüht wären.

Nach dem Gesagten könnte es scheinen, als ob Pius' X. Temperament nur aus cholerischen und melancholischen Elementen zusammengesetzt wäre. Gewiß hat er etwas „Ungestümes" an sich, wie uns ein Freund von ihm sagte, aber nichts Abstoßendes wie manche Asceten. Seine geselligen Tugenden werden von allen gerühmt, die mit ihm in Berührung kommen. Im Umgang offenbart er ganz seine joviale Venezianer Natur, die es nicht verschmäht, im geeigneten Augenblick selbst durch Scherze den Besucher zu erfreuen, auch hierin ganz ein Pius IX. Ueber lustige Anekdoten kann er in der Unterhaltung recht herzlich lachen. Auch das Billardspiel liebt er. Namentlich im Verkehr mit dem gemeinen Mann weiß er jede schroffe Kante zu vermeiden und durch seine Liebenswürdigkeit jene Popularität zu gewinnen, die ihm zu allen Zeiten eigen war. Diese gleichmäßige Vermischung von Gutmütigkeit und Majestät, von Würde und sanfter Milde verleiht seinem gesamten Wesen eine zauberische Anziehungskraft.

Seine gewöhnliche Umgangssprache war bis jetzt, wo er nur in der Umgebung der Inselstadt zu wirken hatte, das echt Venezianische, ein vom klassischen Italienisch sehr abweichender Dialekt, der sich wie das Land selbst immer eine gewisse Autonomie bewahrt hat. Auch seine Schwestern und Verwandten sprechen nur in diesem merkwürdigen

Jargon. Einfach, wie er war, bewegte er sich am liebsten in der Sprache, in den Ausdrücken, in den Bildern seines Volkes, ihm wollte er sich vor allem verständlich machen. In Venedig Dialekt zu sprechen, gehört übrigens zum guten Ton und gilt als das Zeichen eines besondern Patriotismus. Französisch versteht und liest er, aber aus Mangel an Uebung fällt ihm die Konversation nicht leicht. Um so fließender und klassischer ist sein Latein. Des Deutschen soll er ebenfalls mächtig sein. Dies beschränkt sich darauf, daß er in seiner Jugend als Oesterreicher, dabei nicht allzu weit von der Sprachgrenze entfernt, oft mit Deutschen in Berührung kam; das meiste hat er indes nach so vielen Jahren vergessen.

Von der wissenschaftlichen Bildung des hl. Vaters hat uns sein Leben verschiedene Proben gegeben. Auf alle Gebiete des modernen Wissens und der Theologie erstreckt sich seine Gelehrsamkeit, namentlich als Kanonist war er allzeit stets geschätzt. Seine ausgezeichneten Kenntnisse im Kirchenrecht hat er in seinen Mantuaner Synoden glänzend an den Tag gelegt. Was aber für einen Papst noch wichtiger ist, als alle Fachgelehrsamkeit, er hat ein weites Verständnis für alles wissenschaftliche Streben und einen redlichen Willen, es jederzeit zu unterstützen. Was er speziell für die geschichtlichen Studien sein wird, die Leo XIII. so großmütig gefördert hat, dafür bietet einen beredten Beleg der Dank, den ihm Professor Dr. Kehr, der berühmte Sammler älterer Papsturkunden, in den Nachrichten der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen ausspricht. Daraus erfahren wir, daß Kardinal Sarto als Patriarch von Venedig zur Unterstützung des italienischen Mitarbeiters Dr. Schiaparelli eine eigene Empfehlung an die geistlichen Archive und Bibliotheken seiner Provinz gerichtet hat; zu dem bis dahin unzugänglichen Kapitulararchiv von San Marco verschaffte der Kirchenfürst persönlich Schiaparelli den wichtigen Zutritt.

In gleicher Weise ist Pius X. der Kunst unentwegt ein werktätiger Gönner geblieben. Nicht mit Unrecht hat ihn die römische Akademie „Arcadia", die auch in Mantua eine berühmte Zweigniederlassung hat, als „obersten Hirten" unter dem Namen des gelehrten Benedikt XIV., Teofilo Elladiense, begrüßt. Was ihn in den besseren Kreisen des kunstliebenden Venedig so populär machte, war eben sein feines Kunstgefühl. Als Bischof und Patriarch drang er stets auf richtigen Kunstgeschmack in den Kirchen und erwies sich christlichen Künstlern wie Seitz als echten Mäcenas. Einer seiner Schützlinge war der Mosaicist Godeaux aus Venedig, dem er mehrmals mit Rat und Tat beigestanden. Als dieser mit dem Maler Stummel nach Venedig kam, um für die Fortsetzung der musivischen Ausschmückung der Kölner St. Apostelkirche die Arbeiten von S. Marco zu studieren, betrachtete Sarto die Photographieen der Kuppel der Kölner Kirche mit großem Interesse und lobte die darin ausgeprägte ernste Kunstrichtung. Auch auf diesem Gebiet eröffnet sich für den neuen Papst ein weites Feld. Wie schmerzlich er die diesbezüglichen

Uebelstände im klassischen Lande empfindet, zeigen die schönen Worte, die der Patriarch zu Godeaux äußerte: „Wir haben eine Fülle des Schönen in Italien, wir haben eine würdige alte Kunst, welche im Geiste der Kirche ernst und erhaben die religiösen Wahrheiten darzustellen wußte. Leider aber ist im modernen Italien die Empfänglichkeit und das Verständnis für diese Sprache fast geschwunden und muß neu belebt werden."

„Auch in der musica sacra", fuhr Sarto damals fort, „schufen unsere alten Kirchenkomponisten jene herrlichen Weisen, welche, nachdem sie bei uns vergessen waren, über die Alpen nach Deutschland wandern mußten, um, dort studiert, gewürdigt und zu Gehör gebracht, dann geachtet und bewundert den Weg zurück zur Heimat zu finden." Selbst musikverständiger Orgelspieler, in Treviso sogar Professor des Choralgesangs, wandte er sein Hauptinteresse der christlichen Tonkunst zu. Seine Bemühungen um die Einführung und Vervollkommnung des gregorianischen Kirchengesangs gehören zu den wichtigsten Verdiensten des Bischofs und Patriarchen. Er war unter den Kardinälen einer der ersten, welcher Leos XIII. Pläne zur Reinigung der Kirchenmusik energisch unterstützte; die Reformvorschläge, welche er 1893 der Ritenkongregation auf ihre Anfrage einsandte, wurden als die besten anerkannt, ihre Ausführung scheiterte nur an dem Widerstande des Kardinals Masella. Den Brief seines Vorgängers an den Abt von Solesmes nahm Pius X. mit großer Freude auf.

In einem Hirtenbrief von 1895 hat Kardinal Sarto eine Reihe höchst bemerkenswerter Leitsätze über den Geist des wahren Kirchengesangs aufgestellt, ausgehend davon, daß die kirchlichen Verordnungen nur eine solche Kirchenmusik anerkennen, welche die Ehre Gottes und die Erbauung zum Ziele hat. „Durch das Mittel der Melodie soll sie die Gläubigen zur Andacht anregen" und auf den Empfang der Gnaden vorbereiten. Drei Eigenschaften hat sie also aufzuweisen: „die Heiligkeit, die würdige Kunstform und die Allgemeinheit". Daher soll alles Leichtfertige, Triviale, Theatralische aus ihr verbannt sein; denn das dient nur der Sinnenlust. Ein weiteres Postulat der geistlichen Musik ist die Einheitlichkeit, weil auch das Gebet eines sein soll, von dem sie nur eine Form ist. Diese Forderungen erfüllt der polyphone Gesang eines Palestrina und vor allem der gregorianische Choral. Sie dürfen nicht etwas spezifisch Deutsches bleiben; denn gerade Gregor der Große und die großen Meister waren ja Italiener.

Den Musikhistoriker de Santi S. J. förderte er in dessen Bestrebungen für den gregorianischen Gesang, wo er nur immer konnte. Der weltbekannte Maëstro Lorenzo Perosi, der auch zu Deutschland mancherlei Beziehungen hatte, verdankt ihm allein sein ganzes Fortkommen und seinen Eintritt in den geistlichen Stand. Er hatte bald das Talent des jungen Meisters durchschaut, nahm ihn zu sich in seinen Palast und ernannte ihn zum Chordirektor von San Marco.

Er war es auch, der Leo XIII. den vielversprechenden Komponisten als Leiter der sixtinischen Kapelle empfahl, so ungern er ihn aus seinem Dienste entließ. Er wußte, wieviel gerade in Rom am polyphonen und am Choralgesang zu verbessern war. Auch als Papst wird er es wohl nicht vergessen.

Unser Freund Don Perosi hatte oft Gelegenheit, die geregelte und frugale Lebensweise des zukünftigen Papstes, bei dem er häufig zu Tisch geladen war, zu bewundern. In diesem Punkte übertrifft er noch seinen Vorgänger Leo XIII. Dies beweist schon seine Vorliebe zum Dialekt und sein Verhältnis zu seinen Geschwistern und Verwandten, welche er nie aus ihrem niedrigen Stande herausziehen wollte, und zu denen er sich auch als Kardinal dennoch so sehr herabließ. Gewiß konnte er auch, wo es das Amt verlangte, majestätisch auftreten; der offizielle Thronsaal des Patriarchen ließ an Prunk nichts zu wünschen übrig. Um so überraschender war aber die Einfachheit seiner Privatgemächer. Sein Studierzimmer hatte keinen anderen Schmuck als die vielen Bücher, sein Schlafzimmer keine anderen Möbel als ein schwarzes Eisenbett, einen hölzernen Betstuhl, ein gewöhnliches Sofa und ein paar Sessel, der Speisesaal einen Tisch und mehrere Strohstühle; selbst die Hauskapelle war klein und anspruchslos.

Bei Tisch zeigte er eine erstaunliche Mäßigkeit. Die Hauptmahlzeit war aus Reissuppe, gekochtem Rindfleisch und Gemüse zusammengesetzt; das Abendmenu bestand aus Bouillon mit Brot oder aus einem Stückchen Braten mit Salat. Seine Schwestern, die mit ihm an der gleichen Tafel speisten, kochten ihm natürlich auch so ländlich als möglich Der „risotto con pioci" (mailändischer Reis) kehrte mindestens dreimal in der Woche wieder. Als sich eines Tages in seinem Palais ein Koch anmeldete, wies der Patriarch sanft seine Dienste zurück mit den Worten: „Ich esse Reis und Fleisch, Fleisch und Reis: meine Schwestern genügen, um dies zuzubereiten!"

Wie gerne er trotzdem dieses einfache Mahl mit seinen Freunden, namentlich mit seinen Priestern teilte, davon hatten wir oben bereits Beispiele. Seine Gastfreundschaft war geradezu sprichwörtlich geworden. Selten kam es vor, daß nicht arme Geistliche an seiner Tafel saßen. Wenn die Bauern seiner Heimat nach Venedig auf den Markt kamen, war beim Patriarchen großes Fest; alle waren dann an seinem Tisch zum Essen eingeladen, und er führte dabei den Vorsitz.

Sein Tagewerk wickelte sich wie eine Uhr stets nach dem gleichen Programm ab. Ein Freund des Frühaufstehens, erhob er sich punkt 5 Uhr, Sommer und Winter. Um 6 Uhr las er die heilige Messe, worauf er schwarzen Kaffee mit etwas Liqueur zu sich nahm. Dann fuhr er, falls er nicht das Gehen vorzog, in einer geliehenen Gondel oder im „Vaporetto" mit seinem Kaplan Bressan zum sogenannten Lido, wo er im Sommer badete; die Pfarrkirche S. Maria Elisabetta al Lido, wunderbar hübsch zwischen Bäumen gelegen und von den Städtern mit Vorliebe aufgesucht, war ein Gegenstand seiner

besonderen Andacht. Um 8 Uhr kehrte der Patriarch zurück. Um 1 Uhr war das Mittagessen. Nach demselben schlief der Kardinal etwas, was in Italien eine hygienische Pflicht ist. Die darauffolgenden Stunden widmete er der Arbeit oder den Empfängen. Um 4 Uhr trank er im Sommer Bier, im Winter Kaffee. Im übrigen war er kein Freund geistiger Getränke; mittags genügte ihm ein Glas Wasser, nur morgens nahm er zuweilen ein Gläschen Wermut. Gegen Abend ging er oft spazieren oder besuchte Kranke; Gesellschaften mied er. Gegen 9 Uhr speiste er, nachdem er mit seinen Angehörigen den Rosenkranz gebetet hatte. Mit ihnen unterhielt er sich dann, stets fröhlich und heiter, bis gegen 11 Uhr.

Als Papst änderte Pius X. nichts an seiner einfachen Lebensweise, wenn auch sein Stundenplan eine kleine Verschiebung und sein Speisezettel eine Erweiterung erleiden mußte. Alles ist da bis zum kleinsten Winkel besetzt. Schon beim Morgengrauen steht der Papst auf den Füßen; nur die Nächte kommen ihm im Vatikan lang vor. Um 6 Uhr celebriert er in der Privatkapelle, in welche er das Studierzimmer des ehemaligen Staatssekretärs hat umwandeln lassen. Dann bringt ihm sein Diener Giovanni eine Tasse Fleischbrühe oder Kaffee, zwei Schnittchen in Butter gerösteten Brotes und vielleicht etwas Marmelade. In sein Studierkabinett zurückgekehrt, setzt sich nun der hl. Vater mit Monsf. Bressan an die Oeffnung der Briefe und Depeschen; zur Erledigung seiner Privatkorrespondenz diktiert er seinem Sekretär oder erteilt die notwendigen Instruktionen. Für die politischen Geschäfte läßt er Monsgr. Merry del Val rufen, bei wichtigeren Sachen auch den einen oder andern Kardinal. Viele Briefe will er selbst lesen und mit eigener Feder korrigieren.

Um 10 Uhr beginnen die Audienzen und dauern bis 12 Uhr. Mit einem Lächeln empfängt er die Leute, läßt sie die Hand küssen und beginnt gleich eine lebhafte Unterredung, bei der er sich stets schlagfertig, heiter, freimütig zeigt. Um 12 $^1/_2$ Uhr ißt der Papst: Suppe, Eier, geröstetes Fleisch, etwas Früchte, am liebsten Pfirsiche, vielleicht noch mit einem Gläschen Bordeaux oder Kaffee; dabei muß ihm jemand die Zeitung vorlesen. Hierauf gönnt er sich eine „Siesta" von einer Stunde. Schon um 2 Uhr kehrt er zur Arbeit und zu den Empfängen zurück, nach einem kurzen Gebet mit dem Geheimkaplan. Gegen 5 Uhr liebt er einen Spaziergang im vatikanischen Garten, wohin er, die Staatskarosse verschmähend, rüstigen Schrittes sich begibt, die einzige freie Erholung, die seine Gefangenschaft zuläßt; auch hier unterhält er sich ganz familiär mit seinen Begleitern und den Besuchern des Gartens. Nach 6 Uhr kehrt Pius X. in die Papstwohnung zurück, besorgt die laufenden Geschäfte, ißt zu Abend, liest mit Bressan das Brevier, dann die eine oder andere Zeitung und legt sich um 10 Uhr zur Ruhe: ein eisernes Bett unter einem Muttergottesbild, sechs Stühle, ein grüner Teppich, eine alte Lampe bilden die ganze Ausstattung des päpstlichen Schlafgemaches.

Zwei Gebräuche, an denen die bisherige Hofregel streng festgehalten, hat Pius X. bereits aufgegeben: daß der Papst nur allein speisen darf, und daß er sich auf seinen Ausgängen von einer bewaffneten Eskorte begleiten lassen muß. Stets wiederholt sich das gleiche Schauspiel: der Schwarm der Bedienten setzt sich in Bereitschaft, doch der Papst winkt ihnen ab, und nur von ferne folgen sie ihm nach. An alle, denen er begegnet, richtet er ein liebevolles Wort. Als man ihm eines Tages meldete, es habe sich ein Unwürdiger zur Audienz eingeschlichen, tat er den schönen Ausspruch: „Verliert die Sonne von ihrem Glanze, wenn sie ihre Strahlen auf etwas Unreines fallen läßt? Gerade die Unwürdigen brauchen den apostolischen Segen." Und er duldete nicht die Bestrafung des Schuldigen.

Einfachheit und Bescheidenheit, diese zwei lieblichen, tief inneren Tugenden hat sich der demütige Sohn des Gemeindeboten nie rauben lassen. Die Episoden aus seiner Pfarrerzeit haben wir schon an uns vorüberziehen lassen. Er war imstande, frühmorgens eigenhändig die Kirchentüren aufzumachen, um dem Küster das frühe Aufstehen zu ersparen. Und wenn jemand diesen wecken wollte, pflegte er zu sagen: „Laßt den Armen schlafen! Glaubt ihr nicht, daß ich Manns genug bin, eine Türe zu wenden? Wenn ich alt und krank bin, dann werde ich im Bett bleiben, und kann er sie wenden."

Durch sein stufenweises Aufsteigen in der gesellschaftlichen Stellung verlor diese Charaktereigentümlichkeit nichts von ihrer ursprünglichen Natürlichkeit. Je höher er stieg, desto mehr hat er die wachsende Verantwortlichkeit gefühlt und sich zuweilen darüber so erschreckt, daß er die Zeit zurückwünschte, wo er schlichter Dorfkaplan war. Als einst ein junger Priester im lombardischen Kolleg celebrieren wollte und keinen Meßdiener fand, ließ ihm der Kardinal keine Ruhe, bis er ihm ministrieren durfte. „Vor allem macht es nicht zu schön!" rief der neue Papst den Architekten und Arbeitern zu, welche die Papstwohnung für ihn herrichteten. Noch als Papst trug er seine Nickeluhr an schwarzseidenem Schnürchen. Zum Entsetzen der Zeremonienmeister hat er mehr als einmal schon die herkömmliche Etikette, die Leo so peinlich wahrte, über den Haufen geworfen. Er duldet oft nicht, daß man ihm den Fuß küsse; den Besuchern bedeutet er, sich zu erheben, selbst Damen hat er schon emporgehoben; je nach der Eigenschaft der Person steht er auf und begleitet sie bis zur Türe! Es hat sich also der Ausspruch bewahrheitet, den man ihm als Kardinal in den Mund legte: „Wenn ich Papst würde, zöge ich mich weiß an statt rot — das wäre die ganze Veränderung."

Stets ist Pius X. arm geblieben, sowohl im Geiste durch seine völlige Abgestorbenheit gegen die Erdengüter, als auch in seinen wirklichen Finanzen. Nicht nur, daß er keine Schätze sammelte, es herrschte in seiner Kasse stete Ebbe. Selbst bei den Juden war er zu borgen gezwungen. Noch als Patriarch lebte er trotz seiner

23000 Lire Gehalt von der Hand in den Mund, stets auf die Vorsehung vertrauend.

Die Frage, wohin denn alle seine Einkünfte geflossen sind, ist nicht schwer zu beantworten. Seine grenzenlose Liebe zu den Armen ist des Rätsels Lösung. Selbst sozialistische Pfaffenfresser, die ihn vorher beschimpft hatten, schloß er von seiner freigebigen Barmherzigkeit nicht aus. Er begnügte sich nicht, mit den Elenden in ständigem Kontakt zu bleiben, durch Trostworte ihre Tränen zu trocknen, sondern durch die Werke der Nächstenliebe suchte er ihrer Not auch zu steuern: die wahre christliche Demokratie. „Der Telephondraht seines Palastes," heißt es im „Tempo" von Mailand, „war stets in Verbindung mit jemandem, dem der hl. Bischof einen Bittenden zu empfehlen hatte: den einen zur Erlangung eines Amtes, einen andern für einen Dienstwechsel, einen dritten — war es auch ein Dieb — für eine Straferleichterung."

Für sich gab er nichts aus, für andere dagegen mit vollen Händen, und so war er immer der bedürftigste von allen. Schämten sich die Notdürftigen zu betteln, dann schrieb er dem Bäcker, dem Metzger, dem Spezereihändler einfach, sie sollten dieser oder jener Familie so und so viel Waren schicken; am Ende des Monats regnete es dann natürlich Rechnungen. Als Patriarch ging er sogar so weit, daß er, als alles versetzt war, auf einige Tage seinen eigenen Bischofsring ins Pfandhaus schickte und dann die Hand über den Finger hielt, wenn er ihn den Besuchern zum Küssen reichte: nur ein heroischer Opfergeist konnte ihm eine solche Tat eingeben, die uns fast unverständlich erscheint. „Als Papst würde er den Vatikan verschenken, wenn er könnte", hat nicht mit Unrecht Maëstro Perosi gesagt.

Ein wahres Geschichtchen, das inzwischen den Eingang in alle Zeitungen gefunden, ist zu rührend, als daß es hier nicht wiederholt zu werden verdiente. Die Schwester des Bischofs — es war zu Mantua — bemerkte, daß der Fleischtopf über dem Feuer verschwunden war. Verstört lief sie in das Kabinett des Bruders und meldete ihm, das Fleisch zum Mittagstisch sei gestohlen worden. Etwas verlegen antwortete der Bischof: „Es wird die Katze gewesen sein." „Die Katze?" rief sie aus, „— unmöglich! Die Katze nimmt doch nicht den Topf mit!" „Liebe Schwester," besänftigte der Ertappte, „es scheint mir, daß du wenig aufs Hauswesen acht gibst; wenn du es wissen willst — ich habe ihn weggetragen." „Sie?" „Ja, was willst du? Es kam ein armer Mann und sagte mir, seine Frau liege krank im Bett und brauche eine Suppe, und da gab ich es ihm einfach." Kopfschüttelnd entfernte sich die Köchin, er aber setzte hinzu: „Beruhige dich! Der Herr wird auch für uns sorgen."

Mit der Liebe zu den Mitmenschen vereinigte unser Held eine kindliche Liebe zu Gott. Um seine Frömmigkeit zu erkennen, genügt es, seinem Meßopfer beizuwohnen. Es ist eine wahre Exercizienpredigt. Eine so einfache, demütige, ungesuchte Hoheit, Ruhe und Salbung wird selbst den Ungläubigsten zur Ueberzeugung bringen

müssen, daß dieser Hohepriester sich in Gegenwart der Gottheit fühlt. Auf dem eucharistischen Kongreß in Venedig schwur der Patriarch, „das Reich des allerhl. Altarssakramentes" nicht nur über die Einzelnen und die Familien, sondern über die ganze Gesellschaft auszubreiten, und seinen Eid hat er bis jetzt gehalten. Was für ihn die allerseligste Jungfrau ist, das hat er durch seine große Verehrung zu der Madonna dell'Assunta und delle Grazie erprobt.

Der hl. Vater ist auch Tertiarier. Im Jahre 1870 trat er als Pfarrer von Salzano in den dritten Orden des Assisiheiligen ein und hat seitdem sehr viel für denselben getan. Die Söhne des hl. Franziskus waren seine Lieblinge in der Patriarchenzeit. Die Kapuziner durften in seinem Seminar ihre Konferenzen halten, und sehr energisch nahm er sich um die Heiligsprechung des berühmten Kapuziners P. Marco d'Aviano an, der im 17. Jahrhundert besonders in Venedig viel gewirkt hatte. Er präsidierte selbst dem Prozeß, stellte die Fragen und gab nachher ein glänzendes Resumé von allem, was der Promotor auseinandergesetzt hatte. Auch das Heiligtum von Loreto, das er als Bischof von Mantua besuchte, hat Pius X. unter seine Verehrer eingeschrieben. Was er für das Werk der katholischen Missionen getan und stets zu tun bereit war, das zeigen uns die interessanten Mitteilungen, welche Gräfin Ledochowska, die Generalleiterin der Claver-Sodalität, der „Salzburger Kirchenzeitung" gemacht hat.

All' das könnte im Leser den Anschein erwecken, daß der neue Papst ein allzu weiches und bewegliches Gemüt besitze. Auch seine große Erschütterung in den letzten Tagen dürfte zu diesem Glauben verleiten. Tatsächlich haben ihn liberale Blätter bei aller „Intransigenz" als zu schwach und zu gut für die Last der Tiara, zu empfänglich für die Einflüsse seiner Umgebung hingestellt. Doch wir stehen keinen Augenblick an, gerade seine Energie und selbständige Initiative als den hervorragendsten unter seinen Charaktervorzügen zu erklären. Das hat er durch sein eisernes Auftreten als Bischof und Patriarch zur Genüge bewiesen, davon wird er auch noch als „Ignis ardens" seine Proben geben. Gewiß ist die Güte eine seiner hervorstechendsten Herzenseigenschaften, aber es ist keine schwache, keine nachgiebige, sondern eine starke und entschlossene, eine kluge und hellsehende Güte. Was Pius X. nur immer tut, sagte uns Don Perosi, das tut er aus Prinzip und Ueberzeugung. Kurzum, schloß er, unser hl. Vater ist ein wahrer Heiliger.

Zur Jesuitenfrage.

Soeben sind in der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Zweck heiligt die Mittel

Ein Beitrag zur Geschichte der christlichen Sittenlehre.

Von **Matthias Reichmann**, S. J.

(86. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach".)

gr. 8°. (VIII u. 160.) Mk. 2.20.

In dem kürzlich wieder neu entbrannten Kampf um das Jesuitengesetz und um die Gefährlichkeit oder Ungefährlichkeit des Jesuitenordens dürfte die Schrift manchem Leser brauchbares Material und beachtenswerte Gesichtspunkte bieten.

Aktenstücke zur Geschichte der Jesuiten-Missionen in Deutschland 1848—1872.

Herausgegeben von **Bernhard Duhr**, S. J.

gr. 8°. (XVI u. 468.) Mk. 7.—; gebunden in Leinwand Mk. 8.20.

Der große nachhaltige Einfluß, den die Volksmissionen in allen katholischen Kreisen ausgeübt haben, ist auf katholischer Seite allseitig anerkannt. Diesen Einfluß aktenmäßig zu erhärten, ist Aufgabe der vorliegenden Sammlung. Die Quellen für diese Sammlung teilen sich in gedruckte und ungedruckte. Zur ersteren Art gehören besonders zeitgenössische Berichte von Teilnehmern in Zeitungen und Zeitschriften; hier wurden vorzugsweise liberale oder protestantische Zeitungen verwertet. Der größte Teil der Sammlung besteht aber aus bisher ungedruckten Stücken, die meist den Ordinariatsarchiven der verschiedenen Diözesen und den Ordensarchiven entnommen sind. Die Glaubwürdigkeit dieser Berichte kann in keiner Weise bestritten werden. Es sind Berichte wohlunterrichteter Augen- und Ohrenzeugen, die in den meisten Fällen gar kein Interesse daran hatten, in ihren amtlichen oder freiwilligen Meldungen die Wahrheit zu verschleiern. Hervorragende Bedeutung beanspruchen die Urteile und Briefe der beteiligten Pfarrer und Bischöfe, zumal die meisten dieser Schreiben nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren. Über den Wert der vorliegenden Sammlung darf wohl ohne Anmaßung geurteilt werden, daß sie einen brauchbaren Beitrag bildet zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Die katholische Kirche hat durch diese Missionen gezeigt, daß sie auch in der Jetztzeit vollauf befähigt ist, einen weit- und tiefreichenden Einfluß auf die sittliche Gestaltung unseres Volkslebens zu nehmen — vorausgesetzt, daß man ihr die Arme nicht ganz oder teilweise fesselt.

Unterzeichneter bestellt hierdurch:

1 Einbanddecke *zu:* ***Frankfurter Zeitgemässe Broschüren, Band XXII.*** *Preis 1 Mark.*

Ort und Datum: *Name und Stand:*

Betrag ist durch Nachnahme zu erheben, folgt anbei.

Nicht Gewünschtes wolle man durchstreichen!

Büsten Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

vorzüglich getroffen

sowohl in ff. Polychromie als auch in Elfenbein-Imitation

30 cm	6 M.	75 cm weiß	28 M.
40 „	9 „	75 „ ff. Polychromie	36 „

liefert die

Kunst- und Verlags-Anstalt A. Riffarth

M.-Gladbach, Rheinland.

Auch zu beziehen durch alle bess. Devotionaliengeschäfte.

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm i. Westf.

Los von Rom!

Wahrheitsgetreue Schilderung der österreichischen Verhältnisse

von **Franz Stauracz.**

Zweite Auflage. — Preis 80 Pfg.

Diese Schrift entstammt der Feder eines Mannes, den der bekannte Parlamentarier Prälat Dr. Scheicher als besonders dazu geeignet bezeichnete, und der als der erste der Bewegung entgegengetreten ist, die man anfangs allgemein unterschätzt hat. Ja noch heute zerbricht man sich über sie im Auslande manchmal ratlos den Kopf. Um nämlich die Bewegung beurteilen zu können, muß man unbedingt im Lande selbst leben, muß die österreichischen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen. Die Schriften aus Deutschland, die in wohlgemeinter Absicht über die Bewegung schrieben, setzen zumeist den Fleck neben das Loch! Wer darum absolut Zuverlässiges, die ganze Wahrheit über die ‚Los von Rom'-Bewegung wissen will, der greife zu dieser „authentischen" Schrift!

Breer & Thiemann, Hamm i. W., 15. Markt 15.

Postkarte.

Herren

Breer & Thiemann, *Buchhandlung*

Hamm i. W.

Harvard College Library
Oct. 9, 1920
Sever Fund
F Germ 250.1.2

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von

Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen

Neue Folge herausgegeben von Dr. Joh. Mich. Raich.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXIII.	15. Dezember 1903.	Heft 3.

Das heutige Frankreich.

Von ***

Hamm i. W.
Markt 15.
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1903.

„Frankfurter Zeitgemässe Broschüren".

Preis pro Jahrgang Mk. 4,00, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

In einer Privataudienz vom 17. Oktober dieses Jahres erteilte Se. Heiligkeit Papst Pius X. dem Unternehmen der „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren" huldvollst den apostolischen Segen.

Vom laufenden Jahrgange sind bisher folgende Hefte erschienen:

1. u. 2. Heft: **Papst Pius X.** von Dr. Joseph Schmidlin.
3. Heft: **Das heutige Frankreich** von ***

Folgende Beiträge sind in Aussicht genommen:

Die Mischehe in Theorie und Praxis von Dr. Krueckemeyer.
Der gegenwärtige Stand der Frauenfrage von A. Roesler, C. SS. R.
England und die soziale Reform von A. Zimmermann, S. J.
Die Gesellenfrage im Mittelalter von Dr. Meyer, Staatsarchivar.
Der vorgeschichtliche Mensch von Dr. F. J. Scheuffgen, Dompropst.
Deutsche Dramaturgie von Dr. Rich. v. Kralik.
Der Koran von Dr. Baldus.
Die Reichsfinanzreform von Dr. A. Ott.
Der „deutsche Michel" von Dr. August Gerlach.
Chateaubriand und die Neuromantik von Laurenz Kiesgen.
Tolstoi's Weltanschauung und Erziehungsgrundsätze von Dr. Seydl.
Zur deutschen Mythologie von Josef Seeber.
Die preussische Mittelschulreform und die Stellungnahme für Katholiken von Prof. Dr. J. B. Seidenberger.
Entwickelung der kirchenpolitischen Zustände auf der pyrenäischen Halbinsel von A. Zimmermann, S.J.
Die Lohengrin-Dichtung und ihre Deutung von R. Heinrichs.
Der grosse Kanal, seine Vorteile und Nachteile von Justizrat Dr. am Zehnhoff, Landtagsabgeordneter.
Die soziale Bedeutung und die Ziele des Charitasverbandes von Prälat Dr. Lorenz Werthmann.
Der gemeine Pfennig von G. Seiler.
Die Pflege der Bildung in den Arbeiterkreisen von A. J. Endris, Rektor.
Peter Rosegger von Ansgar Pöllmann, O. S. B.
Der Rhein als Handels- und Verkehrsstrasse von Karl Kollbach.
Der gregorianische Choral v. Raphael Molitor, O. S. B.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann in Hamm i. W.

Das heutige Frankreich.

Von ***

„Glücklich die Völker, welche keine Geschichte haben," lautet ein geflügeltes Wort der Franzosen. Sie lassen ihre Geschichte mindestens mit der Taufe Chlodwigs (496) beginnen, was auch insofern zutrifft, als von da ab der französische Staat sich zu bilden anfängt. Die Franken gaben Gallien ihren Namen. Die Könige schufen allmählich die Einheit des Landes mit Hilfe der Kirche, welche übrigens schon vor ihnen fast in ganz Frankreichs herrschend geworden war. Die Bischöfe haben mit Bienenfleiß den Teig geknetet, aus dem das Volk wurde, sagt ein Schriftsteller. Königtum und Kirche blieben verbunden, arbeiteten gemeinsam an der Einigung und Gesittung des Landes, hatten auch, da beide durch Menschen vertreten waren, manchen Streit untereinander. Durch Niederwerfung, Unterjochung der Vasallen, die sich aus der ganz republikanischen Neulehre Calvins eine furchtbare Waffe gegen das Königtum gemacht hatten, erreichte die Macht der Könige ihren Gipfel. Die Könige gedachten nun mehr als je, auch die Kirche zu unterwerfen, welche ebenfalls, sogar in noch höherem Grade, die Einheit Frankreich darstellte. Die Kirche sollte ein Werkzeug ihrer Macht, ihrer Politik werden, besonders auch nach dem Auslande hin. Die Könige und ihre Berater erkannten, daß eine geistige Macht nicht am wenigsten durch geistige Waffen bekämpft werden müsse.

Während die Protestanten mit vielerlei, nicht immer einwandfreien Mitteln eingeschränkt, unterdrückt wurden, förderten die Regierenden alle sonstigen, der Kirche abträglichen Lehren — Humanismus, Philosophismus, Rationalismus, Aufklärerei jeder Gattung. Denn sie sahen darin Bundesgenossen gegen die Kirche. All diese Lehren leisteten auch der bei Hofe und den Großen herrschenden Sittenlosigkeit und Verschwendung Vorschub, halfen andererseits die Schranken niederwerfen, welche, als Reichs- und Landstände, Freiheiten der Städte, Gemeinden und Körperschaften, die Allmacht der Könige noch etwas einengten. Unter dem Einfluß

dieser Lehren bildete sich ein politischer Rationalismus aus, welcher die Dinge, das geschichtlich Gewordene schließlich auf den Kopf stellte, das Geschaffene an Stelle seiner Urheber setzte. Dem herkömmlichen, vorwiegend auf religiöser Grundlage ruhenden Recht gegenüber wurde das Volk als Urquell aller Macht und Rechte erklärt. Dies ist der Grund, die Ursache der Revolution. Das Volk besitzt allein alle Rechte; Staat und Kirche, Religion und Geistlichkeit sind ihm untergeordnet, seine Werkzeuge. Die Revolution schaffte Königtum und Kirche ab, suchte die königliche Familie, den Adel wie die Geistlichkeit mittelst Fallbeil auszurotten.

Begreiflicherweise führte das gemeinsame Unglück Monarchie und Kirche wieder näher zusammen. Die große Revolution mit dem Kaisertum kehrte derart alle Verhältnisse um, daß seither keine Regierung mehr längeren Bestand hatte. Das Konsulat inbegriffen brachte es das napoleonische Kaisertum nicht einmal auf fünfzehn Jahre, das ihm folgende alte bourbonische Königtum erreichte diese fünfzehn Jahre, das Orleansche Bürgerkönigtum kam etwas darüber. Das so glänzende, machtvolle, ganz Europa in Atem haltende zweite Kaiserreich scheiterte elendiglich und ruhmlos binnen achtzehn Jahren, nachdem vorher noch einige Jahre Republik sich dazwischen geschoben hatten. Diese vier verschiedenen Staatsformen haben Parteien hinterlassen, sogar noch mit Unterparteien, die sich namentlich seit 1871 in beständigem Kampfe gegenüberstehen. In der 1871 zur Abschließung des Friedens und Einsetzung einer Regierung gewählten Nationalversammlung fehlten die Bonapartisten fast ganz. Das Volk war durch die ihm von Napoleon III. bereitete Enttäuschung so empört, daß es kaum einige Bonapartisten wählte. Dieselben waren so geschlagen, so niedergedrückt und beschämt, daß sie das Wort kaum zu ergreifen wagten. Es war ein Ereignis, als zum ersten Male ein Bonapartist reden konnte, ohne allzu großen Widerstand zu finden.

Auf der anderen Seite hatte sich unter dem Kaiserreich, welches alle Parteien durch das allgemeine Stimmrecht zusammenrüttelte und gleichmäßig zu unterjochen suchte, eine Annäherung zwischen Anhängern der Bourbonen und Orleans herausgebildet. Eine tatsächliche Aussöhnung, Einigung der Parteihäupter in den Prinzen der beiden Linien hatte jedoch nicht stattgefunden. Erst als die Nationalversammlung sich ernstlich mit der Herstellung der Monarchie beschäftigte (1873), machten die Orleansschen Prinzen einen Besuch bei dem Grafen Chambord, Haupt der älteren Linie und somit des ganzen Hauses Bourbon. Die Herstellung des Thrones scheiterte durch Ungeschick und Mißverständnisse.

Die Nationalversammlung hatte, trotz ihrer großen monarchischen Mehrheit, von Anbeginn einen groben Fehler begangen. Hauptsächlich aus Widerwillen gegen das so kläglich gescheiterte Kaiserreich hatte sie Thiers — ohne Bedingung — die höchste Gewalt, vorab den Abschluß des Friedens, übertragen. Thiers brauchte jedoch die

ihm gewährte Allgewalt, um seine persönliche Herrschaft einzurichten, wozu er überall für die Republik wirken ließ. Er hatte Helfershelfer, welche ihn und die Nationalversammlung stets mit Vive la République! feierten, Kundgebungen für die Republik veranstalteten. Bei seiner Wahl hatte er Zusicherungen gemacht, besonders betreffs der Monarchie. Er übertölpelte die Nationalversammlung, indem er vorstellte, erst müßten Verwaltung und öffentliche Einrichtungen geordnet werden, bevor an Einführung einer Verfassung gedacht werden dürfe. Unterdessen arbeitete er mit allen Kräften und Mitteln gegen die Monarchie, aber um so eifriger, verschmitzter für die Republik. Bei Nachwahlen sorgte er für die Niederlage der Monarchisten, bewirkte sogar einige bonapartistische Wahlen, um so weitere, verschmitzte Gegner der Monarchie zu gewinnen. Er gebrauchte eigenmächtig, in amtlichen Reden und Schriftstücken, die Bezeichnung Frankreichs als Republik. Bei seinen Reisen ließ er sich als Staatshaupt, als Gebieter der Republik huldigen, veranlaßte Kundgebungen, Hochrufe auf die Republik, hielt Lobreden auf dieselbe.

Die Monarchisten sahen viel zu spät das schnöde, treulose Spiel ein, das Thiers mit ihnen trieb, indem er die Macht, welche sie ihm verliehen, gegen sie und für die Republik gebrauchte. Als sie sich endlich ermannten und Mac Mahon an seine Stelle setzten, war es leicht, sie des schwärzesten Undankes gegen den bis dahin so gefeierten „Befreier des Vaterlandes" zu bezichtigen, eine vollständige Verschwörung gegen Monarchie und Monarchisten einzufädeln. Als alterfahrener, geriebener Ränkeschmied hatte Thiers dafür gesorgt, einen Keil in die Mehrheit zu treiben. Durch ihn und seine Helfer war ein linkes Zentrum von dem Zentrum (gemäßigte Monarchisten, Orleanisten) abgetrennt worden, welches sich der Republik näherte. Diese Partei war es hauptsächlich, welche Mißtrauen gegen die „starre, unbeschränkte Monarchie" des Grafen von Chambord verbreitete, Bürgschaften für eine freiheitliche Verfassung forderte oder fordern ließ. Man war töricht genug, dem Grafen Verzicht auf Rechte zuzumuten, die er noch nicht besaß, das Eingehen von Verbindlichkeiten zu verlangen, bevor die Möglichkeit da war, dieselben zu erfüllen. Die klugen Leute sahen nicht ein, daß in einem Lande, wo alle Obergewalt bestritten und unterwühlt ist, diese Gewalt der meisten Bürgschaften bedarf, nicht im voraus Bedingungen untergeordnet werden darf. Der Graf von Chambord — „der erste Edelmann Frankreichs", sagten selbst Republikaner — hatte übrigens oft und klar genug zu verstehen gegeben, sobald die Königsgewalt wiederhergestellt, voll anerkannt sei, werde dieselbe sich mit den anderen berechtigten Gewalten, obenan die Nationalversammlung, über die Verfassung verständigen. Er hatte deren Grundzüge mehrfach angegeben. Man legte ihm nahe, eine öffentliche Verpflichtung einzugehen.

Darauf erließ er seinen Brief aus Salzburg, der in Paris als Absage, Verzicht auf die Herstellung der Monarchie, aufgefaßt und

verkündet wurde. Der Graf hatte es anders gemeint, kam — ungekannt — nach Paris und Versailles, um sich persönlich mit den maßgebenden Männern zu benehmen. Aber diese hatten alle schon Stellung genommen, der Oeffentlichkeit nachgegeben, statt dieselbe zu leiten, zu führen, aufzuklären. Auch wollte, konnte der Graf nicht zu viele Schritte tun, sich nicht bemerklich machen. Denn außer einigen Vertrauten wußte niemand etwas von diesem Aufenthalt in Frankreich, selbst die meisten hervorragenden Royalisten erfuhren erst viel später etwas davon. Der Graf suchte, durch Vertraute, mit Mac Mahon anzuknüpfen, stieß aber auf Hindernisse, Widerstand, mußte unverrichteter Dinge nach Frohsdorf (Oesterreich) zurückkehren. Mit der Erneuerung der Monarchie war es aus. Das Verhalten Mac Mahons ist bisher niemals ordentlich, mit Einsicht der Verhältnisse und Dinge, der schon für die Geschichte unserer Zeit gebotenen Prüfung unterzogen worden. Man hat stets nur eine Art Menschendienst mit dem Marschall, Glücksfieger von Magenta, getrieben, da ja damals schon die seither ganz zur Abgötterei gewordene Verehrung des Heeres im Schwunge war. Mac Mahon aber hat nicht am wenigsten zur Vereitelung einer Wiederherstellung des Königtums beigetragen. Er war ausdrücklich mit der höchsten Gewalt bekleidet worden, um diese Herstellung zu ermöglichen, zu bewirken, nachdem Thiers mit abgefeimtem Geschick und Heimtücke gegen dieselbe gearbeitet hatte.

Jedoch Mac Mahon, dessen irländische Vorfahren durch die letzten Könige in Frankreich aufgenommen und stets gefördert worden waren, hatte seine Laufbahn hauptsächlich unter Napoleon III. zurückgelegt, war durch diesen in jeder Weise belohnt und ausgezeichnet, zum persönlichen Freund gemacht worden. Mac Mahon war daher wenigstens soweit Bonapartist, daß er die Hand nicht bot zur Erfüllung der ihm gewordenen Aufgabe. Er berief — was bis dahin unmöglich, eine Ungeheuerlichkeit gewesen wäre — Bonapartisten zu wichtigen, namentlich Ministerstellen (Inneres), was vollends alle monarchischen Bestrebungen lahm legte. Dafür wurde er für sieben Jahre zum Präsidenten eingesetzt, nach welchen der Sohn Napoleons III. reif zum Kaisertum gewesen wäre. Doch wurde er sehr bald zur Abdankung gezwungen.

Unfähig, ohnmächtig, die Monarchie herzustellen, genehmigte die Nationalversammlung schließlich, nach dem Abfall mehrerer Mitglieder der Mehrheit, die von Wallon vorgeschlagene republikanische Verfassung, jedoch nur mit einer einzigen Stimme Mehrheit, welche sich nachträglich als ein Irrtum bei der Zählung erwies. Aber wir leben im Lande der Revolution und des peinlichsten Wort- und Formelkrams, den es irgendwo gibt. Die Abstimmung war endgiltig, abgeschlossen (acquis). Deshalb besteht in Frankreich eine Verfassung, welche eigentlich mit zwei Stimmen Uebergewicht abgelehnt wurde, also tatsächlich ungiltig ist. Doch ist dies kein Schaden, die Verfassung ist besser als alle diejenigen, die ihr seit

der ersten Republik vorangegangen sind. Sie dauert auch schon dreißig Jahre, doppelt so lange als eine der früheren Verfassungen, so daß sie ihre Probe gemacht hat.

Als die erste laut dieser Verfassung gewählte Kammer ihm zu weit nach links zu gehen schien, löste Mac Mahon dieselbe in wenig regelrechter Weise auf. Er schrieb an seinen ersten Minister Jules Simon einen öffentlichen Brief voller Vorwürfe, worauf derselbe abtreten mußte. Mac Mahon folgte bei diesem Schritt offensichtlich liberalkatholischen und bonapartistischen Beratern, die er auch dann ins Ministerium berief. Aber diese Minister (Herzog von Broglie, Fourton usw.) ermangelten der Einigkeit, dadurch auch der Einsicht und Tatkraft. Statt nach Auflösung der Kammer durch entschlossene Maßnahmen die Konservativen zu sammeln und zu ermutigen, benahmen sie sich wahrhaft kläglich, kleinmütig. Gambetta und Genossen, welche anfangs sich verkrochen hatten, wurden immer frecher, kühner, zogen — in Reden und Presse — Mac Mahon und die Minister in den Kot, trotzten und drohten, als ob sie Schulbuben vor sich hätten. Die Minister getrauten sich nicht einmal, die einfachsten, selbstverständlichsten Gesetze auf Gambetta und Sippe anzuwenden. Die Wirkung konnte nicht ausbleiben. Die Neuwahlen (1877) brachten eine noch weiter nach links gerückte Kammer, mit der Mac Mahon nicht regieren wollte. Er dankte bei dem ersten Vorwand ab, nachdem die Gambetta usw. noch ausgiebig ihr Mütchen an ihm gekühlt hatten.

Unter Grevy begann die Rache an den Katholiken. Aber warum Rache, da die Katholiken nichts verbrochen, im Gegenteil nur Enttäuschungen, Schädigungen erlitten hatten? Ihre Schuld, ihr Verbrechen besteht in der Gutmütigkeit, Vertrauensseligkeit, dem Unverstand — andere gebrauchen einen viel stärkeren, treffenderen Ausdruck —, mit welchem sich die Katholiken, als Monarchisten, von Thiers übertölpeln, unter Mac Mahon, bei dem Versuch einer Herstellung der Monarchie, mit Tüfteleien und Winkelzügen irreführen ließen. Hätten die Monarchisten politische Schulung, Einsicht besessen, so hätten sie in Bordeaux mit der Ausrufung des Königs begonnen. Die Offensichtlichkeit, mit welcher Thiers und Genossen dort für die Republik arbeiteten, hätte ihnen doch die Augen öffnen sollen. Die Republikaner fanden es nun geboten, die Katholiken dafür zu strafen, daß sie weder in Bordeaux noch in Paris die Monarchie hergestellt, sondern nur ungeschickte Versuche dazu gemacht hatten. Aber die Republikaner wollten weiteren solchen Versuchen vorbeugen, zugleich auch dem Volke etwas bieten, dem sie seit Jahren goldene Berge versprochen hatten.

In seiner schon mehr berüchtigten Wahlrede zu Belleville (Pariser Viertel) rief Gambetta: „Der Klerikalismus ist der Feind", hielt dazu die „1200 Millionen der Kongregationen" den Arbeitern als Köder hin. Waldeck-Rousseau (damals Minister mit Gambetta) hat seither, trotz scharfer Aufnahme, nur 1046 Millionen bei den

Ordensleuten gefunden. Von nun an beginnen die kirchenfeindlichen Gesetze und Maßnahmen aller Art, namentlich auf dem Gebiete der Schule, Beschneidung des Kultusbudgets, welches allmählich von 44 auf 34 Millionen (wovon 2 Millionen für 6—700 000 Protestanten und 70—80 000 Juden) herabgedrückt wurde. Die Bischöfe wurden um 5000 Francs gekürzt, die Bezüge der Domherren wie die Zuschüsse für Seminare usw. gestrichen. Dann wurde auch die Ehescheidung eingeführt. Der Religionsunterricht wurde (1882) aus der Schule, sogar dem Schulhaus, verbannt, den Lehrern verboten, außerhalb der Schulstunden anderen als den eigenen Kindern solchen zu erteilen. Aus den höheren Schulen getraute man den Religionsunterricht nicht zu verbannen, aus Furcht, die Bourgeoisie werde durch solche Maßnahmen unzufrieden gemacht. Dafür schlug Jules Ferry, als erster Minister, ein Gesetz über den höheren Unterricht vor, durch welches die Ordensleute von demselben ausgeschlossen wurden. Die Kammer strich jedoch den bezüglichen Artikel (7), weshalb die Regierung auf das ganze Gesetz verzichtete, welches dem Volke als ein unermeßlicher, unbedingt notwendiger Fortschritt vorgepriesen worden war. Dafür erließ Ferry, unter Bezugnahme auf frühere Gesetze und Dekrete, welche durch Verfassung und sonstwie längst außer Geltung gekommen waren, die sogenannten Märzdekrete (1882), wodurch den Jesuiten jegliche Lehrtätigkeit untersagt, ihre Niederlassungen und Kapellen geschlossen, sie selbst auf die Straße gesetzt wurden. Ein späteres Dekret schloß alle Niederlassungen und Kapellen sämtlicher nicht anerkannten Orden. Da nur fünf Orden ausdrücklich anerkannt sind, eine ähnliche Anzahl einer Art Gestattung genießen, wurden etliche fünfzig Männer-Gemeinschaften mit 12—1500 Niederlassungen hiervon betroffen. Die Schulen konnten jedoch durch Weltgeistliche und weltliche Lehrer fortgeführt, die Kapellen allmählich wieder geöffnet werden. Jedoch fanden es mehrere Gemeinschaften geraten, sich vorzusehen, ganz oder teilweise auszuwandern und im Auslande Niederlassungen zu gründen.

Auch die wohltätigen und Frauen-Gemeinschaften waren schon von früher mit einer Ersatzsteuer belegt worden. Man hatte nämlich berechnet, daß in Frankreich jeglicher Besitz — Liegen- wie Fahrhabe — alle zehn Jahre den Eigentümer, durch Vererbung oder Verkauf, wechsele. Hierbei erhebt der Staat eine 10 bis 18 v. H. betragende Steuer. Der Durchschnitt dieser Steuer wurde auf zehn Jahre verteilt und den Gemeinschaften fast willkürlich auferlegt. Gewiß eine unerhörte Tatsache, daß Gemeinschaften, welche nicht staatlich anerkannt sind, kein Besitzrecht genießen, überhaupt amtlich nicht vorhanden sind, zu einer solchen Ausnahmesteuer herangezogen werden. Seitdem ist den Gemeinschaften noch eine zweite solche Ausnahme-, dann noch eine dritte, die sogenannte Zuwachssteuer aufgebürdet worden. Die Regierung berechnet, bei jedem Todesfall eines Mitgliedes erbten die anderen Mitglieder der Gemeinschaft dessen Anteil

am gemeinsamen Besitz. Folglich müsse Erbsteuer erhoben werden. Da die Gerichte diese Steuer als unzulässig verwarfen, indem dieselbe nur eine Wiederholung der vorgenannten, bei Besitzwechsel zu zahlenden Steuer sei, wurde dieselbe in eine jährliche Abgabe verwandelt. Damit bleibt die Tatsache bestehen, daß Genossenschaften (Gemeinschaften) ohne gesetzliches Dasein trotzdem als Steuerzahler nicht bloß staatlich anerkannt, sondern sogar noch mit besonderen, Ausnahmesteuern belastet sind.

So lange der Graf von Chambord lebte, hielten die Monarchisten (Legitimisten wie Orleanisten) nicht bloß fest zusammen, sondern standen auch auf dem Boden der Gesetzlichkeit. Sie hatten streng alle Rechte der Kirche und die Sache des Volkes zu verteidigen, alle gerechten Maßnahmen der Regierung in der inneren wie der äußeren Politik zu unterstützen. Nur durften sie den monarchischen Grundsätzen nichts vergeben, also die Republik nicht ausdrücklich anerkennen. Die bestehende Regierung wurde nur als Tatsache betrachtet und behandelt: die Monarchisten leugneten die Rechtmäßigkeit der Republik, bekämpften sie jedoch nur mit gesetzlichen Mitteln. Die Bonapartisten, welche starken Zuwachs erhalten hatten, oft mit den Monarchisten Wahlabkommen trafen, führten eine ähnliche Politik, indem sie jedoch Berufung an das Volk verlangten, das souverän über die Staatsform entscheiden sollte. Mac Mahon hatte den Bonapartisten auf den Strumpf geholfen.

So kam es, daß die drei Gruppen der Rechten fast immer zusammengingen. Ganz einig waren sie fast nur in der Verteidigung der Rechte der Kirche und in Schulfragen. Sie standen demnach als konservative Partei da, wurden von den Linken, den Republikanern, ganz besonders wegen ihrer Verteidigung der Kirche gehaßt, deshalb als Klerikale angegriffen, verleumdet, verdächtigt, verketzert. Obwohl sie die Linken an Stärke nahezu — etwa 310 gegen 340 — erreichten, wurden die Rechten grundsätzlich von dem Vorstande der Kammer, welcher allein vier Vizepräsidenten zählt, wie von allen wichtigen, besonders dem Budgetausschuß gänzlich ausgeschlossen. Ja, es wurde der Grundsatz aufgestellt, auch vielfach betätigt, die konservativen Stimmen als nicht vorhanden zu behandeln. Dieselben zählten nicht, besonders nicht bei den sogenannten politischen Fragen. So lange die Mehrheit der republikanischen Stimmen auf seiten des Ministeriums standen, galt dieses als den parlamentarischen Grundsätzen gemäß gesichert, bestandfähig. Anstatt sich zu mildern, verschärften sich dadurch die Gegensätze bis zur schroffsten, unversöhnlichsten Feindschaft. „Hie Welf, hie Waibling" erscheint nicht so schlimm, so bitter bedrohlich, als das hiesige „Hie Republik, hie Klerikalismus", d. h. Kirche. Nur bei Bewilligung des Kultusbudgets zählten die Stimmen der Rechten voll und ganz, weil dies einer Anzahl Republikaner gestattete, ohne Schaden für sich und die Regierung durch Gegenstimmen als unversöhnliche Kirchenfeinde sich zu brüsten.

Für die Republikaner, wenigstens die äußerste Linke (Radikalsozialisten und Sozialisten), besteht das einzige, erste Endziel aller Politik in der völligen Vernichtung, Ausrottung der Kirche mit all ihren Einrichtungen und Lehren, natürlich auch völliger Austilgung aller Freiheit und Rechte des Gewissens. Wenn es der äußersten Linken nach ginge, würden alle Kirchen geschlossen, niedergerissen, alle Priester aus dem Lande gejagt oder selbst hingerichtet, jeglicher Religionsunterricht bei schwerer Strafe unterdrückt, ja jeder Gedanke an Gott und eine höhere Weltordnung aus Schule und Oeffentlichkeit verbannt. Dagegen würde das strengste Unterrichtsmonopol durchgeführt, die gesamte Jugend unerbittlich gezwungen, die jeglichen Gedanken an Gott ausschließenden Staatsschulen zu besuchen. Die Gottesleugnung würde, durch unerbittlichen Zwang, zur Staatsreligion gemacht, den Eltern selbst jegliches Recht auf die Erziehung ihrer Kinder genommen werden.

Dies ist, wie gesagt, das äußerste, letzte Ziel, wie es oft genug in Schriften, Blättern und Versammlungen, selbst in der Kammer, bekannt wird. Es wird auch entsprechend gearbeitet, gestrebt. Freilich, die gesamte Linke bekennt sich nicht einmütig zu solchem Programm. Aber es ist Tatsache, daß sie sich, als „Block", oft genug von der äußersten Linken zu schlimmen, kirchenfeindlichen Maßnahmen hinreißen läßt. Die äußerste Linke hat fortwährend, besonders in den letzten Jahren, an Einfluß und Gewalt über den Block gewonnen, so daß der Gang der Dinge berechnet, mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, ja Sicherheit vorausgesehen werden kann.

Die Lage der Rechten, somit der Katholiken, hat sich fortwährend verschlimmert. Seit dem Tode des Grafen von Chambord fehlt es an einer einheitlichen, sachgemäßen, zielbewußten Richtung. Der Graf von Chambord wäre vielleicht nie ans Ziel gelangt, hätte nie den Thron bestiegen, nachdem dessen Wiederherstellung (1873) fehlgeschlagen. Aber unter seiner Leitung bewahrte die Rechte doch ihre Einheitlichkeit, ihren Bestand, verhinderte das Schlimmste, erzielte manches, trotz allem bösen Willen und Widerstand der Linken. Hauptsache war, daß sie dabei nie den Boden der Gesetzlichkeit und Verfassung verließ, denn der Graf wollte nur durch erlaubte gesetzliche Mittel — etwa Aenderung der Verfassung, welche nach der Verfassung Wallon gestattet ist — auf den Thron gelangen. Die Verteidigung der Kirche führte Monarchisten und Bonapartisten zusammen. Damals schon — wie jetzt noch immer — wurde daher fortwährend wiederholt, die Kirche halte die Feinde der Republik zusammen, sei die Seele aller Unternehmungen gegen dieselbe. Von da bis zur Beschuldigung der Verschwörung und Bündelei gegen die bestehende Ordnung ist nur ein Schritt, der auch gemacht wurde. Sogar rückwärts. Der Kirche wird nicht bloß alles zur Last gelegt, was jemals gegen die Republik, sondern auch gegen jeglichen Fortschritt — nach links wohlverstanden — geschehen ist. Sie wurde zum allgemeinen Sündenbock und ist es auch seither geblieben in den

Augen der „wahren", d. h. am weitesten nach links ab stehenden Republikaner.

Natürlich sahen die Monarchisten ein, daß sie auf diesem Wege noch lange warten müßten, um ans Ruder zu kommen und ihre Wähler befriedigen zu können. Denn schon unter dem Kaiserreich hatte sich die Sitte eingelebt, daß der Abgeordnete der Erwirker, Vermittler aller Staatsgnaden für seine Wähler sei. Natürlich erlangt nur der genehme, zur Regierung haltende Abgeordnete das Vollmaß solcher Gnaden. Die Mitglieder der Gegenparteien erlangen nur niedere Gaben, Zuwendungen, Kleinigkeiten, um sie nicht ganz zu verfeinden, besonders auch wegen der herrschenden Gegenseitigkeit. Die Abgeordneten sehen sich als eine geschlossene Genossenschaft an, die sich stützen und halten muß. Würde ein Abgeordneter gar keine Staatsgnaden vermitteln können, so wäre es um Ansehen und Machtstellung der ganzen Genossenschaft in der Oeffentlichkeit geschehen.

Nach dem Ableben Chambords trat ein ganz unerwartetes Ereignis ein, welches der ganzen Lage eine andere Wendung gab. Hauptsächlich durch Clémenceau, damals allmächtiges, von den Ministern gefürchtetes Haupt des äußersten Flügels der Linken, Ministertöter, wurde der General Boulanger zum Kriegsminister berufen. Diese Patenschaft verschaffte Boulanger die Gunst und Hilfe aller fortgeschrittenen Republikaner, welche sonst immer in starkem Gegensatz zum Heer und seinem Minister standen. Boulanger verstand es nun, sich durch republikanische Reden, allerlei Maßnahmen zu Gunsten der Soldaten, prunkendes Auftreten — sein schwarzer Rapphengst bei Heerschauen wurde berühmt — der Oeffentlichkeit zu empfehlen, aufzudrängen. Da sonst keine namhafte, hervorragende Persönlichkeit da war, wurde er schnell, ohne etwas geleistet zu haben, ohne bedeutende Eigenschaften zu besitzen, der volkstümlichste Mann in Frankreich. Besonders die auf prunkende Uniformen versessenen Pariser jubelten ihm zu. Durch alle Mittel, Presse, in den Gassen ausgerufene Drucksachen und Bildnisse, besoldete Schreier, welche ihn beim Ausreiten, bei Heerschauen usw. mit Hochrufen begleiteten, wurde natürlich kräftigst mitgeholfen. Man sah in ihm schon den Allgebieter des Landes, den siegreichen Feldherrn, welcher die 1870er Scharte auswetzte. Bei dem damals vorgekommenen Schnäbele-Fall verlangte er kriegerische Vorbereitungen, ward aber im Ministerrat überstimmt. Besonders war Grevy gegen alles, was zu kriegerischen Verwickelungen hätte führen können.

Selbstredend wurde Boulanger hierdurch den Linken verdächtig, sie sahen ganz richtig in ihm eine Gefahr. Auch reichten die paar Zehntausende, welche er im Kriegsministerium erzwacken oder von seinen radikalen Freunden erhalten konnte, nicht entfernt zur Fortsetzung der Bearbeitung der Oeffentlichkeit. Da trat plötzlich die monarchische Presse und Partei um so eifriger für Boulanger ein,

während alle Republikaner und ihre Blätter von ihm abfielen, mit alleiniger Ausnahme einiger Radikalen — Rochefort, Laguerre, Naquet usw. —, des „Intransigeant" und der „Presse". Die Welt erlebte das unerhörte Schauspiel, daß die entschiedensten Monarchisten mit den ausgreifendsten Radikalen Hand in Hand gingen, bei Wahlen dieselben Bewerber aufstellten, unterstützten. Bei verschiedenen Ersatzwahlen wurde der inzwischen aus dem Ministerium entfernte General gewählt. Er bezeichnete, bestellte Bewerber, es gab eine boulangistische Partei. Bei einer Ersatzwahl in Paris (im Januar 1889) wurde Boulanger mit erdrückender Mehrheit — 215 000 gegen 140 000 — gewählt. Paris geriet in Siegestaumel, Boulanger wurde wie ein Götze gefeiert.

Die in ihrem Dasein bedrohte republikanische Kammermehrheit beeilte sich jedoch, die Listenwahl abzuschaffen, bei welcher jedes Departement einen einzigen Wahlkreis bildete, der eine seiner Einwohnerschaft entsprechende Zahl Abgeordneter mittelst Liste zu wählen hatte. Sie wurde durch die Bezirkswahl ersetzt. Jeder Bezirk (arrondissement) bildet einen Wahlkreis; nur wenn seine Einwohnerzahl 100 000 Köpfe übersteigt, wird er in Wahlkreise zu 100 000 Seelen zerlegt, wobei der überschießende Bruchteil der Vollzahl gleich gerechnet wird. Boulanger, welcher als Korpsbefehlshaber nach Besançon geschickt worden war, wurde wegen hochverräterischer Umtriebe und Verlassen seines Postens zu heimlichen Besuchen in Paris vom Staatsgericht aus dem Heere gestoßen, seiner Eigenschaft als General entkleidet. Für besagte Umtriebe hatte man nur geringe Beweise, seither ist aber herausgekommen, daß Boulanger bei dem Prinzen Napoleon im Ausland gewesen, um ihm Anträge zu machen. Ueberdies kniff Boulanger — einige Zeit vor den Wahlen — nach Brüssel aus. Dies war ein schlimmer Schlag für seine Partei und Verbündeten. Der großartige Erfolg der Weltausstellung wirkte seinerseits sehr günstig für die Republikaner.

Bei den Wahlen (im September) verloren die Rechten hundert (ihrer 230) Wahlsitze, für welche etwa zwanzig Boulangisten, die meist in Paris durchkamen, keinen Ersatz bieten konnten. Die verlorenen Wahlsitze haben die Rechten seither nicht wiederzugewinnen vermocht, eher noch weitere Verluste erlitten. Dabei waren die ungeheuerlichsten Anstrengungen gemacht worden. Aber die in Paris beliebten Mittel — Drucksachen, Lärm und Geschrei durch bezahlte Wahltreiber — wirken nicht in der Provinz, wo man Leistungen greifbarerer Gattung vorzieht, einen Abgeordneten will, der bei den Behörden etwas vermag. Eine Hauptursache der Niederlage, welche noch immer nachwirkt, besteht darin, daß die Wähler durch das unnatürliche Bündnis zwischen Monarchisten und Radikalen irre geführt wurden, ihr Vertrauen in die Monarchisten verloren, aber kein Vertrauen in die Radikalen zu gewinnen vermochten.

Bei den (Listen-)Wahlen 1885 hatte ein monarchischer Führer gesagt: „Es fehlen uns noch 400 000 Stimmen (bei etwa sechs

Millionen Abstimmenden), um die Mehrheit zu haben. Die Abschaffung des Kultusbudgets — welche damals stark von den Republikanern geschürt wurde — wird sie uns bringen." Die Berechnung war sehr gerechtfertigt, denn der starke Stimmenzuwachs der Rechten 1885 war eine Wirkung vorhergegangener kirchenfeindlicher Gesetze und Maßnahmen. Statt emporzubringen, hat der Boulangismus die monarchische Sache schwer, wenn nicht unheilbar geschädigt.

Haupturheber des unnatürlichen Bündnisses war Arthur Meyer, Leiter des „Gaulois", ein geriebener Macher (getaufter? Jude), der sich zum Berater des Grafen von Paris und Mitglied des Geld- 2c. Ausschusses emporzuschwingen gewußt. Er hatte dem Grafen und den Parteihäuptern beigebracht, mit Geld, viel Geld sei alles zu erreichen, die „Wahlen zu machen", wie der französische Ausdruck lautet. Der Graf von Paris gab 2 600 000, die Herzogin d'Uzès, ebenso reiche als eifrige Monarchistin, 3 Millionen, die anderen Monarchisten auch noch um die 2 Millionen herum. Und damit eine Niederlage, wie sie noch nicht dagewesen! Die Monarchisten kennen offenbar ihr eigenes Volk nicht, sonst würden sie sich nicht so grausam verrechnet haben.

Der Boulangismus war von mehreren Verbrechen, Selbstmorden begleitet, endigte mit dem Selbstmord Boulangers auf dem Grabe seines Kebsweibes in Brüssel. Arthur Meyer erzählt: „Boulanger kannte das Pariser Leben, die Frauen (d. h. Lüderlichkeit) nicht, als er hierher kam; es fehlte ihm Entschlossenheit" usw. Also — Boulanger ist lüderlich gemacht worden, um ihn als Werkzeug zu gebrauchen, weshalb er sich auch, der früher ein recht braver Mann gewesen, bloß aus Laune von seiner Frau scheiden lassen wollte, die dem Strudel fernblieb, in den er sich stürzen ließ. Boulanger sollte sich im Sturm, durch Wahlen und Heer, der Staatsgewalt bemächtigen, um dem Grafen von Paris den Weg zum Throne zu bahnen. Der Plan war wirklich so kühn und schwungvoll, daß er nur mit einem Abschwung endigen konnte.

Der Boulangismus hat die Republik vor dem Abgrunde bewahrt, in welchen sie durch die bald darauf erfolgte Enthüllung der Panama-Gaunereien hätte stürzen müssen. Die gewichtigsten Republikaner waren an demselben beteiligt. Der Name des X ist nie öffentlich ausgesprochen worden, obwohl alle Journalisten denselben kannten. Es herrschte auch nur eine Stimme unter allen Kundigen: ein entschlossener Politiker hätte in einem gewissen Augenblick (Tagen) im Handumdrehen sich der Staatsgewalt bemächtigen können. Aber alle Tatkraft war durch den Boulangismus erschöpft, lahmgelegt worden. Die Republik ist bis auf den heutigen Tag nicht am wenigsten durch ihre Gegner erhalten und sogar befestigt worden.

Natürlich schieben die Republikaner auch beim Boulangismus wieder alle Schuld auf die Katholiken, da die Monarchisten ja alle

für die Kirche eintreten. Ebenso selbstredend ist auch, daß die Katholiken die Zeche zahlen mußten, weitere Bedrückungen für sie ersonnen wurden. Leo XIII. suchte die Katholiken zu decken, indem er — kurz vor den Panama-Enthüllungen — ihnen den Anschluß an die Republik zur Pflicht machte, seither wiederholt und dringend anempfohlen hat. Die Mahnungen des Papstes sind nur für diejenigen unerwartet, befremdend gewesen, welche die maßgebenden Gründe, Ursachen nicht kannten. Der Anschluß, Beitritt zur Republik war unter Grevy einige Zeit lebhaft innerhalb der Monarchisten und Konservativen besprochen worden, es hatten sich acht oder zehn Abgeordnete, darunter Graf de Mun, dazu bereit erklärt. Es wurde in Rom angefragt, der Papst riet jedoch von dem Schritte ab, um die Einheitlichkeit der Rechten in religiösen Fragen nicht zu stören.

Im Jahre 1886 hatte Leo XIII. ein Schreiben an Grevy gerichtet, um Vorstellungen zu machen wegen der kirchenfeindlichen Gesetze und Maßnahmen, als Ehescheidung, Entchristlichung der Volksschule, Militärdienst der Priester, indem er betonte, daß die Katholiken keine Ursache zu solchen Feindseligkeiten gegeben, da sie sich als gute Bürger verhielten. Grevy antwortete sehr ehrerbietig, er vermöge persönlich nichts gegen die republikanische Mehrheit. Alle Republikaner aber seien von der Ueberzeugung durchdrungen, die Katholiken seien grundsätzlich der Republik feind, befehdeten dieselbe, suchten sie zu vernichten. Der Papst allein vermöge dies zu ändern, indem er den Katholiken eine andere Haltung zur Pflicht mache, um den Anklagen der Republikaner den Boden zu entziehen. Daraufhin sind, nach vielfachen Beratungen, Befragung zahlreicher maßgebender Persönlichkeiten, die päpstlichen Weisungen erfolgt. Leo XIII. ist also der Erbweisheit, den Ueberlieferungen Roms treu geblieben, das seit Jahrhunderten stets nur in politische Dinge eingreift, wenn die betreffenden weltlichen Gewalten es wünschen. Damit fällt auch der, übrigens nur von Unwissenden, erhobene Vorwurf: Warum tut der Papst für die so überaus kirchenfeindliche Republik, was er nie für eine andere Regierung getan? — Einfach, weil die französischen Regierungen seit vielen Jahrhunderten jegliches Eingreifen des Papstes in politische Angelegenheiten durchaus und in nachdrücklichster Weise abgelehnt, als ein Verbrechen gegen ihre Majestät, Rechte und Machtvollkommenheit behandelt, abgewehrt hatten. Noch besser, die französischen Könige hatten Leitsätze aufgestellt und geltend zu machen gesucht, welche den Rechten der Kirche schnurstracks zuwider waren, die königliche Gewalt selbst in kirchlichen Dingen über die päpstliche setzten, dadurch ein Schisma angebahnt hatten, welches nur dank der Klugheit, Mäßigung und Vorsicht des päpstlichen Stuhles, sowie der Treue der Katholiken Frankreichs nicht vollständig durchgeführt wurde.

Dies war der Gallikanismus, welchen die beiden Napoleone ebenfalls, sogar mit gewalttätigen Mitteln durchzuführen suchten.

Die wiederhergestellten Bourbonen hatten nichts Dringenderes zu tun, als die Kirche durch ihre gallikanischen Bestrebungen zu bedrängen, an ihrer Wirksamkeit zu hindern. Nur Ludwig Philipp war nicht Gallikaner, weshalb unter seiner Regierung der Gallikanismus sehr an Boden verlor, fast ganz aus dem Episkopat und den Schulen verschwand. Das Ansuchen Grevys war gewissermaßen der Todesstoß des Gallikanismus, die Anerkennung des von den Königen stets so heftig bekämpften, ausdrücklich geleugneten Rechtes des Papstes, auch in weltliche Angelegenheiten einzugreifen, Weisungen zu erteilen. Leo XIII. konnte gar nicht anders handeln, als er getan; er mußte auf das Ansuchen Grevys eingehen, da es sich ja um das Wohlergehen der Kirche wie des Staates handelte. Bis heute haben noch gar viele französische Katholiken diese Sachlage überhaupt nicht begriffen, um was, um welche entscheidende Grundfrage es sich bei dem päpstlichen Eingreifen handelte.

Durch das Bündnis der Monarchisten mit einem Teile der äußersten Linken trat eine Verschiebung der Parteien ein. Noch mehr ist dies durch den Dreyfusrummel geschehen. Dieser begann durch eine rasende Preßhetze gegen den unter Verdacht des Verrates im Gefängnis befindlichen Hauptmann (im Generalstab) Dreyfus, als die „Libre Parole" durch den Obersten Henry erfahren hatte, derselbe sei Jude. Henry war in einer ganz anderen Abteilung des Generalstabes, dem Nachrichtenamt, angestellt, welches alle Aufschlüsse, Erkundigungen über fremde Wehrverhältnisse zu sammeln und zu sichten hat. Henry stand dienstlich gar nicht in Beziehungen zu Dreyfus, kannte ihn kaum, verkehrte nicht mit ihm. Der Grund, warum er der „Libre Parole" diese Mitteilung gemacht, ist nie erkundet, überhaupt keine Untersuchung dieses Dienstvergehens Henrys angestellt worden. Die Hetze wurde schnell so heftig und allgemein, daß jeder gesteinigt worden wäre, der öffentlich Zweifel an der Schuld des Gefangenen zu äußern gewagt hätte. Die Hetzer riefen Angriffe auf Juden und Judenhäuser hervor, stießen Mordrufe unter den Fenstern des Gefangenen aus. Das Kriegsgericht wurde derart von wütenden Haufen umlagert, daß seine Mitglieder, trotz der mit der Uniform getriebenen Abgötterei, angefallen, totgeschlagen worden wären, wenn sie Dreyfus freigesprochen hätten. Mit Ausnahme von ein oder zwei Blättern war die ganze Presse rasend gegen Dreyfus. Bei den Wahlen (1897) schworen sich fast alle Bewerber ausdrücklich auf die Schuld Dreyfus' ein! Auf Betreiben der Presse war ein eigenes Gesetz gemacht worden, um Dreyfus auf die Teufelsinsel schicken zu können, die so entsetzlich ungesund ist, daß selbst die Wächter nur wenige Jahre dort auszuhalten vermögen. Und für Dreyfus wurde das Gefängnis noch durch Mangel an Bewegung und frischer Luft, sowie sonstige Einschränkungen verschlimmert. Tag und Nacht stand ein Wächter mit geladenem Gewehr bereit, ihn niederzuschießen. Kein Mensch, der monatlich von einer anderen Insel kommende Arzt — der ihm einige Male in deutscher Sprache

Troſt zuſprach — ausgenommen, richtete ein Wort an ihn, außer etwa einem barſchen Befehl. Keine Antwort auf ſeine Fragen. In derſelben abſtoßenden Weiſe wurde Dreyfus nach Frankreich zurückgebracht, als der höchſte Gerichtshof (1899) das 1894 gegen ihn gefällte Urteil umgeſtoßen hatte. Um die Freiſprechung zu hintertreiben, hatten die Hetzer durch unſagbare Verleumdungen eine Vergewaltigung dieſes Gerichtshofes, einen wirklichen gerichtlichen Staatsſtreich durchzuſetzen vermocht. Die Neuprüfung, Reviſion der Verurteilung war namentlich durch die Entdeckung verſchiedener Fälſchungen, welche bei derſelben eine Rolle geſpielt hatten, unvermeidlich geworden. Der Fälſcher, Oberſt Henry, ward verhaftet, am anderen Morgen im Gefängnis tot gefunden. Er hatte ein zugeklapptes, unblutiges Raſiermeſſer in der Hand, am Halſe aber auf jeder Seite einen tödlichen Schnitt, laut Polizeibericht nämlich. Die geſetzmäßige Unterſuchung des Todesfalles, Mordes oder Selbſtmordes unterblieb.

Vor dem Kaſſationshof brachte keiner der vielen Zeugen auch nur eine Angabe, geſchweige Beweis, aus welchem Beweggrunde Dreyfus gehandelt, ob er Geld für ſeinen Verrat erhalten. Selbſt die Generale brachten nur ſehr verſchwommene Mutmaßungen vor. Alſo ein ſchweres, die ſchlimmſten Strafen eintragendes Verbrechen ohne Beweggrund! Der General Roget, welcher ſich rühmte, 47 Stunden lang gegen Dreyfus ausgeſagt zu haben, antwortete auf die entſcheidende Frage, in welcher Weiſe Dreyfus mit dem Auslande verkehrt, die entwendeten Urkunden ausgeliefert habe: „Hiervon habe ich keinerlei Begriff (je n'ai aucune idée de cela); der Poſt konnte er ſich nicht bedienen. Ich habe nur Unterſtellungen.“ Aber ſelbſt die Unterſtellungen eines Generals ſind keine Beweiſe. Es iſt auch mit keiner Silbe, geſchweige Beweis, feſtgeſtellt worden, welche Stücke Dreyfus ausgeliefert habe. Der andere Hauptzeuge, General Mercier, ſprach ebenfalls mehrere Tage lang gegen Dreyfus, verſicherte dabei auch: „Durch den Oberſten Du Paty de Clam habe ich (nach der Verurteilung) Dreyfus alle in ſeiner Lage möglichen Erleichterungen verſprechen laſſen, wenn er Zahl und Wichtigkeit der von ihm ausgelieferten Stücke angeben wolle.“ Alſo erſt Verurteilung, dann wird geſucht, dem Verurteilten durch Verſprechungen zu entlocken, was er begangen, um einen Schuldbeweis gegen ihn zu erbringen! Ein in die Sache verwickelter Spion (Lemercier-Picard) wurde ermordet gefunden, auf Labori — Verteidiger Dreyfus' — ein Mordverſuch gemacht, aber nicht aufgeklärt.

Die Patriotenliga und die Antiſemiten veranſtalteten Verſammlungen, Kundgebungen, um die Schuld Dreyfus' zu beſchwören, ſtürmten, ſprengten die Verſammlungen, in welchen Redner deſſen Unſchuld nachweiſen wollten. Daraus entwickelten ſich Unruhen auf der Gaſſe, Gewalttätigkeiten, ſogar Mord und Totſchlag. Selbſt wenn er tauſendmal unſchuldig wäre, dürfte Dreyfus nicht frei-

gesprochen werden, versicherte Deroulède unter dem tobenden Beifall seiner Zuhörer und der Mehrheit der Presse. Lieber mag Dreyfus seinem Schicksal verfallen, als daß das Vaterland Schaden leide, schrieb Cassagnac, nachdem er eingestanden, die vorgebrachten Schuldbeweise seien sehr mangelhaft. Aehnlich wurde fast tagtäglich zugegeben, daß es sich bei der ganzen Mache nur um Politik, um die Staatsfrage, den Sturz der Republik handle. Als in Rennes die ganze Nichtigkeit aller Anschuldigungen offen, schlagend zu Tage trat, sagte der Sohn Merciers zu einem englischen Berichterstatter: „Die Verurteilung Dreyfus'! — die hat vom ersten Tage an festgestanden, ist selbstredend." Und bald darauf sprach das Kriegsgericht die Verurteilung aus, ohne dieselbe anders zu begründen, als daß es mildernde Umstände zubilligte, welche dem Gesetz zuwiderliefen!

Also das Eingeständnis, daß die Richter selbst nicht von der Schuld überzeugt seien, sondern nur aus militärisch-politischen Gründen verurteilten. Da das erste Kriegsgericht Dreyfus verurteilt hatte, der Kassationshof, welcher das Urteil als nichtig erklärte, bürgerlich ist, mußte Dreyfus auch in Rennes verurteilt werden. Also gebietet die Disziplin!

Bei der Verurteilung in Paris waren falsche Schriftstücke entscheidend. In Rennes spielten wiederum geheime falsche Schriftstücke eine Hauptrolle. Darunter, als entscheidend, ein vom deutschen Kaiser mit Randbemerkungen versehener Abklatsch des Begleitscheins (bordereau)! Dagegen versäumte es das Kriegsgericht zu Rennes, die ihm vom Kassationshof gestellte Aufgabe zu erfüllen: nämlich festzustellen, ob Dreyfus die im Begleitschein genannten Schriftstücke besessen und ausgeliefert habe. Trotzdem wurde Dreyfus nochmals verurteilt. Die Offiziere, welche in Rennes durchaus sachlich, aber günstig für Dreyfus ausgesagt, wurden von ihren Vorgesetzten gemaßregelt, von ihren Kameraden geächtet, mußten abtreten. Der Oberst Ducros, guter Katholik, Zögling und Freund des P. Du Lac, Provinzials der Jesuiten, suchte der Aechtung zu entgehen, indem er sich nach Anam schicken ließ, wo er bald dem Klima erlag. Mit unseren Begriffen von Manneswürde und Ehre sind solche Vorgänge nicht recht vereinbar. Offiziere wegen ihrer Zeugenaussagen ächten und maßregeln, bedeutet doch, daß man sie als falsche Zeugen, Ehrlose betrachtet. In diesem Falle aber hätten dieselben überführt, verurteilt, aus dem Heere gestoßen werden müssen.

Die zweite Verurteilung Dreyfus' wurde auf dem Boulevard mit Beleuchtung, Beflaggen, Umzügen, Gesang und Geschrei gefeiert, also der Skalp getanzt; dazu Mordrufe gegen die Juden ausgestoßen.

Welche Torheit, die Dreyfussache nicht ausschließlich gerichtlich zu behandeln? — Und die politische Frage? „Sie leben in Frankreich und begreifen nicht, daß es sich um die Staatsfrage handelt?" antwortete der Führer einer politischen, katholisch sein wollenden Gruppe. Tatsächlich wurden auch nur politische Gründe, Vorwände

gegen den Unglücklichen und seine Verteidiger ins Treffen geführt. Der General Boisdeffre stellte beim Zola-Prozeß vor Gericht die Staatsfrage: „Sie (die Geschworenen) sind die Nation, haben zu entscheiden, ob der Generalstab noch weiter die Verantwortung für die Sicherheit des Landes übernehmen kann." Und damit legte er ein Beweisstück vor, welches sich sehr bald als grobe Fälschung herausstellte! Mit dem Dreyfusrummel sollten das Heer, die Generale für den Staatsstreich gewonnen werden. Diese Tatsache beherrscht seither die gesamte innere Politik Frankreichs. Als die bei den Wahlen auf die Schuld Dreyfus' eingeschworenen republikanischen Abgeordneten dies inne wurden, sattelten sie um, genehmigten die Neuprüfung der Verurteilung.

Loubet wurde, ohne Nebenbuhler, zum Präsidenten gewählt, gleichwohl aber bei seiner Ankunft in Paris von den durch Deroulède, Drumont usw. geführten Nationalisten und Antisemiten wütend angefallen, mit Steinen und Kot beworfen. Polizei fehlte. Bei der Beerdigung Felix Faures, wenige Tage darauf, hatte Deroulède verschiedene Punkte mit seiner Patriotenliga besetzt. Er fiel dem Pferde des Generals Roget in die Zügel, rief diesem zu, mit den rückkehrenden Truppen auf das Elysee zu marschieren, um eine andere Regierung einzusetzen, Loubet nicht einziehen zu lassen. Also Verleitung der Truppen zum Treubruch, Versuch eines Staatsstreiches. Dieser mißlang wohl nur deshalb, weil es dem General, mit dem Deroulède gebündelt hatte, während des Tages unheimlich geworden, und er sich deshalb von dem Kriegsminister heimschicken ließ, statt an der Spitze seiner Truppen zu bleiben. Also unzweifelhaft ein Staatsverbrechen. Der Minister (Charles Dupuy) ließ jedoch Deroulède, unter Verkehrung des Tatbestandes, von den Geschworenen freisprechen. Loubet blieb nichts übrig, als das Ministerium zu entlassen, welches ihn und überhaupt die bestehende Ordnung den Staatsstürzern auslieferte.

Erst nach mehreren Tagen fand sich Waldeck-Rousseau bereit, ein Ministerium zu bilden. Er war, nach längerer Entfernung von der Politik, von Gemäßigten und Konservativen in den Senat gewählt worden, ausdrücklich in der Absicht, im Falle eines Zusammenbruches einen fähigen, tatkräftigen Mann, einen Retter bereit zu haben. Aber die nationalistischen Republikaner (Meline, Cavaignac, Ribot usw.) lehnten ab, ihn zu unterstützen. Sie glaubten die Bildung eines Ministeriums zu hintertreiben oder so lange hinauszuschieben, bis die Lage bedrohlich geworden, Loubet zum Rücktritt gezwungen oder ein Staatsstreich sich einstellen würde. Um diesen Plan zu vereiteln, nahm Waldeck-Rousseau die Sozialisten in seine Mehrheit, zwei derselben in sein Ministerium auf. Hierdurch ist das ganze Staatsschiff weiter nach links gedrängt worden, als jemals unter der dritten Republik. Die erste Frucht hiervon war das Vereinsgesetz genannte Ausnahmegesetz gegen die kirchlichen Gemeinschaften, die Ordensleute.

Man muß sich immer gegenwärtig halten, daß in Frankreich die Dinge ganz anders liegen, als in anderen Ländern, namentlich im Deutschen Reich. „Ich beneide die deutschen Katholiken, sie sind einig, stehen fest auf gesetzlichem Boden, auf der Verfassung, werden deshalb die jetzige Verfolgung überdauern, recht behalten. Hier aber sind die Katholiken in politische Parteien gespalten, deshalb ohnmächtig. Wir haben immer die Staatsfrage, bei welcher nichts herauskommt." Also klagte seinerzeit der Bischof Freppel, geborener Elsässer und mit den deutschen Verhältnissen wohlvertraut. Bezüglich Deutschlands hat sich seine Voraussage erfüllt, während Frankreich tiefer als je in der Staatsfrage stecken geblieben ist. Bei den Wahlen handelt es sich immer um Sein oder Nichtsein der bestehenden Ordnung, der gesetzmäßigen Regierung. Man kann sich wenden und drehen, wie man will, die Republik ist die gesetz-, also rechtmäßige Regierung Frankreichs, so viel Unrecht sie auch schon begangen haben mag. Die Fehler ihrer Gegner gestatten, die schlimmsten ihrer Ungerechtigkeiten als Abwehr hinzustellen, wenn auch nur in den Augen der Voreingenommenen. Aber, wer ist heute nicht voreingenommen, nicht mehr oder weniger Gegner der Kirche, schon um mit seiner Freigeisterei zu prunken, nicht in den Verdacht zu kommen, ein Klerikaler, Ultramontaner, Jesuit, sogar ein verkappter, zu sein!

Als der Bruder des damals auf der Teufelsinsel schmachtenden Hauptmanns Dreyfus den Major Walsin-Esterhazy als Urheber des Begleitscheins bezeichnete, welcher das einzige Beweisstück der Verurteilung bildete, dabei noch andere bedenkliche Inzichten und Schriftstücke gegen denselben sich einstellten, mußte die Sache gerichtlich ausgetragen werden. Die Anwälte des Generalstabes, Tezenas und Jeaumain, sahen sofort ein, daß die Sache schief gehen könne. Sie rieten daher, dieselbe auf den politischen Karren zu laden, als eine internationale Verschwörung des kosmopolitischen Judentums gegen den Generalstab, die Ehre und Sicherheit Frankreichs darzustellen. Die gesamte Presse, einige Blätter etwa ausgenommen, fiel sofort ein: galt es doch, das Vaterland zu retten! Da darf kein Franzose zurückbleiben. Es wurde vorgegaukelt, die Juden hätten 10 bis 12, dann 27, zuletzt 66 Millionen aufgebracht, um die gesamte europäische Presse zu bestechen, damit sie für Dreyfus kämpfe! Diese Bestechung, für welche auch die geringste Spur eines Beweises fehlte, die Weltverschwörung gegen Frankreich und sein Heer taten ihre Wirkung. Ganz Frankreich geriet in eine vaterländische Raserei gegen Dreyfus und alle diejenigen, welche auch nur den leisesten Zweifel an seiner Schuld merken ließen. Diese Mache wirkte Wunder, besonders auch beim Zolaprozeß.

Das wichtigste aber war, daß hierdurch die aus liberalen und selbst radikalen Strebern, Patriotenliga, Monarchisten, Bonapartisten und leider auch Katholiken zusammengewürfelte Nationalistenpartei gebildet wurde, mit dem ausdrücklichen Zweck, die „Regierung der

Verräter, des Auslandes" zu stürzen. Bei den letzten Wahlen spielte diese Partei die Hauptrolle, ward die Führerin der Gegenparteien. Bei den Katholiken wurde das meiste Geld für die Wahlen gesammelt, bei diesen aber am wenigsten Rücksichten gegen sie geübt, ihnen eher noch Wahlkreise abgenommen. Denn alles mußte vor dem Hauptzweck, Beseitigung der Regierung und Verfassung, zurückweichen. Die Katholiken waren mehr als jemals Mitläufer, die man abschüttelt, ihrem Schicksal überläßt, wenn sie ihre Dienste geleistet, ausgebeutet sind. Das große Verbrechen der Begnadigung Dreyfus' mußte herhalten, um Loubet und die Regierung als Verräter, Werkzeuge des Auslandes zu brandmarken.

Die Nationalisten machten die größten Anstrengungen bei den Wahlen, hatten, soweit es auf die Leser Pariser Blätter ankommt, den größten Teil der Presse für sich, unterlagen trotzdem. Sie übersahen, daß ein sehr großer Teil der sonst nicht besonders für die jetzigen Regierer eingenommenen Wähler nichts mehr fürchtet, als eine Umwälzung, eine Aenderung der Staatsform. Jedwede Regierung verfügt dabei gegenwärtig in Frankreich über so ausgiebige Mittel der Wahlmache, daß sie dieselben nur zu gebrauchen hat, um des Sieges gewiß zu sein. Deshalb unterlagen die Gegenparteien, Nationalisten (Oktober 1902) durchaus. Die Regierung besitzt eine stärkere Mehrheit (über 100 Stimmen bei 576 Abgeordneten) als jemals seit der Republik.

Die Nationalisten sorgten auch dafür, die ihnen gegenüberstehende republikanische Mehrheit fest zusammen zu schließen, zu schmieden. Sie beantragten eine Amnestie, ausdrücklich zu Gunsten Deroulèdes und seiner Mitverurteilten. Als Deroulède in der gedachten Weise durch die Geschworenen freigesprochen war, fand er sich natürlich in seinem Treiben ermutigt. Das Charles Dupuy nachfolgende Ministerium hatte ihn und Genossen vor das Staatsgericht gestellt, das sie wegen Staatsverbrechens zur Verbannung verurteilte. Vor den Schranken stieß Deroulède die gröbsten Beleidigungen und Drohungen gegen Loubet aus, so daß er sofort, auf der Tat, zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Er erklärte Regierung und Verfassung als unrechtmäßig, ungesetzlich, verkündigte deren Sturz, versicherte, daß er nie aufhören werde, am Staatssturz mit Hilfe des Heeres zu arbeiten, drohte und beschimpfte die Regierer in jeder Weise, verkündete sein Programm: eine Kammer, Wahl des Präsidenten mittelst allgemeiner Abstimmung; der Präsident, als Allgebieter, mit außerhalb der Kammer gewonnenen Ministern regierend.

Also Schach dem König, der gesamten bestehenden Ordnung, in bester und schlimmster Form. Aus der Verbannung droht Deroulède fortwährend, er werde nicht ruhen und rasten, um sein Programm auszuführen, und zu gelegener Zeit dazu an der Spitze seiner Anhänger in Frankreich erscheinen. Durch den Antrag auf Amnestie — für den alle Gegenparteien mit Ausnahme einiger Katholiken

stimmten — eigneten sich also die Nationalisten und ihr Anhang dieses Schach dem König, diese Kriegserklärung Deroulèdes an! Die republikanischen Parteien sahen also ein, daß es auf ihre Vernichtung abgesehen sei, schlossen sich daher enger als je zusammen. Sie bilden seither den Block — die Bezeichnung ist ausdrücklich angenommen — welcher unentwegt zum Ministerium Combes steht, allen, auch den schlimmsten Maßnahmen gegen die Kirche zustimmt.

Auf dem Boden des Gambettaschen Wutausbruches — der Klerikalismus ist der Feind — ist innerhalb fünfundzwanzig Jahren dieser Block erwachsen, während anderseits die Verteidiger der Kirche auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen sind. Die Feindseligkeit gegen die Kirche ist das einzige, was die Republikaner stets zusammengehalten hat, der rote Faden, der sich durch ihre ganze Politik zieht. Der Antrag auf Trennung der Kirche vom Staat wurde zwar, auf Verlangen Combes', am Vorabende des Festes Christi Himmelfahrt (20. Mai 1903) abgelehnt, indem die gemäßigtste der vier Gruppen des Blocks dagegen stimmte. Aber darauf ist nicht viel zu bauen, Combes hat einige Zeit vorher im Senat versichert: „Ich werde bis zum äußersten gehen." Das Aeußerste aber ist Abschaffung des Konkordates und Kultusbudgets, wodurch die Kirche ihrer gesetzlich anerkannten Rechte beraubt würde. Dies Aeußerste kann eintreten. Mehrere Kirchenfürsten, die Kardinal-Erzbischöfe von Bordeaux und Lyon, der Kardinal Perraud, Bischof von Autun, der Graf de Mun und andere haben schon ihre Befürchtungen öffentlich ausgesprochen, Frankreich werde die Schrecken der ersten Revolution wieder erleben, die Kirche einen furchtbaren Sturm zu bestehen haben. Die Sozialisten und Radikalsozialisten werden schließlich obsiegen, die Aufhebung des Konkordates und des Kultusbudgets durchsetzen. Sie bekunden jeden Tag die Ueberzeugung, nur durch Austilgung der Kirche werde die Republik, d. h. ihre Herrschaft mit allen damit zusammenhängenden geldlichen Vorteilen, gesichert sein. Die schwankenden Mitglieder des Blockes werden schließlich mitgehen, schon um nicht als Klerikale verdächtigt und abgetan zu werden.

Diese Furcht, als Klerikale zu gelten — was sie doch täglich genannt werden — ist auch die Schwäche der Katholiken. Denn nicht zum wenigsten aus diesem Grunde haben sie keine katholische Partei gebildet, sich stets unter anderen Bezeichnungen verborgen, sind deshalb Mitläufer, Werkzeuge der anderen Parteien geworden. Diese sind nicht leicht zu fassen, deshalb rächen sich die Republikaner stets an der Kirche, ihren Anstalten und Einrichtungen. Obwohl die Katholiken bei den letzten Wahlen die Staatsfrage nicht gestellt hatten, müssen sie seither für die Nationalisten büßen, die dies getan. Das Stellen der Staatsfrage kann freilich in Frankreich, wo so viele Umwälzungen, Staatsstreiche stattgehabt, nicht so hoch angerechnet werden, wie anderswo. Aber die Sieger rächen sich deshalb nicht weniger.

Während die Republikaner seit dem Gambettaschen Wutschrei sich treu in ihrer Kirchenfeindschaft geblieben sind, haben die Katholiken, wie schon bemerkt, nie eine eigene Partei gebildet, sind aber stets unter der fremden Flagge erkannt, bekämpft und verfolgt worden. Sie haben dazu noch den Nachteil, als Heuchler, falsche Brüder, Verschwörer und Feiglinge verlästert, gebrandmarkt zu werden, die nicht mit offenem Visir zu kämpfen wagen, sondern zur Heimtücke ihre Zuflucht nehmen, im Finstern arbeiten, die Republik hinterrücks abwürgen wollen. Das Volk wird um so mehr mißtrauisch, als es niemals eine offene katholische Partei in Wirksamkeit gesehen, folglich nicht weiß, was katholische Politik ist. Es kennt nur die Verdächtigungen, Anklagen, Schaudermären, welche die Gegner von solchen erzählen. Erst voriges Jahr hat sich unter dem Namen Action libérale eine katholische Partei unter Führung von Piou, de Mun usw. gebildet, welche die Staatsfrage ausdrücklich ausschließt, den päpstlichen Weisungen zu entsprechen sucht, deshalb — ähnlich dem deutschen Zentrum — Gerechtigkeit und Gleichrecht für alle auf ihre Fahne schreibt. Hoffentlich gelingt es dieser Partei, zu wachsen und zu mehren, besonders auch ihre Selbständigkeit gegenüber den anderen Parteien zu behaupten.

Die Franzosen haben in ihrer langen Geschichte auch viel Gutes, Ersprießliches für sich selber wie für die Allgemeinheit und die Kirche geleistet. In ihrem Erbgut stecken aber auch Minderwerte. Besonders seit Franz I., dem abgefeimten Widersacher Karls V., haben sich die Könige und ihre Berater den Grundsatz angeeignet, daß in der Politik alles erlaubt, man nicht an die Gebote Gottes und der Kirche gebunden sei. Der von den Königen und Rechtskundigen betätigte Gallikanismus ist die theologische Form dieser Lehre. Diese Politik ist durch Richelieu und Ludwig XIV., welche sich ebenfalls mit der Türkei und den deutschen Protestanten gegen den Kaiser verbanden, zu erfolgreich für Frankreich geworden, um nicht geistig und sittlich auf das Volk zu wirken, obwohl dieselbe von den treuen Katholiken scharf beurteilt wurde. Die Erfolganbeter, Lobredner gewannen weitaus die Oberhand. Deshalb werden heute noch in allen französischen Schulen, beim Geschichtsunterricht, die großen Vorteile, welche Frankreich aus dieser Politik gehabt, rühmend dargelegt, selten ein Wort des Tadels beigefügt. Der Gedanke, daß in der Politik alles oder doch vieles erlaubt sei, was sonstwie immer verurteilt wird, ist dadurch überall eingedrungen, vorherrschend geworden. So erklärt sich, daß sonst ganz ehrenwerte Leute durch den verbrecherischen Boulangismus und den Dreyfusrummel sich von einer wirklich nicht sehr löblichen, unduldsamen Regierung befreien wollten, auf der anderen Seite Panama- und andere Gaunereien begangen wurden. Die Politik ist ein Geschäft, das seinen Mann nähren muß. Die Abgeordneten und Senatoren haben oft riesige Unkosten, die 9000 Francs jährlich, die sie erhalten, reichen bei den wenigsten aus. Dabei werden ihnen Entlohnungen

für leicht zu gewährende Dienste geboten, aufgedrungen! Man darf deshalb nicht gar zu streng urteilen. Die Schuldigen stehen unter dem Druck der Verhältnisse, geben dem bösen Beispiel nach.

Hierzu der unerbittliche, rücksichtslose, eigensüchtigste Parteikampf, den man sich denken kann. Der einzelne ist bei demselben nicht Herr seiner Handlungen, erliegt der Macht der Umstände. Deshalb haben schon manche nach wenigen Jahren für immer der tätigen Politik, der Kammermitgliedschaft entsagt. Ueberall ist der Mangel eines festen Mittelpunktes, einer Grundlage zu verspüren, es wogt und schwankt das Einzelne wie das Ganze. Und wir werden dadurch hin und her getrieben!

Uebrigens finden sich all diese Uebelstände, sittlichen Gebrechen, Erfolg-Anbetung, auch anderswo, wenn es auch nicht immer so grell hervortritt, als in Frankreich. Der heillose Kampf um die Staatsgewalt, um die Staatsform verdirbt, vergiftet hier alles.

Die Gleichgiltigkeit und Lauheit, welche in weiten Schichten der Bevölkerung und in manchen Gegenden Frankreichs eingerissen, haben gar vielfältige Ursachen. Das von oben gegebene Beispiel, Presse, Bühne, Romane, Vergnügungssucht, namentlich auch die leider schon altgewohnte Mißachtung des Sonntags, sind es nicht allein. Zwei besondere Ursachen müssen hervorgehoben werden, da sie im Ausland wenig bekannt und beachtet werden: der Jansenismus und die unfreie Stellung, Gebundenheit der Geistlichkeit.

Die Lehre des Jansenismus ist bekannt, weniger aber deren praktische Anwendung. Diese bestand wesentlich darin, die Gläubigen von dem Empfang der Heilsmittel, von der Kommunion abzuhalten, abzugewöhnen. Erst unter dem zweiten Kaiserreich sind ausgiebige, urkundliche Darstellungen aus jener Zeit veröffentlicht worden. In den Pariser Pfarreien ging die Zahl der Osterkommunionen jährlich um viele Hunderte zurück, fiel oft in kurzer Zeit auf ein Zehntel und noch weiter herunter. Hauptsächlich weil die jansenistischen Geistlichen ihre Pfarrkinder nie würdig genug fanden, sich dem Tisch des Herrn zu nahen. Und dies geschah gerade in den letzten Jahrzehnten vor der großen Umwälzung alles Bestehenden! Abhaltung oder Entfremdung von den Sakramenten, entfremdet von dem Christentum, führt ab von Gott und Kirche.

Das Konkordat gewährt dem Staatshaupt die Ernennung der Bischöfe, jedoch nach vorheriger Verständigung mit Rom, mit Innehaltung der notwendigen kirchlichen Bedingungen. Daß unfähige, unwürdige Bischöfe ernannt werden, vermag der Papst schon zu verhindern, nicht aber, daß die Ernannten zwar den kirchlichen Anforderungen entsprechen, jedoch zu wenig tatfähig, entschlossen sind. Die gemeinschaftliche Eingabe an die Kammern (Anfang 1903) zu Gunsten der Ordensleute hat indessen gezeigt, daß die Bischöfe, abgesehen von wenigen Ausnahmen, auch zu handeln, einzustehen wissen. Sie mußten sich brieflich verständigen, denn eine Versammlung, gemein-

same Beratung ist ihnen streng untersagt. Die Organischen Artikel verbieten ihnen sogar, die Grenzen ihrer Sprengel zu überschreiten, nach Rom zu reisen. Die Regierung läßt ihren brieflichen Verkehr scharf überwachen, brachte daher heraus, der Erzbischof von Besançon, die Bischöfe von Autun (Kardinal Perraud) und Seez seien die Urheber der Eingabe, strafte dieselben auch ohne weiteres mit Entziehung des gesetzmäßigen Einkommens. Außer ihnen sind noch acht Bischöfe in derselben Weise unter Strafe und Verfolgung.

Von den 36 000 Pfarrern sind stets einige Hundert mit Entziehung des Einkommens verfolgt, vielfach ohne zu wissen, warum. Stets sind es nur geringfügige Ursachen, meist nur die Rache der politischen Gegner, welche solche Entziehung verursachen. Der Pfarrer wird geschlagen, gemaßregelt, ungehört, ohne sich verantworten zu können. Also die reinste Willkür. Der Pfarrer wird dadurch niedergedrückt, schlechter, rücksichtsloser, schlimmer behandelt, als der letzte Staats- oder Gemeindediener. Dabei ist sein Einkommen — 900 Francs — lächerlich gering. Die Regierung gestattet heutzutage in den meisten Fällen nicht, daß die Gemeinde ihm einen Zuschuß zahlt. Die Pfarrkirche ist nicht rechtsfähig, darf kein Vermögen erwerben noch besitzen. Sie ist gesetzlich gehalten, Stuhlmiete, hohe Gebühren für Hochzeiten und Beerdigungen zu erheben, um ihre Ausgaben zu bestreiten. Diese Art Kirchenlasten ist vielfach empfindlich, wird von den Gegnern weidlich gegen Kirche und Geistlichkeit ausgebeutet, schadet dem kirchlichen Leben ungemein. Namentlich in den Städten, wo Rührigkeit und Zahl der Gegner am bedeutendsten sind. Bloß 3400 Pfarrer sind unabsetzbar; ihre Stellen können nur mit Zustimmung der Regierung vergeben werden. Um die Versetzung eines Pfarrers zu erzwingen, entzieht die Regierung demselben seine Einkünfte. Bischöfe und Priester stehen durch all dies unter beständigem Druck, sind eingeengt, in ihrer Wirksamkeit behindert, ganz abgesehen von den vielen sonstigen Unannehmlichkeiten und Hindernissen, welche ihnen feindselige Behörden jeder Stufe zu bereiten pflegen. Es ist zur Gepflogenheit geworden, den Pfarrer dem Schullehrer nachzusetzen, diesen ebenso sehr zu heben und zu bevorzugen, als der Pfarrer gedemütigt, bedrückt und verfolgt wird.

Eine Grundursache aller Verfolgungen und Bedrückungen seit hundert Jahren findet sich auch in dem hauptsächlich durch die Gesetzgebung herausgebildeten Gegensatz der sozialen Verhältnisse und der Verfassung zur Kirche. In Europa gibt es keine Gesetzgebung, welche so nachdrücklich, folgerichtig und zielbewußt auf die Alleinstellung der Person, auf den Individualismus hinarbeitet, wie die französische. Der von Max Stirner aufgestellte Satz, „der einzige und sein Eigentum", ist in Frankreich seiner Verwirklichung am nächsten gebracht. Das Gesetz legt allen unbedingte vollständige Gleichteilung aller Erbschaften auf. Jeder Erbe muß an jeglichem einzelnen Bestandteil der Erbschaft seinen auf ihn entfallenden Anteil

erhalten. Ein ländlicher Kleinbesitzer kann daher zwanzig Grundstücke und doch zusammen keinen halben Hektar besitzen. Es gibt Weinberge, die nur sechs Rebstöcken Raum gewähren. Ein unteilbarer Gegenstand muß verkauft werden, damit jeder seinen Anteil daran in Geld erhalten kann. Bis vor etwa zehn Jahren beerbten sich Gatten nicht, selbst Hausrat und Kleider mußten der Familie des verstorbenen Gatten zurückgestellt werden. Das Gesetz sucht den Kindern so sehr das künftige Erbteil zu sichern, daß die Rechte der Eltern über das eigene Vermögen vielfach eingeschränkt sind. Der Code Napoléon engt das Recht letztwilliger Verfügung so sehr ein, daß einer der ersten Sozialpolitiker Frankreichs sagte: „Auf Sankt-Helena hielt der gefangene abgesetzte Kaiser alle Franzosen in seiner Hand; in dem von ihm eingeführten Gesetzbuch ist das Testament eines jeden geschrieben."

Durch die vielerlei Förmlichkeiten ist die Heirat so erschwert, daß es fast auf eine vom Staat einzuholende Erlaubnis hinausläuft. Seit den hundert Jahren der Einführung des Code Napoléon ist denn auch die Zahl der Heiraten wie der Geburten beständig, wenn auch langsam zurückgegangen. Durch die Rechte, mit denen es ausgestattet ist, wird das Kind nicht bloß zu einer Last, sondern zu einem Gegner der Eltern. Daher die Tatsache, daß gerade bei den Besitzenden Ehelosigkeit und Kinderlosigkeit, oder doch geringe Kinderzahl, am häufigsten sind. Die fast auf Null gesunkene natürliche Mehrung der Bevölkerung (1902: 83 944 Köpfe) ist hauptsächlich durch die sozialen Zustände und Verhältnisse herbeigeführt, welche die Gesetzgebung geschaffen hat.

Der Code Napoléon ist dasjenige Gesetzbuch, welches mit großem Scharfsinn die Kirche gänzlich ausschließen, sie gar nicht kennen will, sie in sozialer Hinsicht zu ersetzen sucht, wie schon aus der sogenannten Zivil-, eigentlich Staatsehe hervorgeht. Dies Gesetzbuch sieht ganz und unbedingt von Gott und jeglicher höheren Weltordnung ab, kennt sie nicht, räumt ihnen deshalb auch nicht den mindesten Raum noch irgend ein Recht ein. Es nennt sie nicht einmal. Die Grundsätze, auf denen dieses Gesetzbuch fußt, sind dabei fast nirgendwo in offenem, schroffem, unlöslichem Widerspruch mit den Geboten Gottes und der Kirche und dem christlichen Sittengesetz. Deshalb merken auch die meisten gar wenig von einem Gegensatz zur Kirche, lassen diese sich mit ihm vertragen, haben gegen den Code Napoléon nichts einzuwenden, preisen ihn als ein vortreffliches Gesetzbuch.

Dasselbe kennt auch kein Vereinsrecht, belegt vielmehr die Angehörigkeit zu einer Zunft, Genossenschaft usw. mit zwei Jahren Zuchthaus. Das 1789 ergangene bezügliche Gesetz ist noch nicht aufgehoben, wenn es auch vielfach durchbrochen ist, nur noch selten angewandt wird. Alle Vereine ohne Ausnahme sind bloß geduldet, können jeden Augenblick aufgelöst werden. Das neue am 1. Juli 1901 ergangene Vereinsgesetz bringt alle von den Behörden gestatteten

Vereine unter die Vormundschaft der Regierung, der Verwaltung, gewährt ihnen nur sehr beschränkte Rechte, keine wirkliche Rechtsfähigkeit. Dafür schafft es gerade die blühendsten, lebensfähigsten, schaffensfreudigsten, dem ganzen Volke gedeihlichsten Vereine, die kirchlichen, fast gänzlich ab! Das durch hundertjährige Gesetzgebung tief eingewurzelte, in alle öffentlichen Einrichtungen eingepflanzte, die Begriffswelt der Franzosen bildende und beherrschende Ichtum ist — bewußt oder unbewußt — der geborene, nie rastende Feind der Gemeinschaften, da sie alle in offenem Gegensatz zu ihm stehen. Daher kommt es auch, daß selbst Gutgesinnte wenigstens Mißtrauen, Eifersucht gegen die Gemeinschaften hegen, sich deshalb das Volk verhältnismäßig leicht gegen dieselben aufbringen, verhetzen läßt. Dieser innere Gegensatz zwischen den durch die individualistische Gesetzgebung geschaffenen sozialen Verhältnissen und Geistesrichtung und der Kirche mit ihren Gemeinschaften erklärt die beständigen Verfolgungen der Gemeinschaften. Der Vereinzelte, Alleingestellte fühlt sich oft verlassen und schwach, beneidet denjenigen, welcher an seiner Gemeinschaft einen Rückhalt besitzt. Da sie viel Gutes tun, zahllose wohltätige Anstalten unterhalten, gelten die Gemeinschaften als reich, obwohl die meisten fortwährend mit des Lebens Not zu kämpfen haben. Ihre Wohltätigkeit unterhält den Glauben an fabelhafte Reichtümer der eigentlich bitterarmen Kirche, da sie nichts besitzen noch erwerben darf.

Dieser gegen die Kirche gerichtete Individualismus ist derselben anderseits mittelbar förderlich. Die wenig zahlreichen, oft ganz kinderlosen (2,5 von 10 Millionen) Familien können freigebig, wohltätig sein. Die Alleinstehenden, Verlassenen suchen Zuflucht in den Klöstern, oft nur zeitweilig, bleiben aber manchmal für immer in den Gemeinschaften. Deshalb sind, unter der Herrschaft der ihnen grundsätzlich feindlichen Gesetze und Zustände, die Klöster und ihre Mitglieder (180 000) zahlreicher, als sie wohl jemals gewesen. Daß die Ordensleute bis auf eine geringe Anzahl sämtlich eifrig werktätig sind, ist bekannt, ruft aber auch ganz besonders den Haß der Widersacher hervor. Die 1 800 000 Zöglinge (Gymnasien usw. einbegriffen) ihrer Schulen, die 2—300 000 Waisen, Greise, Hilflosen und Kranken, welche von ihnen versorgt, verpflegt werden, sind der bitterste Vorwurf, der ihnen gemacht wird. Sie greifen dadurch auf das dem Staat allein gehörige Gebiet über, heißt es.

Ja, sie greifen über! Bei Beratung des Millerandschen Entwurfes einer Altersversorgung sagte der Radikale Sibille in der Kammer: „Die bewundernswerten Kleinen Armenschwestern allein versorgen über 18 000 Greise, ersparen dadurch dem Staat mindestens 10 Millionen. (Contant und Déjeante, Sozialisten, schreien dazwischen: Sie beuten die Armen aus!) Nach den Versicherungen des Vorsitzenden des Generalrates ist im Rhone-Departement die Greisenversorgung fast vollständig durchgeführt, dank der gemeinsamen Anstrengungen der Behörden und der freien Wohltätigkeit."

Aynard (Vorsitzender der dortigen Handelskammer) bestätigte: „In Lyon werden Anstalten mit 700 Greisen durch freie Gaben erhalten; 600 werden von den Kleinen Armenschwestern versorgt, 550 durch die Stiftung des Abbé Rambaud; die Stadt gewährt 1250 Greisen Jahrgelder; die Handelskammer unterhält 6500 alte Seidenarbeiter. Wenn die Freitätigkeit solches leistet, wäre es ein soziales Verbrechen, sie zu vernichten."

Je nach den Aufstellungen ist berechnet worden, daß die Altersversorgung der Arbeiter und Mittellosen dem Staat 300 bis 500 Millionen, ja selbst noch viel mehr kosten werde. Wieviel erst, wenn mit der Austilgung aller Orden auch alle freien wohltätigen Anstalten und Einrichtungen verschwinden. Dem Staat kommt der Unterricht eines Kindes 46 Francs jährlich zu stehen. Die Aufhebung aller freien Volksschulen verursacht daher dem Staat gegen 100 Millionen Ausgaben, die Beseitigung der freien höheren Schulen weitere 25—30 Millionen.

In der katholischen, besonders auch der sich katholisch, konservativ nennenden Presse ist es vielfach zum Gemeinplatz, zur stehenden Redensart geworden, Freimaurer, Juden und Protestanten als Urheber jeglichen Uebels, besonders auch aller Feindseligkeiten gegen Kirche und Katholiken hinzustellen. Die Zahl der Freimaurer wird gewöhnlich auf 25 000 angegeben, dürfte aber wohl das Doppelte betragen. Unter den Abgeordneten und Senatoren gehört ein starkes Drittel der Loge an. Thiers, Grevy, Carnot, Felix Faure waren Freimaurer, nicht aber Mac Mahon, Casimir Perier und Loubet. Außer dem Heer, wo sie sehr wenig vertreten, finden sich Freimaurer überall in wichtigen öffentlichen Stellen. Im Gewerb- und Handelsstande sind sie zahlreich, besonders aber unter den kleinen Gewerbtreibenden in Paris, die wohl wenig Gewicht und Einfluß besitzen. Nun sind aber die Freimaurer bekannt, es gibt gedruckte Listen der Mitglieder aller Logen. Die Beschlüsse der einzelnen Logen werden oft veröffentlicht, diejenigen des alljährlichen Konvents — Versammlung der Vertreter aller französischen Logen — werden es immer. Auch die geheimen Zeitschriften der Logen haben kaum noch etwas zu verbergen, die Zeitungen drucken ihre Mitteilungen ab. Der Hauptvorteil der Freimaurerei fällt also weg, sie kann nicht mehr als ein wirklicher Geheimbund betrachtet werden. Ihre Bestrebungen, Grundsätze und Mitglieder, welch letztere oft bei Aufzügen öffentlich ihre Abzeichen tragen, sind also genugsam bekannt, können nicht verleugnet werden. Namentlich bei den Reisen Felix Faures erschienen in mehreren Städten die Logen als besondere Körperschaft mit den Behörden bei dem Empfang. Dabei war Felix Faure der Mann der Nationalisten, Graf de Mun hielt ihm noch eine Trauerrede in der Kammer, als er schon Jahre tot war.

Der Einfluß der Mitglieder der Logen auf die Oeffentlichkeit ist unbestreitbar. Wie weit derselbe geht, ist schwer zu bestimmen. Nachgewiesen wird oft, daß sie sich untereinander sehr fördern, sich

gegenseitig helfen, in gute Stellungen zu kommen. Es finden sich übrigens Freimaurer in den meisten Parteien. Auch in der Minderheit der Kammer sind sie vertreten, mehrere derselben — Meline, Cavaignac, Ribot usw. — gehören zu den Führern. Liefern etwa die Meline und Genossen die Minderheit aus, indem sie dem Block Mitteilungen machen, also Verräter sind? In Paris soll ihre Macht am stärksten sein. Und sie haben nicht vermocht, eine lange Reihe ihrer Häupter — Gambetta, Clemenceau, Mesureur, Floquet, Lockroy, Brisson, Yves Guizot und viele andere — vor einem schallenden Durchfall zu bewahren! Die Freimaurer mögen unbequem, manchmal gefährlich sein: aber doch nur uneinigen, unklaren, schlecht geführten Parteien! Da man sie kennt, können sie persönlich aufs Korn genommen und niedergekämpft werden. Wie schön hat nicht der Freimaurer Gambetta einst den Freimaurer Jules Simon abgetakelt, so daß er für den Rest seiner Jahre nicht wieder emporkommen konnte!

Protestanten der verschiedenen Bekenntnisse gibt es in Frankreich, nach eigenen Angaben, 600 000, davon 100 000 in Paris. Die Protestanten waren von jeher vorwiegend Städter, deshalb im Handel und Gewerbe, gelehrten Berufen stark vertreten. Vom Ausland sind viele reiche Protestanten gekommen. Sie besitzen 700 bis 800 Prediger mit zwei protestantischen Fakultäten. Diesen Umständen verdanken die Protestanten ihren verhältnismäßig großen Einfluß. Vielfach ist man ihnen günstig wegen der früher von ihnen erlittenen Verfolgungen; alle katholikenfeindlichen, liberalen und revolutionären Schriftsteller und Gelehrten führen die Protestanten stets als Opfer ungerechter Verfolgung vor. Beim Empfang Felix Faures zu Lyon (1899) versicherte der Präsident des Konsistoriums, Prediger Puyroche: „Wir brauchten keinen Mann irgendwo jenseits der Berge, um uns zu gebieten, Republikaner zu sein, der Regierung zu gehorchen — wir sind von jeher Republikaner gewesen.“ Dadurch erscheinen aber doch die von den Protestanten erlittenen Verfolgungen in einem besonderen Lichte, umsomehr als die Protestanten auch die Waffen gegen den König geführt haben. Siehe Coligny, Turenne, Poltrot de Méré usw. In der Politik sind die Protestanten meist radikal, manche zeichnen sich durch besondere Feindseligkeit gegen die Kirche aus, z. B. Reveilland, Pressensé, Desmons, Pelletan, Buisson.

Juden gibt es 72 000 in Frankreich, wovon 50 000 in Paris; nur in Lille und Marseille gibt es außerdem beträchtliche Judengemeinden. In manchen Departementen gibt es keinen einzigen Juden, außer Paris nur etliche vierzig, natürlich meist kleine jüdische Gemeinden. Von den Pariser Juden sind dreiviertel bescheidene Geschäftsleute, Gassenhändler, Handwerker, Arbeiter: kleine Leute, vielfach arme Schlucker, zu deren Unterstützung etliche dreißig Vereine und Anstalten bestehen. Die Rothschild, Königswerter, Haber, Günzburg, Halphen, Erlanger, Levy, Comondo und wie alle diese

Vielmillionäre heißen, kamen alle schon als Millionäre nach Paris, wo sich freilich ihre Reichtümer schnell mehrten. Im Bank- und Börsengeschäft herrschen die Juden sehr vor. Rothschild gebietet über die Französische Bank, und jeder neue Finanzminister tut wohl, ihm zuerst seine Aufwartung zu machen. Die jüdischen Millionäre betrachten die Politik nur vom geldlichen Standpunkte aus, was ihrer Kasse nichts schadet, mehren ihr Vermögen lieber, als daß sie es verlieren, halten daher immer zu der bestehenden Regierung, wollen Krieg und Revolutionen nur, wenn es dem Geschäft nützt. Daß ihre Unternehmungen, Börsengeschäfte, stets das Gemeinwohl fördern, ist kaum der Fall. In der Politik, Presse usw. sind manche Juden tätig, meist liberal, radikal, selbst sozialistisch. Schlimm gewirkt hat ein Jude, Naquet, indem er durch langen, hartnäckigen Kampf die Einführung der Ehescheidung durchsetzte, dabei an allen Radikalen und Sozialisten eifrige Helfer fand. Sachlichen Schätzungen nach gibt es in Frankreich mindestens 4—5000 getaufte Juden, worunter manche sich als musterhafte, werktätige Katholiken bewähren. Brisson, früherer Minister- und Kammerpräsident, versicherte einmal: „Juden und Protestanten bilden das Knochengerüst der alten republikanischen Partei."

Durch Einwirkung auf Regierung, Bank, Presse, Politik und Tagesmeinungen besitzen Freimaurer, Protestanten und Juden jedenfalls mehr Einfluß auf Dinge und Ereignisse, als ihnen nach Zahl und Bedeutung zukommt. Sie gehen stets mit der Regierung, der herrschenden oder derjenigen Partei, welche die besten Aussichten hat, bald Regierung zu werden. Sie haben das Geschick, mit der Tagesströmung zu schwimmen, dieselbe auszunutzen. Seit dem Rücktritt Mac Mahons (1878) sind dagegen die Katholiken stets gegen die Regierung, dabei nicht einmal auf eigene Rechnung, unter eigener Flagge.

Erst seit zwei Jahren hat sich eine Art katholische Partei, als Action libérale, zu bilden begonnen, welche hoffentlich Zukunft hat. Der Bund der katholischen Jugend — Ligue de la Jeunesse catholique — hat endlich auch ein soziales Programm, auf Grund der päpstlichen Encyklika über die soziale Frage, sich angeeignet und verspricht guten Fortgang. Erst durch ein solches Programm können die Katholiken eine selbständige Partei werden, sich von den Monarchisten usw. ablösen, die ganz Manchesterleute, eine Besitzerkaste sind. Es bedarf des heranwachsenden Geschlechtes, die jetzt voranstehenden Männer stehen noch zu sehr unter der Last ihrer monarchischen Vergangenheit. Graf de Mun und einige andere haben die soziale Frage schon längst richtig aufgefaßt, vermochten aber bei den Monarchisten usw. nur in einzelnen Dingen durchzudringen. Nur auf Grund eines sozialen Programms vermag eine katholische Partei gegründet, die Einigung der Katholiken erzielt zu werden. Aber schwer, sehr schwer wird die Aufgabe sein, denn alle, alle Parteien, selbst die Sozialisten, sind hier durchaus Manchesterleute, Bourgeois-Parteien, reaktionäre Masse sagen die deutschen

Genossen. Die Sozialisten — kaum 50 Köpfe in der Kammer — sehen ihre Hauptaufgabe darin, die Kirche bis aufs äußerste zu bekämpfen, ihre Vernichtung, Ausrottung als Ziel zu verfolgen; die Radikalsozialisten unterscheiden sich von ihnen nur dadurch, daß sie den Kollektivismus ausschließen, also doch ausgesprochene Bourgeois sind, obwohl sie die Besitzenden mittelst Einkommensteuer ausplündern möchten. Ueberhaupt sind die Linken, der jetzige Block, nur im Christenhaß einig. Viel Gedeihliches haben sie noch nicht geschaffen, versprechen noch weniger für die Zukunft. Aber gerade deshalb können sie um so gefährlicher werden und wirken.

Roesler contra Ehrhard!

In unserem Verlage ist erschienen:

Der Katholizismus

seine Aufgabe und seine Aussichten

nach Prof. Dr. Albert Ehrhard.

Von

P. Augustin Roesler, C. SS. R.

Mit bischöflicher Approbation und Erlaubnis der Ordensobern.

Preis 1,30 Mk. franko gegen Einsendung des Betrages;

Nachnahme unfranko.

„Name und Schrift des hochw. Verfassers sind bei Gelegenheit einer neueren Kontroverse viel genannt worden; es wäre zu wünschen, daß die gehaltvolle kleine Schrift ebensoviel würde gelesen werden. Sie bewahrt überall jene Höhe der Auffassung und jene Milde der Gesinnung, welche an dem hochverdienten, frommen und gelehrten Ordenspriester alle verehren, die ihn näher kennen. Wenn auch „Gegenschrift", ist die Schrift doch keine „Streitschrift", sondern vom Geist des Friedens beseelt und auf wahren Frieden innerhalb der Kirche abzielend. Sie wirkt nicht Verwirrung der Begriffe, sondern orientiert trefflich über viele dem Katholiken der Gegenwart bedeutsame Fragen."

(Stimmen aus Maria-Laach.)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und direkt von

Breer & Thiemann, Hamm i. W.

Herders Konversations-Lexikon.

Acht Bände 100 Mark.

= Reich illustriert. =

Es liegen vor:

Zwei Bände.

Gebunden je Mk. 12.50.

Band III im Erscheinen.

Viele Tafeln u. Karten.

160 Hefte zu je 50 Pf.

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm i. Westf.

Los von Rom!

Wahrheitsgetreue Schilderung der österreichischen Verhältnisse

von **Franz Stauracz.**

Zweite Auflage. — Preis 80 Pfg.

Diese Schrift entstammt der Feder eines Mannes, den der bekannte Parlamentarier Prälat Dr. Scheicher als besonders dazu geeignet bezeichnete, und der als der erste der Bewegung entgegengetreten ist, die man anfangs allgemein unterschätzt hat. Ja noch heute zerbricht man sich über sie im Auslande manchmal ratlos den Kopf. Um nämlich die Bewegung beurteilen zu können, muß man unbedingt im Lande selbst leben, muß die österreichischen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen. Die Schriften aus Deutschland, die in wohlgemeinter Absicht über die Bewegung schrieben, setzen zumeist den Fleck neben das Loch! Wer darum absolut Zuverlässiges, die ganze Wahrheit über die ‚Los von Rom'-Bewegung wissen will, der greife zu dieser „authentischen" Schrift!

Katholische Dichter des 19. Jahrhunderts.

Eine Sammlung von Proben aus ihren Werken.

Von **Adolf Hüttemann.**

Preis broschiert Mk. 4,—, in elegantem Goldschnittband Mk. 5,—.

Eine Anthologie, die höchstes litterar-historisches Interesse bietet, zusammengestellt aus mehr als 300 nur katholischen Dichtern mit kurzen biographischen Notizen. Das Buch bildet zugleich einen poetischen Hausschatz für katholische Familien und ist als hervorragendes Geschenkwerk sehr zu empfehlen.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom Verlage

Breer & Thiemann, Hamm i. W., 15. Markt 15.

Harvard College Library
Oct. 5, 1920
Bever Fund
F Germ 250.12

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von
Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen
Neue Folge herausgegeben von Dr. Joh. Mich. Raich.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXIII.	15. Juli 1904.	Heft 10.

England und die soziale Reform.

Von

Athanasius Zimmermann, S. J.

Hamm i. W.
Markt 15.
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1904.

„Frankfurter Zeitgemässe Broschüren".

Preis pro Jahrgang Mk. 4,00, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgange sind bisher folgende Hefte erschienen:

1. u. 2. Heft: **Papst Pius X.** von Dr. Joseph Schmidlin.
3. Heft: **Das heutige Frankreich** von ***
4. u. 5. Heft: **Die Mischehe in Theorie und Praxis, speziell in Preußen,** von Dr. jur. Krueckemeyer.
6. Heft: **Der gregorianische Choral als Liturgie und Kunst** von P. Raphael Molitor, Benediktiner der Beuroner Kongregation.
7. Heft: **Der Kampf in der Schule.** Gedanken über die geistliche Schulaufsicht von einem kath. Schulmanne.
8. Heft: **Leo Nikolajewitsch Tolstois Leben und Lehre** von Dr. Ernst Seydl, Professor an der Wiener k. k. Universität.
9. Heft: **Der vorgeschichtliche Mensch** von Dr. F. J. Scheuffgen, Dompropst.
10. Heft: **England und die soziale Reform** von Athanasius Zimmermann, S. J.

Folgende Beiträge sind in Aussicht genommen:

Der gegenwärtige Stand der Frauenfrage von A. Roesler, C. SS. R.

Die Gesellenfrage im Mittelalter von Dr. Christ. Meyer, Staatsarchivar.

Deutsche Dramaturgie von Dr. Rich. v. Kralik.

Der Koran von Dr. Alois Baldus.

Die Reichsfinanzreform v. Dr. A. Ott.

Der „deutsche Michel" von Dr. August Gerlach.

Chateaubriand und die Neuromantik von Laurenz Kiesgen.

Zur deutschen Mythologie von Josef Seeber.

Die preussische Mittelschulreform und die Stellungnahme für Katholiken von Prof. Dr. J. B. Seidenberger.

Entwickelung der kirchenpolitischen Zustände auf der pyrenäischen Halbinsel von A. Zimmermann, S. J.

Die soziale Bedeutung und die Ziele des Charitasverbandes von Prälat Dr. Lorenz Werthmann.

Der gemeine Pfennig von G. Seiler.

Die Lohengrin-Dichtung und ihre Deutung von R. Heinrichs.

Die Pflege der Bildung in den Arbeiterkreisen von A. J. Endris, Rektor.

Peter Rosegger von Ansgar Pöllmann, O. S. B.

Der Rhein als Handels- und Verkehrsstrasse von Karl Kollbach.

General Joseph von Radowitz von Joseph Claßen.

Schillers Jungfrau von Orleans. Hat sie der Dichter in seiner „romantischen" Tragödie als Heilige dargestellt? Von Prof. Nik. Scheid, S. J.

Ein Ausflug nach Baalbek und Damaskus von Dr. Aug. Bludau, Universitäts-Professor.

Weltuntergang von Jos. Plaßmann, Universitäts-Lektor.

Gegen den Strom! Moderner Parlamentarismus oder berufsständische Vertretung? Ein Wort zur politischen und sozialen Misere von F. Norikus.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann in Hamm i. W.

England und die soziale Reform.

Von

Athanasius Zimmermann, S. J.

Die durch die große französische Revolution von 1789 hervorgetretene soziale Bewegung fand in England weit weniger Anklang als in den übrigen Kulturländern Europas, obgleich die Beschwerden der Bauern und Fabrikarbeiter ebenso zahlreich waren als in Frankreich. Der Grund hierfür ist zu suchen in der gewaltigen Entwicklung von Industrie und Handel, in dem rationellen Betrieb von Ackerbau und Viehzucht und der Zunahme des allgemeinen Wohlstandes unter den höheren und mittleren Klassen. In dem langwierigen Kriege von 1793 bis 1814, der nur zeitweilig durch den Frieden von Amiens 1802 unterbrochen wurde, gelang es der herrschenden Partei, die Aufmerksamkeit der niederen Klassen von Fragen der inneren Politik abzuwenden und durch Stärkung des Nationalgefühles alle revolutionären Regungen zu unterdrücken. Trotz der großartigen Erfolge, ungeachtet der Ausdehnung der Seeherrschaft und der Erwerbung einträglicher Kolonien, konnten die Konservativen sich in ihrer Machtstellung nicht behaupten, sahen sich vielmehr genötigt, dem Volke, d. h. der Stadtbevölkerung, die mit Ausnahme Londons praktisch von jedem politischen Einflusse ausgeschlossen war, Zugeständnisse zu machen und Reformen einzuführen.

Der langwierige Konflikt, der an die Kämpfe der Patrizier und Plebejer erinnert, ist so oft beschrieben worden, daß wir auf diese Darstellungen verweisen müssen. Aus sich und durch eigene Kraft hätten die Arbeiter keine großen Erfolge erzielen können und wären in dem ungleichen Kampfe gegen die Land- und Geldaristokratie unterlegen, wenn nicht Männer wie Graf Shaftesbury, Burton, Hune sich an die Spitze der Bewegung gestellt, wenn nicht Staatsmänner wie O'Connell, Bright, Gladstone die Sache der unterdrückten niederen Klassen mächtig gefördert hätten.

Die ersten fünfzig Regierungsjahre der Königin Viktoria sind auch die Blütezeit der sozialen Reformen Englands, die Periode der Gesetzgebung, welche vollständige Rechtsgleichheit aller englischen Untertanen anstrebte. Mit Gladstones Tod erlahmte die Bewegung; weit entfernt, weitere Eroberungen zu machen, müssen die Führer der Demokratie zufrieden sein, wenn sie das Gewonnene behaupten können. Alle die Hoffnungen, welche man an die Arbeiterpartei im Parlament geknüpft hat, sind zerronnen. Im Wahlkampf von 1895 hatten die Arbeiter zwanzig Kandidaten aufgestellt und auch nicht einen durchgebracht, im Oktober 1900 wurde von sieben Arbeiterkandidaten nur einer ins Parlament gewählt (Boutmy, Psychologie politique du Peuple anglais, S. 374). Während früher die meisten jüngeren Söhne der konservativen Pairs des Reiches begeisterte Gladstonianer waren, sind nicht bloß sie, sondern auch die Abkömmlinge alter Whigfamilien ins Lager der Tories übergegangen und zählen zu den entschlossensten Anhängern Chamberlains, der noch nicht dem Namen nach, aber in der Tat der erste Minister ist. Der Hauptgrund des Rückgangs der demokratischen Ideen ist offenbar der Jingoismus oder der moderne Imperialismus. Wie der jüngere Pitt es verstanden hat, den Krieg gegen Frankreich zu einem Nationalkrieg zu machen, denselben als einen Kampf der Zivilisation gegen die Barbarei darzustellen, so hat der Marquis von Salisbury durch eine feile Presse die öffentliche Meinung irre geführt und die groben Rechtsverletzungen seitens der Regierung als Akte der Notwehr, als Erfüllung heiliger Pflichten dargestellt. Englands Beruf — so wiederholten sie beständig — sei es, der Träger der Kultur zu sein, den barbarischen oder halb entwickelten Nationen die Segnungen der Zivilisation zu vermitteln. Dabei wird stillschweigend vorausgesetzt, daß nur die englische Zivilisation diesen Namen wirklich verdiene, daß nur das englische Kolonialsystem auf der Höhe seiner Aufgabe stehe und dem der übrigen Kulturvölker weit vorzuziehen sei. England hat bis herab auf die letzten Jahrzehnte sich an dem Missionswerk unter den Heiden nur wenig beteiligt; die ostindische Kompagnie und andere hohe Kolonialbeamte haben die Missionäre in englischen Gebieten nicht gerne gesehen und ihnen vielfach entgegengewirkt; in neuester Zeit ist ein völliger Umschwung eingetreten, namentlich unter den Anglikanern, welche zur Zeit und Unzeit die Staatsminister daran erinnern, daß England eine christliche Nation sei und die Pflicht habe, der Verkündigung des Evangeliums nach Kräften Vorschub zu leisten.

Wie der Kaufmann und Industrielle die Eroberung aller noch nicht unterjochten Nationen verlangt, so fordern auch die strengen Kirchenmänner und anglikanischen Geistlichen eine Abrundung der englischen Gebiets-Annexionen. Die einen suchen neue Märkte, die anderen einen größeren Wirkungskreis und betonen, „daß Gott die Lösung der allerschwierigsten Aufgabe — die Bekehrung der Heiden — »seinem englischen Volke« vorbehalten habe". Nur zu viele

lassen sich durch derlei schöne Redensarten täuschen und verkennen das gute, historische Recht anderer Nationen, welche ein einfaches, patriarchalisches Leben der raffinierten modernen Bildung mit ihren vielen Bedürfnissen und Nöten vorziehen. So erscheinen den Engländern, um nur ein Beispiel zu geben, Krüger und die übrigen Führer der Buren als selbstsüchtige und befangene Menschen, da sie ihren Landsleuten die Wohltaten der englischen Kultur vorenthalten und englische Waren von den Burenrepubliken ausschließen. Wohlwollen gegen andere Nationen, das Bestreben, die Ketten der Unterdrückten zu brechen, sind bei den Engländern wie bei anderen Nationen vermischt mit weniger edlen Gefühlen — dem Wunsche, mit diesen Nationen Handelsverbindungen anzuknüpfen und sich materielle Vorteile zu sichern. Es sind jedoch nicht bloß Militärs, Fabrikanten und Großhändler, welche den imperialistischen Grundsätzen huldigen, selbst der niedere Mittelstand, selbst die Handwerker und Bauern lassen sich von der gegenwärtigen Strömung fortreißen und träumen von einem goldenen Zeitalter, das nach der Eroberung aller der besten und fruchtbarsten Teile des Erdkreises eintreten soll. Ist erst der Staatenbund aufgerichtet, sind die fremden Waren durch den neuen Zollverein von den Märkten des großen britischen Reiches ausgeschlossen, dann ist England von anderen Ländern ganz unabhängig und kann denselben Gesetze vorschreiben. Infolge dieser Illusion läßt man die Staatsmänner gewähren. Gerade in kritischen Zeiten sind die Massen nur zu geneigt, sich Luftschlösser zu bauen, um die Not der Gegenwart zu vergessen, in die Weite zu schweifen und das Gute, das so nahe liegt, zu übersehen.

Jedem, der die englischen Verhältnisse nicht kennt, muß es auffallend erscheinen, daß der englische Arbeiter, der denen des Kontinents weit voraus war und durch seine Folgerichtigkeit und Mäßigung dem englischen Parlament ein Recht nach dem andern abtrotzte und den Kapitalisten und Fabrikanten, welche im Unterhaus die führende Rolle spielten, immer neue Zugeständnisse abnötigte, auf einmal zum fast willenlosen Werkzeug der Imperialisten geworden ist. Wir können die Gründe hierfür nur kurz andeuten. Die Arbeiter haben sich durch ihre Unklugheit und Halsstarrigkeit viele ihrer Freunde unter den höheren und mittleren Klassen entfremdet. Letztere hatten für die von ihnen gebrachten Opfer Gegenleistungen, Berücksichtigung ihrer Vorstellungen, Unterordnung der Sonderinteressen unter das allgemeine Wohl erwartet und zogen sich von den Arbeitern zurück. Da manche der von den Führern der Arbeiter vorgeschlagenen Strikes mißglückten, griff Mißtrauen zwischen Führern und Arbeitern Platz, kam es zu Konflikten zwischen der kriegerischen und friedlichen Partei. Manche hatten auf die ins Parlament gewählten Arbeiterführer große Hoffnungen gesetzt und wandten sich von ihnen ab, weil sie ihre Politik mißbilligten. So kam es, daß Männer wie Tillet, Mann, Burns, Keir-Hardy, die getragen von den hochgehenden Wogen der öffentlichen Meinung eine Macht im Staate zu werden

drohten, in unverdiente Vergessenheit gerieten und ihre Wiederwahl ins Parlament nicht durchsetzen konnten. Die guten Jahre, welche der Krisis von 1900 vorausgingen, das Wiederaufblühen von Handel und Gewerbe kamen den Konservativen trefflich zu statten und entzogen den politisch Unzufriedenen den Boden für ihre Agitation.

In einer unseligen Stunde verfiel man auf den Gedanken, die Statuten vieler Gewerkvereine abzuändern, die Beiträge herabzusetzen und dieselben ausschließlich für Kampfzwecke zu verwenden — mit anderen Worten: die Vereine hörten auf, Wohltätigkeitsvereine zu sein, und unterstützten nicht länger die Arbeitsunfähigen und Kranken. Die üblen Folgen ließen nicht lange auf sich warten: während einige Vereine zugenommen, haben andere abgenommen und einen großen Teil ihrer Ersparnisse eingebüßt. Einige statistische Angaben werden dies veranschaulichen. Die Landarbeiter bildeten 1894 noch Vereine mit 6600 Mitgliedern, das Jahr darauf war ihre Zahl auf 1000 und im Jahre 1898 auf 171 zusammengeschmolzen. Die Handwerker, Fabrikarbeiter, Maschinenbauer sind besser organisiert und diszipliniert, aber auch sie haben Tausende von Mitgliedern verloren (s. Boutmy S. 374). Einen weiteren Beweis für die Müdigkeit und Gleichgültigkeit der Arbeiterbevölkerung liefern die Wahlen vom Jahre 1900, die gegen das allgemeine Erwarten ganz entschieden zu Gunsten der Tories, d. h. der Imperialisten ausgefallen sind trotz aller Bemühungen der Friedenspartei, welche Salisbury-Chamberlain für die Mißerfolge in Südafrika verantwortlich machte. Auch heute noch, ungefähr vier Jahre später, sind dem großen Publikum die Augen noch nicht geöffnet, je länger sich der Krieg hinzog, desto starrer hielt man an der Unterwerfung der Buren fest. Die Regierung konnte kühn erklären, daß in der nächsten Zeit an innere Reformen nicht zu denken sei, sie konnte die Gemäßigten und Besonnenen, welche zum Frieden rieten und die Notwendigkeit desselben aus Rücksichten der Billigkeit und Gerechtigkeit befürworteten, als Verräter bezeichnen und eine Verfolgung derselben organisieren, ohne den öffentlichen Unwillen fürchten zu müssen.

Aus diesen und anderen Tatsachen, die sich noch beibringen ließen, geht klar hervor, daß die liberalen und demokratischen Ideen tief im Kurs gesunken sind, daß die große Masse des Volkes bereit ist, sich von einem Diktator wie Chamberlain und der für denselben gewonnenen Presse leiten zu lassen. Die Uneinigkeit unter der liberalen Partei kommt den Imperialisten trefflich zu statten, die sich mit der Hoffnung schmeicheln, Lord Rosebery, Fowler, Asquith auf ihre Seite zu ziehen und dem erschöpften, kraftlosen Ministerium neue Kräfte zuzuführen. Die sozialistische Partei hofft, daß Asquith, Rosebery eine neue politische Bewegung inaugurieren und durch die Betonung von inneren Reformen die Massen nach sich ziehen werden. Ob diese Hoffnung des bekannten Sydney-Webb (Twentieth Century 1901, September) sich erfüllen werde, lassen wir dahin gestellt. Die Partei, welche nach der Niederwerfung der Buren ans Ruder

kam — an eine Beilegung des Streites, an Zugeständnisse seitens des englischen Volkes war trotz der von Geistlichen aller Konfessionen unterzeichneten Adresse nicht zu denken — ist durch die Reorganisation der Armee, durch Veränderung der Flotte und durch äußere Angelegenheiten so vollständig in Anspruch genommen und die öffentliche Meinung durch Hinweisung auf Gefahren seitens der Nachbarstaaten dermaßen in Atem gehalten, daß für Jahre nichts für die Arbeiterbevölkerung und die Armen geschehen wird. Es sind nicht bloß die Franzosen, welche dem von gloire und prestige ausgeübten Zauber nicht widerstehen, es sind nicht bloß die Franzosen, welche für die Behauptung ihrer Vorrechte die größten Opfer bringen, die schwersten Lasten fast ohne Murren tragen: die Engländer stehen ihnen in dieser Beziehung durchaus nicht nach, und so steht zu befürchten, daß die sozialen Reformen noch Jahre lang verschoben werden, falls nicht eine revolutionäre Bewegung wie der Chartismus und die Reformagitation der dreißiger Jahre der herrschenden Partei Furcht einflößt und sie zur Einführung von sozialen Reformen zwingt.

Großbritannien und Irland befinden sich durchaus nicht in der bevorzugten Lage, von der englische Staatsmänner träumen; der Wohlstand mancher Klassen hat eher ab- als zugenommen. Das Land ist zu einer großen Werkstätte geworden, in der man nur das Getöse der Hämmer und das Rasseln und Knarren der Räder hört, die herrlichen Täler mit den schönen Matten und den durch üppige Felder sich schlängelnden Flüssen sind verschwunden, nur entlang den Höhen der Städte sieht man noch Villen und schöne Häuser mit üppigem Pflanzenwuchs und Bäumen, mit einem Ausblick auf die Schlöte des Kraters, aus dem dichte Rauchwolken emporsteigen. Um die Fabriken herum und um die in der Nähe liegenden Arbeiterwohnungen dehnt sich eine öde, flache Wüstenei aus, aus der große von Abfällen gebildete Haufen emporragen. Neben diesen von zahlreichen Menschen bewohnten Landstrichen gibt es noch andere, die jetzt ganz verlassen sind. Fabriken und Wohnhäuser stehen leer, denn der Arbeitgeber hat eine für seine Industrie besser gelegene Oertlichkeit entdeckt und überläßt es dem Grundbesitzer, für die von ihm geschaffene Einöde eine Verwendung zu finden. Befindet sich die alte Fabrik in der Stadt selbst oder in einer Vorstadt, dann zieht der Besitzer Vorteil aus der Zurückgabe, im andern Falle hat er großen Verlust, denn das Niederreißen der Fabrik, das Umpflügen des Bodens, die Entfernung von Stein und Geröll sind so kostspielige Operationen, daß der Eigentümer nie wieder auf die Kosten käme. Das Land mit den Gebäuden zu veräußern, fällt dem englischen Landlord nicht ein, er betrachtet es gleichsam als einen Schimpf für seine Familie, den Güterbesitz zu vermindern, und sieht mit stoischer Geduld zu, daß manche seiner Besitzungen brach liegen und keinen Pachtzins einbringen, die er unter vorteilhaften Bedingungen verkaufen könnte. Es fehlt in England nicht an Käufern, wohl aber an Pächtern. Die Landaristokratie will von dem alten

Vorurteil nicht lassen, daß ihre Macht und ihr Einfluß auf großem Landbesitz beruhe. Irland wird mit Recht als das Land der Ruinen und der von Menschenhand geschaffenen Einöden geschildert, England ahmt das Beispiel der Nachbarinsel nach und läßt sich von seinen Nationalökonomen über die großen sozialen Gefahren, denen es entgegengeht, täuschen. Diese behaupten nämlich kühn, der Rückgang von Ackerbau und Viehzucht, die stetige Zunahme der Einfuhr von Lebensmitteln und Rohprodukten seien ein Beweis für den Reichtum der Bevölkerung. England tue gut daran, seine Ackerfelder brach liegen zu lassen und wohlfeiles Getreide aus dem Auslande zu beziehen, weil es für seine Arbeiter eine bessere und lohnendere Beschäftigung habe. Solche Gründe bedürfen keiner Widerlegung, denn sie stehen in direktem Widerspruch mit der Tatsache, daß England für seine so rasch sich vermehrende Bevölkerung keine Beschäftigung hat: trotz der Ueberproduktion, trotz der Herabsetzung der Warenpreise warten Tausende und Tausende auf die nächste freie Stelle. Je mehr die Söhne und Töchter der Pächter vom Lande in die Stadt ziehen, desto mehr wird die Not zunehmen.

Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die Notlage des Bauernstandes auf die Industrie zurückwirkt. Wohlhabende Bauern waren von jeher die besten Kunden der Kaufleute, ihre Verarmung führt daher notwendig zu einem Zusammenschrumpfen des Absatzgebietes. Die intensive Bewirtschaftung, der England seine Ueberlegenheit über den Kontinent verdankte, geht natürlich verloren, wenn der Pächter gezwungen wird, die Zahl seiner Arbeiter zu beschränken. Der englische Morgen hat bisher ein Viertel mehr eingetragen als der Morgen in Frankreich; es lohnt sich daher wohl der Mühe, durch Schutzzölle, Herabsetzung der Landsteuer oder andere Mittel dem Bauern unter die Arme zu greifen, daß er mit dem Auslande konkurrieren kann, oder die großen Güterkomplexe zu zerschlagen und die Kleinbauern wieder herzustellen. Nirgends hat sich das System des „laissez faire“ so furchtbar gerächt als auf diesem Gebiete. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts sah man ruhig zu, wie die Aristokratie und der niedere Adel die Güter der Freisassen (yeomen) durch Kauf und andere Mittel sich aneignete und dieselben durch Pächter ersetzte. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die kleinen Pächter aus ihren Meierhöfen vertrieben, weil sie den vollen Pachtzins nicht bezahlt hatten, oder weil sie in die Erhöhung des Pachtzinses nicht willigen wollten. Während dieser Periode fuhren die Großgrundbesitzer fort, das Gemeindeland (Allmende) einzufriedigen, dessen Benützung durch den kleinen Pächter und die Arbeiter die letzteren in den Stand gesetzt hatte, Vieh zu halten. Landhunger, der Wunsch, die Armen sich vom Halse zu schaffen, hatte die Landlords geleitet, als sie Kapitalisten und Viehzüchtern große Güterkomplexe verpachteten; sie ahnten nicht, daß eine Zeit kommen werde, in welcher diese die Pachtgüter aufgeben würden, weil sich die Viehzucht nicht mehr rentiert, weil die Arbeiter nicht länger mit

dem geringen Tagelohn zufrieden sind. In einem wohlgeordneten Gemeindewesen müssen wie in dem menschlichen Leibe alle Organe ihre natürlichen Funktionen verrichten können, auch in der modernen Gesellschaft hat der Nährstand, der Bauernstand seine Bedeutung noch nicht verloren, denn aus ihm müssen sich die Städte ergänzen, aus ihm das frische Blut und die verjüngende Kraft schöpfen, wie wir später zeigen werden. Strömen, wie das in den letzten Jahrzehnten der Fall war, alle jungen Leute in die Städte, bleiben nur die Alten, die Blinden, die Krüppel, die Lahmen und Idioten, die daran verzweifeln, in der Stadt ihr Glück zu machen, auf dem Lande zurück, dann kann nach einer gewissen Zeit das Land sein Kontingent nicht länger liefern, dann wird die infolge ihres langen Aufenthaltes in den Großstädten entartete Bevölkerung physisch und geistig verkümmern. Vor der Hand ist freilich noch nichts zu befürchten, denn das Land kann noch Jahre lang frische Arbeitskräfte liefern, zudem ist an Ausländern, die in England Arbeit suchen, durchaus kein Mangel.

Ein Uebel, das jetzt schon Abhilfe verlangt, ist der Mangel an Arbeit und Beschäftigung und die damit in engem Zusammenhang stehende Vermehrung des Proletariats in Städten und Dörfern. Nach Giffen, der wahrhaft kein Schwarzseher ist, beläuft sich die Zahl der Armen Englands auf acht Millionen, ein Fünftel der ganzen Bevölkerung kann sich nur notdürftig nähren, denn das wöchentliche Einkommen vieler dieser Familien beträgt nicht über 20 Mark. Der Preis der Lebensmittel ist in England nicht viel höher als anderwärts, aber weil die Frauen nicht sparsam sind und sich auf das Haushalten nicht verstehen, weil der Arbeiter Gemüse, Mehlspeisen verschmäht und in der Regel zweimal des Tages Fleisch essen will, ist der wöchentliche Tagelohn von 20 Mark ungenügend. Ein Teil des Lohnes muß auf Abtragung von kleinen Schulden und für den wöchentlichen Beitrag für den Klub verwendet werden. Versiegt nun diese einzige Quelle des Einkommens infolge von Strikes, Arbeitsstockung, Krankheit, dann sinken diese Arbeiterfamilien in die tiefste Armut, in einen Abgrund des Elends, aus dem sie nur selten emporzutauchen vermögen.

Es ist richtig, ähnliche Zustände finden sich auch anderswo, und es ist unbillig, die englische Regierung für soziale Schäden verantwortlich zu machen, die ihren tiefsten Grund in der Sorglosigkeit und den Lastern der Arbeiter haben. Aber moderne Regierungen, welche sich die Oberaufsicht und die Regelung so vieler Angelegenheiten vorbehalten, die strenge genommen dem Familienhaupte zustehen, haben doch die Pflicht, die Familie des Arbeiters, Frau und Kinder gegen die Laster des Vaters oder Gatten zu beschützen, die nächsten Gelegenheiten zur Trunksucht und Verschwendung zu entfernen. Es springt in die Augen, daß durch Präventivmaßregeln, wie man sie in anderen Ländern mit Nutzen angewandt hat, große Uebel verhütet, der Trunksucht und Verschwendung gesteuert werden

könnte, aber die konservative Regierung wagt es nicht, den großen Bierbrauern und den Wirten, denen sie ihre Parlamentsmehrheit verdankt, entgegenzutreten. Um Gäste anzulocken, bedient man sich der verwerflichsten Mittel und macht manche dieser prachtvoll ausgestatteten Branntweinläden (gin palaces) zu Spielhöllen und Bordellen. Das nennt man euphemistisch Förderung des Handels, Wahrung der Interessen der Wirte; hochgestellte Männer, Gemeinderäte, Männer, die große Summen für philanthropische Zwecke zeichnen, ziehen einen Teil ihrer Einkünfte aus den Wirtshäusern. Die wahren Freunde der Arbeiterbevölkerung, namentlich die Geistlichen aller Bekenntnisse, setzen alle Hebel in Bewegung, um die Quelle des Uebels zu verstopfen, aber die Regierung sah mit verschränkten Armen zu und erklärte, daß vor Beendigung des Krieges mit den Burenrepubliken an soziale Reformen nicht gedacht werden dürfe. Sie glaubt ein übriges getan zu haben, wenn sie eine Diskussion der sozialen Frage in der Presse erlaubt und inzwischen ruhig ihre eigenen Wege geht.

Der Individualismus ist bei dem Durchschnittsengländer in Fleisch und Blut übergegangen. Er glaubt an Selbsthilfe, Staatshilfe ist ihm ein Greuel; daß er sich besteuern lassen soll, um anderen aus der Not zu helfen, scheint ihm unerträglich. Für die Armee, Flotte und allenfalls für die Gemeindeschulen (Board-Schools) ist er zu zahlen bereit; aber daß der Staat Gehälter auswerfe für Geistliche, für Professoren der Mittel- und Hochschulen, daß die Lage der Armen in den Arbeitshäusern verbessert werde, dafür ist er nicht zu haben. Er will nur Steuern für die Zwecke bezahlen, die ihm angemessen scheinen, die allgemeine Wohlfahrt hat er dabei nicht im Auge. Wenn man ihn durch gewichtige Gründe in die Enge treibt und ihm die Pflicht, den niederen Klassen beizuspringen, klar nachgewiesen hat, dann sucht er durch die Ausrede, es sei für alle Bedürfnisse der Armen trefflich gesorgt, sich der Erörterung zu entziehen. Unsere Geistlichkeit, so sagt er, unsere Schule, unsere Wohltätigkeitsanstalten und Vereine, die Gewerkschaften und die Innungen der Arbeiter selbst haben bisher die Gegensätze ausgeglichen, die Not gelindert, sie werden ihre Aufgabe auch fürderhin lösen. Prüfen wir diese Behauptungen im einzelnen und sehen wir, wie weit dieser Optimismus berechtigt ist. Um nicht den Verdacht der Parteilichkeit zu erwecken, bemerken wir, daß die meisten unserer Angaben englischen Werken entnommen sind. Zwei von anglikanischen Geistlichen im Jahre 1901 veröffentlichte Bücher „The Church and New Century Problems“ und „The Heart of the Empire“ sind viel benützt worden.

Schon in dem späten Mittelalter, aber hauptsächlich seit der Reformation hat die Kirche an ihrem Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft und das öffentliche Leben bedeutend eingebüßt und ist mehr und mehr auf die Pfarrkirche und rein geistliche Angelegenheiten beschränkt worden. Mit dem äußeren Ansehen hat sie auch

einen großen Teil ihrer Hilfsmittel verloren. Die England und den Vereinigten Staaten eigentümliche Sektenbildung und die zur Gewohnheit gewordenen religiösen Fehden und Streitigkeiten haben auf der einen Seite Fanatismus und Lieblosigkeit, auf der anderen Gleichgiltigkeit und Verachtung des Klerus groß gezogen. Obgleich der Engländer einen tief religiösen Instinkt besitzt und sich zum Gebet hingezogen fühlt, so hat er infolge der schlechten Umgebung sich den Skeptizismus und Sarkasmus der Freidenker angeeignet. Dieser Geist, der alles bekrittelt, alles Hohe und Erhabene ins Lächerliche zieht, ist von den oberen Klassen zu den unteren hinabgesickert und hat die Wirksamkeit des Klerus bedeutend erschwert. Manche Klassen sehen in dem Geistlichen einen eigennützigen Tugendschwätzer. Es ist noch gar nicht lange her, seitdem das Vorurteil gegen die Bibel in der Arbeiterbevölkerung verschwunden ist, dieselbe als eine die Bedrückung der Armen und Arbeiter rechtfertigende Schrift zu betrachten, die darum vom Staate durch seine schwarze Polizei, die Geistlichen, verbreitet werde.

Unter den protestantischen geistigen Bewegungen läßt sich auch nicht eine der Oxford-Bewegung vergleichen, hat auch nicht eine so große, tief religiöse, seeleneifrige Männer hervorgebracht; diese hat aber, wie die gleichzeitige und entsprechende katholische Bewegung in Frankreich, weit mehr die höheren und mittleren Klassen als die Arbeiterbevölkerung erfaßt, die in beiden Ländern religiös zurückgegangen ist und den Bemühungen des Klerus gleichgiltig und kühl bis ans Herz hinan gegenübersteht. Fangen wir mit der Arbeiterbevölkerung an und untersuchen wir, ob die drei großen Religionsgemeinschaften Englands, der Katholizismus, der Dissens, der Anglikanismus einen wohltätigen Einfluß auf die Massen ausüben, denselben Liebe zur Religion und Ehrfurcht vor dem Heiligen einflößen. Ueber die katholischen Priester können wir uns kurz fassen, da dieselben sich fast ausschließlich mit ihren Glaubensgenossen, den katholischen Iren befassen und für die Arbeit unter diesen kaum genügen. Head (Heart of the Empire S. 212) stellt ihnen ein glänzendes Zeugnis aus, hebt ihre Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit hervor, bemerkt jedoch, daß die schweren Seelsorgspflichten und die große Armut ihrer Pfarrkinder große Hindernisse für eine gedeihliche Wirksamkeit seien. Head hat auch richtig bemerkt, daß die Laien für den Dienst der Armen nicht herangezogen würden wie bei den Protestanten. Es fehlt den katholischen Laien nicht am guten Willen, sie wurden aber gerade in London nicht ermutigt, ja vielfach mit Mißtrauen betrachtet. Die Furcht, die Laien möchten in rein kirchliche Angelegenheiten hineinregieren wollen, ging manchmal zu weit; in den katholischen Diözesen des Nordens hat der aus Laien bestehende Vinzenzverein sehr segensreich gewirkt und den Priestern kaum Anlaß zur Klage gegeben. Was die besseren Kreise in London versäumten, das holten die katholischen, namentlich die irischen Armen durch ihre Opferwilligkeit und ihren Eifer nach.

Charles Booth führt in seinem bekannten Werk über London mehrere wahrhaft rührende Beispiele an. Darum hat auch der Name Jre unter der armen Bevölkerung nicht nur Londons, sondern auch der anderen Fabrikstädte Englands, besonders im Norden, einen guten Klang. Ebendaselbst sind die philanthropischen Leistungen der katholischen Priester größer als in London, einmal weil sie mehr materielle Hilfsmittel besitzen als die Priester des Südens, dann weil sie mehr Muße für die Arbeit unter den Armen haben, endlich weil sie mehr in Berührung kommen mit Anglikanern und Nonkonformisten, unter denen sie manche Bekehrungen machen.

Die Katholiken, selbst in den Grafschaften Lancaster, Warwick und York, sind weit ärmer als der Dissens, der, um Unkosten zu ersparen, seine Schulen hat eingehen lassen. So müssen die Priester die Schullehrer unterhalten, Kirchen und Schulen gründen, den Anforderungen des Erziehungsrates entsprechen; alles das verschlingt große Summen; trotz der sprichwörtlichen Freigebigkeit können die Katholiken die Unkosten kaum erschwingen. Katholiken und Protestanten haben wiederholt geltend gemacht, daß der Staat durch die besondere Begünstigung der Gemeindeschulen und die Verweigerung eines größeren Zuschusses an die von ganz armen Kindern besuchten konfessionellen Schulen unter dem Schein der religiösen Parität einen Gewissenszwang übe und Eltern und Schulvorständen praktisch Geldstrafen auferlege, weil sie religiösen Unterricht, Erklärung des Katechismus für ihre Kinder fordern. Der oberste Erziehungsrat blieb taub gegen alle ihm gemachten Vorstellungen und weigerte sich beharrlich, auf die armen Freischulen, besonders auf dem Lande, Rücksicht zu nehmen. Weder der Lehrplan wurde geändert, noch irgend eine andere Vergünstigung gewährt. Die Ueberzeugung bricht sich auch in demokratischen Kreisen allmählich Bahn, daß das englische Volksschulsystem eine gigantische Ungerechtigkeit sei und durch die Trennung der Schule von der Kirche den Grund zu der gegenwärtig herrschenden religiösen Gleichgiltigkeit gelegt habe. Anglikaner und Katholiken, welche gegen dieses System protestierten und ihre Schulen beibehielten, predigten tauben Ohren und wurden von der konservativen Regierung, der sie bei den Wahlen so große Dienste geleistet hatten, auf bessere Zeiten vertröstet. Endlich im Jahre 1902 traf die Regierung die nötigen Anstalten und hat den konfessionellen Schulen den so oft begehrten Zuschuß gewährt und sie dadurch in den Stand gesetzt, mit den Gemeindeschulen zu konkurrieren. Der Sturm des Unwillens, der im Lager der Dissidenten und Radikalen losbrach, die mit Eifer fortgesetzte Agitation gegen das neue Schulgesetz läßt befürchten, daß dasselbe wieder umgestoßen werde.

Wohl nichts ist für ein Priesterherz betrübender als die Voraussicht, daß die gutartigen, frommen Kinder, welche durch ihre Lernbegierde, ihre Folgsamkeit zu den größten Hoffnungen berechtigen, wenige Monate, nachdem sie die Schule verlassen haben, alle bösen Gewohnheiten und Laster ihrer Umgebung annehmen. Wo, wie in

manchen Pfarreien von Nordengland, die marianischen Kongregationen eingeführt sind und die Priester der reiferen Jugend sich annehmen, werden nicht bloß unter den Mädchen, die ja durchgängig besser und frömmer bleiben, sehr gute Resultate erzielt. Die Knaben sind, wenn der Priester sie zu behandeln versteht, oft noch besser als die Mädchen und geben zahlreiche Beweise wahrer Tugend. Head (in seiner Abhandlung in „Heart of the Empire") ist leider mit den katholischen Verhältnissen von Nordengland unbekannt und kennt nur London und Oxford. Da freilich macht sich der katholische Einfluß weniger geltend, weil die Katholiken keine kompakte Masse bilden, sondern nur ein verschwindender Bruchteil sind. Gewichtige Autoritäten haben der katholischen Kirche vorgeworfen, daß sie zu hohe Anforderungen stelle und sich zu den ganz Armen nicht herablassen könne; die niedrigste Klasse in England brauche eine Religion und Prediger wie die der Heilsarmee, entkleidet der grotesken Auswüchse, welche vernünftige Menschen so sehr abstoße. Wir fürchten, gerade diese Sonderbarkeiten üben die größte Anziehungskraft auf die Massen aus, deren Geschmack durch die in den Winkeltheatern aufgeführten Possen und die Pennyromane gründlich verdorben worden ist. Wie wenig trotz der Elementar- und Fortbildungsschulen die höhere Bildung und feinere Sitten beim Volke Eingang gefunden haben, das beweisen am besten die Volksliteratur und die Volkstheater. Beide haben die Grundlagen der Sittlichkeit unterwühlt und das religiöse Gefühl abgestumpft. Die religiöse Literatur, durch welche die Geistlichen der verschiedenen Konfessionen dem Uebel zu steuern suchten, wird aber von denen, die das Gegengift sehr notwendig haben, nicht gelesen.

England ist bekanntlich das klassische Land der Sekten. Trotz mancher Abweichungen in unwesentlichen Punkten sind Charakter, Methode, Tendenz fast überall die gleichen. Die Sekten zeichnen sich vor dem Anglikanismus aus durch größere geistige Regsamkeit, durch einen strammeren Organismus und durch strengere Zucht. Der Klerus ergänzt sich vornehmlich aus der Mittelklasse, der die Dissenters angehören, und steht vielfach auf demselben Bildungsniveau wie die Gemeindemitglieder. Die Kluft zwischen Geistlichen und Laien besteht in der Regel nicht, der Prediger bleibt in Fühlung mit dem Volke und paßt seine Reden dem Verständnis desselben an. Erst in den letzten Jahrzehnten wird auf feine Bildung, Absolvierung der Universitätsstudien mehr Wert gelegt; früher war eine natürliche Beredsamkeit, ein reges Interesse an den kirchlichen Angelegenheiten die beste Empfehlung. Im Seminar, dessen Lehrkurs sehr beschränkt war, als Hilfsgeistlicher unter Leitung eines älteren Predigers eignete sich jeder die Kenntnisse an, die sein Beruf zu erfordern schien. Für die Erziehung und Heranbildung der Arbeiterklasse durch die Dissenters und ihre Prediger läßt sich wenig erwarten; überhaupt hat der Evangelikalismus wenig Verständnis für soziale Reformen. Wer sich seinem Systeme anpaßt, seiner Zucht unterwirft, dem drückt er den Stempel einer hausbackenen, bürgerlichen Moral auf, die viel

mehr mit dem Utilitarismus als dem Christentum gemein hat. Demnach darf man sich nicht wundern, daß manche Kirchen der Dissenters, die gerade auf der Grenze zwischen dem Herren- und Arbeiterviertel lagen, eingegangen und in andere Hände gelangt sind. Die Mittelklasse und die besser bezahlten Arbeiter zogen in die Vorstädte und erbauten sich daselbst Kirchen, die Hirten zogen mit ihren Herden und richteten sich in den Vorstädten häuslich ein: der eine oder andere Prediger, der in der alten Kirche zurückgeblieben war, sah sich genötigt, die von den Armen schlecht besuchte Kirche, die den Prediger nicht ernähren konnte, zu verlassen. Die Mehrheit der Arbeiterklasse fühlt sich durch die altfränkischen Ideen der Prediger abgestoßen, durch ihre Betonung der Notwendigkeit der gänzlichen Enthaltung von allen geistigen Getränken, durch ihre Feindseligkeit gegen die schönen Künste, Malerei, Musik, durch ihre Verpönung von Spielen und anderen an und für sich unschuldigen Vergnügungen verletzt. Seit dem Besuche der Landesuniversitäten durch Kongregationalisten und Methodisten ist vieles besser geworden, namentlich ist die jüngere Generation viel weitherziger, aber mit den freieren Ansichten in diesem Punkte hat auch der theologische Liberalismus an Ansehen gewonnen, ist an die Stelle der Dogmatik eine etwas verwaschene Ethik getreten. Das moderne Evangelium, ein verwässerter Humanismus und ein weichlicher Sentimentalismus, dem der Dissens huldigt, kann unsere modernen Heiden nicht bekehren. Der Dissens selbst scheint es instinktmäßig herauszufühlen, eine wie große Kluft ihn von der Arbeiterbevölkerung trennt, denn er überläßt dieses Arbeitsfeld den Salutisten und den Anglikanern. Erstere sind streng genommen den christlichen Konfessionen gar nicht beizuzählen, denn sie tragen nicht die christliche Lehre, sondern eine für die niederen Klassen berechnete Pflichtenlehre, eine Art Lebensphilosophie vor, die in neuester Zeit auch auf die Bewohner Ostindiens zugeschnitten wurde. Der Kreuzzug gegen den Branntwein ist bei der Heilsarmee die Hauptsache, alles übrige ist unwesentlich und zufällig.

Der Anglikanismus betrachtet sich als die etablierte, vom Staat anerkannte Kirche und gibt vor, das Ideal der gesamten Nationalkirche zu verwirklichen. Aus ihm sind eine Reihe von trefflichen Männern hervorgegangen, wie Kingsley, Maurice, die man als christliche Sozialisten bezeichnet. So schroff die verschiedenen Parteien des Anglikanismus, die breite, die niedere, die hohe Kirche sich entgegenstehen, so heftig sie sich bekämpfen, so kommen sie doch in diesem Punkte überein, daß es Pflicht der Geistlichen sei, den Armen das Evangelium zu predigen und neben den geistlichen auch die leiblichen Werke der Barmherzigkeit zu üben. Das geregelte Pfarrsystem, die für einzelne Pfarreien sehr beträchtlichen Einkünfte der Pfarrer, die frommen Stiftungen aus älterer und neuester Zeit zu gunsten der Armen, der wohltätige Sinn vieler reichen und vornehmen Familien kommen den Pfarrern sehr zu statten und ermutigen sie in ihren Liebeswerken. Wären das Einkommen der Pfarrer und

die Einkünfte frommer Stiftungen gleichmäßig verteilt, bestände eine Kommission, welche die Oberleitung des Armenwesens sich vorbehielte, so würde die Lage der Arbeiterbevölkerung, die infolge von Krankheit, Arbeitsstockung, sobald der Wochenlohn nicht regelmäßig eingeht, in große Not gerät, bedeutend erleichtert werden; so aber findet sich in manchen Landstädtchen und Dörfern ein Ueberfluß an Mitteln, während in Städten, welche gleich Pilzen aus der Erde geschossen sind, die Spitäler und Krankenhäuser für ihren Fortbestand auf Sammlungen in den Kirchen und auf die jährlichen Beiträge der Reichen angewiesen sind. Der Staat macht es sich auch hier wie in so vielen anderen Dingen sehr bequem und überläßt alles den Privatgesellschaften. Um ja in den hohen Kreisen keinen Anstoß zu geben, wurden die „Ecclesiastical" und die „Charity Commissioners" angewiesen, so wenig als möglich am Alten zu rühren und reiche Pfründen, welche die reinsten Sinekuren sind, bestehen zu lassen, statt die reichen Einkünfte der Wohltätigkeitsanstalten und der kirchlichen Pfründen gleichmäßig zu verteilen. Nachdem man sich in so vielen Punkten über die Verfügungen der ursprünglichen Geber hinweggesetzt, ist es schmählich, daß man auf die vermeintlichen Rechte des Patronatsherrn so große Rücksicht nimmt. Die mit den Tatsachen unbekannte Menge macht nicht die Regierung für alle die Uebelstände der ungleichen Verteilung der Kirchengüter verantwortlich, sondern den Klerus, Demagogen machen sich diese Stimmung zu nutze, um das Volk gegen den Klerus, dessen Fehler sie ungeheuer übertreiben, aufzureizen.

Die große philanthropische Bewegung, an deren Spitze William Wilberforce stand, hat, so selten das auch anerkannt wird, der Oxford-Bewegung, d. h. dem Zurückgehen auf die Urkirche, der Wiederaufnahme von Lehren und Praxen, welche die Reformer als Entstellungen des Christentums betrachteten und deshalb beseitigten, den Weg gebahnt; die geistige Erneuerung durch Newman und Pusey hat wiederum das Pflichtgefühl unter dem Klerus geschärft, der es mit der Erfüllung seiner Seelsorgspflichten und der Pflege der Armen wieder ernst nahm. Selbst die Gegner der Traktarianer und ihrer Nachfolger, der Ritualisten, sahen sich, wenn sie nicht ganz in den Hintergrund gedrängt werden wollten, genötigt, sich mehr als früher der Armen und der Arbeiterbevölkerung anzunehmen. Das Vorbild von Männern wie Kingsley, F. D. Maurice, A. Toynbee forderte zur Nachahmung auf, und so entstanden nach der Reihe Vereine und Genossenschaften, die sich die Hebung und Bildung der niederen Klassen zur Aufgabe machten. Dieser Geist trieb eine seiner schönsten Blüten in den University und College Settlements, d. h. in Niederlassungen in den ärmsten Quartieren der Großstadt London, die durch Beiträge von Studenten der Universitäten und öffentlichen Schulen unterhalten werden, in denen junge Männer nach Absolvierung ihrer Studien sich aufhalten, um sich dem Dienste und Unterrichte der Armen zu weihen. Manchen unserer Leser wird es

neu sein, daß ähnliche Einrichtungen schon an den Jesuiten-Kollegien bestanden haben, daß Toynbee, ohne es zu wissen, die Jesuiten nachgeahmt hat. Die Studenten der marianischen Kongregationen sammelten nämlich Geld für die Armen, Kranken und Gefangenen, besuchten sie in Begleitung eines Jesuitenpaters, belehrten und trösteten sie und kamen so frühe in Berührung mit den Armen der Oertlichkeit. Die Studenten betrachteten es als eine besondere Ehre, den Pater begleiten und unter seiner Leitung mit den Armen verkehren zu können. Die englische Methode gewährt dem einzelnen zu große Freiheit, es fehlt die Oberleitung. Manche verlieren, weil sie sich selbst überlassen sind und nicht angeleitet werden, wie man die Armen behandeln muß, den Mut. Was ein tüchtiger Leiter vermag, das zeigt Toynbee Hall, wo der ausgezeichnete Domherr Barnet allen, die unter ihm stehen, durch sein gutes Beispiel voranleuchtet. Leider hat man aus Mangel an tüchtigen Vorstehern in anderen Niederlassungen der Universitäten zum Teil recht traurige Erfahrungen gemacht; den einen fehlt der Takt, das nötige Wissen und die Gabe der angenehmen Unterhaltung, andern fehlt die reine Absicht und der wahre Seeleneifer, wieder andere verlieren den Mut und unterziehen sich, weil sie keine Erfolge sehen, nur mit Widerstreben ihrer Arbeit. Man muß praktische Erfahrungen gemacht, das menschliche Herz studiert haben, wenn man die Enttäuschung, Niedergeschlagenheit und Unlust mancher anglikanischen Geistlichen gerecht beurteilen will. Derselbe hat die größten Opfer gebracht, seine Zeit, sein Geld, seine großen Fähigkeiten dem Dienste der Armen gewidmet, denselben ein Wohlwollen und eine Sympathie entgegengebracht, die in gebildeteren Kreisen sofort Anklang finden würden. Er schmeichelt sich, Eindruck auf die Armen gemacht zu haben, er glaubt ihren Versprechungen und entdeckt bald darauf, daß die, deren Bekehrung er für so nahe hielt, ganz verhärtet sind und seine Güte mißbraucht haben. Wenn schon bei den englischen Katholiken und bei den Iren, in denen der Geist des Glaubens so stark entwickelt ist, die religiöse Schlaffheit so groß, die Uebergänge von religiöser Gleichgiltigkeit zur warmen Begeisterung so schroff sind, wie groß muß da erst der Wankelmut der englischen Protestanten sein, die sich vielfach nur von ihren Gefühlen und Stimmungen leiten lassen. Wie auch in anderen Ländern fehlen gerade bei der Arbeiterbevölkerung die tiefe religiöse Ueberzeugung und die Anhänglichkeit an das Christentum, ja was uns billig in Erstaunen setzt, die Landbevölkerung ist weit gleichgiltiger und sittlich verdorbener als die Stadtbevölkerung. Der oberflächliche Beobachter ist nur zu geneigt, bei dem Arbeiter übernatürliche Beweggründe, den Einfluß der Gnade vorauszusetzen und natürliche Eigenschaften und Gewohnheiten mit christlichen Tugenden zu verwechseln. Die Zahl derer, die in der christlichen Religion Trost und Frieden finden, aus ihr Kraft und Mut schöpfen, ist eben gering. Darum werden Gebet, Besuch der Kirchen, Anhören der Predigt, Empfang der Sakramente als eine Last empfunden, der sich

der Arbeiter entzieht, während der Gebildete und Höherstehende, um nicht Anstoß zu geben, die religiösen Uebungen mitmacht. Alle von Zeit zu Zeit gemachten Reformvorschläge, alle Bemühungen, die Kirche wiederum zum Mittelpunkt des geistigen Lebens zu machen, scheitern an der Apathie der Massen und an dem von der ungläubigen Presse künstlich genährten Vorurteil gegen die christlichen Konfessionen und die Geistlichen, deren Fehler man viel zu scharf beurteilt. Auch sie sind Kinder ihrer Zeit und vermögen den alten Menschen nicht auf einmal auszuziehen. Diese Wahrheit wird von den Tadlern und scharfen Kritikern wie Head verkannt, der seine geistlichen Amtsbrüder zu strenge beurteilt und mit seinen Reformvorschlägen nur selten das Richtige trifft. Was wäre für die anglikanische Kirche gewonnen, wenn außer dem Staate und dem Kirchenrate, deren Vielgeschäftigkeit für den Pfarrer recht unbequem wird, noch ein weiterer, aus Laien gebildeter Ausschuß die Regelung rein kirchlicher Angelegenheiten sich zur Aufgabe machte? Uebrigens hat das Interesse an kirchlichen Angelegenheiten so sehr abgenommen, daß man nur schwer tüchtige Mitglieder für einen solchen Kirchenrat gewinnen könnte. Manche Klagen Heads, der nur mit Widerstreben Zeugnis gegen die eigene Kirche ablegt, sind übrigens wohlbegründet. Der anglikanische Geistliche steht bei den Arbeitern in schlechtem Leumund, man wirft ihm sein freundschaftliches Verhältnis zu den Kapitalisten vor, seinen Mangel an Sympathie mit den Armen und den Bedrückten, seinen Konservatismus. Wirkliche Fehler einzelner werden dem ganzen Stande zur Last gelegt, und wenn der Arbeiter auch Ausnahmen gelten läßt, so betrachtet er doch die Geistlichen als Schwächlinge, als Lohndiener und Kriecher, die das Lob der Reichen singen, deren Brot sie essen. Zwar hat der Haß gegen den Klerus und die Bibel, die man törichterweise als ein Werkzeug der Volksverdummung betrachtete, nachgelassen, hat aber einer Wertschätzung des Klerus, der es ja mit den Massen besser meint als die Demagogen und Agitatoren, noch nicht Platz gemacht. Der Geistliche ist wohl der letzte, den der anglikanische Handwerker um Rat fragt, den er als Führer oder Hirten anerkennt. Geistliche und Arbeiter treffen nie zusammen, es sei denn, daß die Arbeiterfrau oder eines der Kinder krank ist.

In die Kirche zu gehen, eine Predigt zu hören, fällt dem Arbeiter nicht ein. Der Sonntag ist für ihn ein Ruhetag, an dem man bis 10 Uhr im Bette bleibt. Dann steht man auf, nimmt ein sehr leichtes Frühstück ein, rasiert sich, macht sich im Hause oder vor dem Hause etwas zu schaffen. Gegen 12 Uhr zieht man den Rock an, macht einen kleinen Spaziergang und stellt sich einige Minuten vor 1 Uhr vor dem Wirtshause auf, in dem man bis 3 Uhr bleibt. Dann geht man nach Hause zum Mittagessen, das am Sonntag weit besser ist als an den anderen Tagen. Nach dem Essen folgt entweder ein Mittagsschläfchen oder eine Unterhaltung mit Freunden oder ein Spaziergang; um 5 Uhr wird das Wirtshaus wieder ge-

öffnet, und da die eigene Wohnung so wenig bietet, sucht der Arbeiter beim Bier und im Gespräche mit seinen Freunden die Langeweile und tote Einförmigkeit des Sonntags zu unterbrechen. Daß es ihm nicht immer gelingt, sich nicht zu betrinken, sieht man ihm am Gesichte an. Der noch immerfort wirkende Sauerteig des Puritanismus, der die schönen Künste als Teufelswerk bezeichnet, der durch Schließung der Museen und Gemäldegalerien Gott einen Dienst zu erweisen meint, die Nachlässigkeit der Stadträte, welche bei Erweiterung der Städte nichts für Anlegung von Parken und freien Plätzen getan haben, sind zum Teil an der Entheiligung des Sonntags schuld und haben die Arbeiter ins Wirtshaus getrieben, weil sie sonst nirgend Unterhaltung und Zeitvertreib finden. Die verschiedenen Vereine können durch ihre Bemühungen wohl einzelne gegen die Gefahren beschützen, aber nur wenige, die in den Strudel der weltlichen Vergnügungen hineingeraten sind, aus demselben wieder herausreißen.

Es ist schwer zu entscheiden, wo die Gefahren und Versuchungen mächtiger auf die Armen einwirken, ob in den Quartieren der Armen, z. B. dem Ostende, oder im Quartiere der Reichen, dem Westende Londons, wo, sobald man die großen Straßen verläßt, die Armut, das Elend und das Laster sich in ihrer Nacktheit und Häßlichkeit zeigen. Nach Sherwell (Life in West-London 1897) hat der Gegensatz zwischen dem maßlosen Luxus der Reichen und der grenzenlosen Armut der niedrigen Klassen eine sittliche Verkommenheit im Westen Londons herbeigeführt, die man im Osten vergeblich suchen würde. Die den höheren und namentlich den Mittelklassen eigentümliche scheinheilige Redeweise (cant), durch welche man die eigene Genußsucht und Ungerechtigkeit zu verdecken sucht, haben die Grundlagen der Sittlichkeit bei den Armen untergraben und den Geist des Mißtrauens in dem Grade großgezogen, daß der Geistliche in seiner Wirksamkeit gerade hier den größten Widerstand findet. Nach Sherwell zählt West-London 588 anglikanische, 133 katholische Geistliche, 114 Prediger, die den verschiedenen Sekten angehören, außerdem 396 Wanderprediger oder Missionäre und 482 Ordensfrauen und Schwestern der christlichen Liebe. An Eifer haben es diese Geistlichen nicht fehlen lassen. Wenn gleichwohl die sittliche Verwilderung und Irreligiosität im Westende weit mehr als in dem Ostende zugenommen haben, so tragen die Reichen die Hauptschuld (vergl. Sherwell S. 149). Sie begnügen sich leider nicht damit, durch die Entfaltung eines sinnlosen Luxus den niederen Klassen Aergernis zu geben und dieselben in ihrem Neid zu bestärken, sie haben auch durch ihre Unterstützung der religionslosen Schulen, durch die Errichtung von freien Bibliotheken, zu denen jeder Zutritt hat, den antikirchlichen Geist mächtig gefördert. Aus den Romanen und Novelletten, aus den stark gewürzten, auf Effekt berechneten Artikeln in Zeitschriften lernen die Massen das Leben und Treiben der höheren Klassen kennen, vor allem ihre sittliche Fäulnis, ihren Skeptizismus und Unglauben. Nichts empört die Handwerker so

sehr, als der mit seltenem Cynismus vorgetragene Grundsatz, die christliche Religion stehe zwar im Widerspruch mit der gesunden Vernunft, müsse aber beibehalten und äußerlich respektiert werden, weil sie dazu geeignet sei, die Unwissenden im Gehorsam gegen die Obrigkeit zu erhalten. In seinem gekränkten Stolz stößt der Arme die Religion von sich, die ihn in dem schweren Kampf ums Dasein aufrecht erhalten könnte, und adoptiert die Religion des ihm so verhaßten Reichen. Er ist jedoch weit konsequenter als letzterer, der die Kirche besucht, weil das zum guten Ton gehört, und eine Ehrfurcht heuchelt, von der er weit entfernt ist. Weit entfernt, durch sein Benehmen zu erbauen, reizt der Reiche die niederen Klassen gegen die Kirche auf, die solche Heuchler duldet. Die reichen und freigebigen Pfarrkinder sind für die Geistlichen des Anglikanismus und des Dissenses kein unbedingter Vorteil, einmal weil sie ihre Wohltaten an harte Bedingungen knüpfen, dann weil sie dem Pfarrer vorschreiben, was und wie er zu predigen hat, und wenn er sich nicht als gefügiges Werkzeug gebrauchen läßt, ihm allerlei Schwierigkeiten in den Weg legen. In dem interessanten, vor einigen Jahren veröffentlichten Buche „Vox clamantium“ finden sich zahlreiche Beispiele von Intriguen und Willkürakten, durch welche die tüchtigsten und populärsten Geistlichen aus ihren Pfarreien vertrieben wurden. Die schlimmen Folgen der Versetzung der seeleneifrigen, für die Interessen der Arbeiter eintretenden Geistlichen ließen nicht lange auf sich warten. Der Nachfolger ist in der Regel ein ruhiger, nachgiebiger Mann, der es mit den Reichen nicht verderben will und sich deshalb die Verachtung der Arbeiter zuzieht. Manche, die früher die Predigt regelmäßig besucht hatten, blieben weg und nahmen jede Gelegenheit wahr, die Diener am Wort anzugreifen oder lächerlich zu machen. Die katholischen Geistlichen in England und den Vereinigten Staaten sind, weil ihre Pfarrkinder meist arm sind, viel weniger der Gefahr ausgesetzt, den Reichen nach dem Munde zu reden und die Armen abzustoßen. Der Geistliche könnte, wie selbst der zum Sozialismus hinneigende Nationalökonom Sidney Webb eingesteht, eine sehr wichtige Rolle in der Gemeinde spielen, als Sittenrichter das öffentliche Gewissen sein und die Streitigkeiten zwischen den Pfarrkindern schlichten, wenn der Reiche sich nicht bemühte, denselben zu einem Parteimanne zu machen. Der arme Geistliche ist zu beklagen, der schon des lieben Brotes wegen, um Weib und Kinder ihres Unterhaltes nicht zu berauben, den Nacken unter das Joch des Reichen beugen muß.

Es erübrigt noch ein Punkt, den wir kurz berühren wollen, die Uneinigkeit, Liebloſigkeit unter den Geistlichen selbst, die Gereiztheit und Leidenschaft, mit der sie sich gegenseitig verurteilen. Eifersucht und Zanksucht ist ein in England sehr alter Fehler. Der in England frühe entwickelte Individualismus hat natürlich durch den Protestantismus neue Nahrung erhalten und gleich dem Giftbaum sich immer weiter verbreitet. Die vielen religiösen Sekten, die sich

seit der Reformation in England gebildet haben, die Wut, mit der dieselben sich befehdeten, ließen den Geist der Liebe, den Billigkeits- und Gerechtigkeitssinn nicht aufkommen. Früher gelang es den verschiedenen Sekten, die unreinen Beweggründe, von denen sie sich bestimmen ließen, einigermaßen zu verschleiern und besonderen Nachdruck auf ihren Eifer für Reinerhaltung der christlichen Lehre zu legen; heute haben sie diese Ausflucht nicht mehr, da sie entweder in allen wesentlichen Punkten übereinstimmen oder auf das Dogma überhaupt wenig Wert legen. Auch dem blödesten Auge wird es klar, daß der noch immer fortbestehende religiöse Zwiespalt seinen tieferen Grund im Brotneid und Eigennutz hat. Die Laien bemerken spöttisch, daß die Geistlichen zuerst das Gebot der Liebe praktisch üben sollten, bevor sie sich zu Sittenrichtern aufwürfen.

Die breite Kirche in England rechnet es sich zum besonderen Ruhme an, den Dogmenzwang energisch bekämpft und die echten Grundsätze des Protestantismus, daß jeder sich seinen eigenen Glauben bilden könne, verwirklicht zu haben. Durch diese gar zu weitherzige Toleranz wurde jedoch nur die religiöse Gleichgiltigkeit der Lauen gefördert, während eifrige Christen sich ängstlich fragten: Was glauben die Pfarrer? was glauben die Bischöfe? was der geheime Staatsrat? Ist nicht alles bei uns im Fluß, büßen wir nicht einen Glaubensartikel nach dem andern ein? Gleichen unsere Geistlichen nicht mehr den Lügenpropheten, als den von Christus bestellten Hirten? Die modernen Ausleger der Bibel haben fast jeden Satz der Bibel bestritten oder als unecht bezeichnet und die frommen Gemüter furchtbar verwirrt. Die schlimmen Folgen haben sich noch nicht bemerklich gemacht, aber schon jetzt wird das Volk an der Bibel und seinen Geistlichen irre, die in ihren Ansichten über das Dogma und die von der Kirche gelehrten Glaubenssätze weit auseinandergehen. Ragey („Correspondant" vom 25. August 1901) hat eine Reihe von Stellen zusammengetragen, welche die Notlage der Kirche und die allgemeine Verwirrung schildern. Die „Church Times" (29. Juni 1901) vergleichen den Anglikanismus mit der Paulskirche in London, deren Grundlagen durch die Tunnelanlagen erschüttert sind. Der „Churchman" (Dezember 1900) spricht von der ungeheuren Zahl der Arbeiter, die sich jeder kirchlichen Wirksamkeit entziehen. Unter dem 6. Juni 1900 berichtet dieselbe Zeitung, daß die Prediger der niederen Kirche leeren Bänken predigen, daß alle Pfarrkinder zu den Ritualisten gehen. Während Masterman und Head (Heart of the Empire) an verschiedenen Orten über die Verschlechterung der Qualität der Geistlichen klagen, die sich aus den Mittelmäßigkeiten ergänzten, bedauert ein anderer die Abnahme der Geistlichen, der Diakone, der Missionäre, während Bodington („Church Times" vom 15. Februar 1901) uns mitteilt: Früher bildete der, welcher in keine Kirche ging, auf dem Lande eine Ausnahme, heutzutage sieht man nur noch alte Frauen in der Kirche. Das Sittlichkeitsgefühl, sagt wieder ein anderer, ist so abgestumpft, daß die

dem Tode nahen Kranken, wenn man sie zur Reue auffordert, erklären, ihr Gewissen mache ihnen keine Vorwürfe. Es gibt auch jetzt noch unter den Ritualisten viele fromme, opferwillige Geistliche, welche den zündenden Funken in viele Gemüter geworfen und verhältnismäßig große Erfolge erzielt haben, aber so wenig sie die eigenen Amtsbrüder zur Nachahmung ihres Eifers haben bewegen können, so wenig haben sie ihrem Stande Ansehen unter den Laien zu verschaffen vermocht. Die Kirche ist, das geht aus unseren Ausführungen klar hervor, allein der Lösung der sozialen Frage nicht gewachsen, ebenso wenig die Schule, von der man, wie jetzt fast allgemein anerkannt wird, viel zu viel erwartet hat.

Der Historiker und der Realpolitiker, die mit realen Faktoren rechnen, haben sich gegenüber den Träumen und Prophezeiungen von Philosophen und Pädagogen, welche in der Erziehung der Massen ein Generalheilmittel für alle Schäden der modernen Gesellschaft zu erblicken glaubten, sehr kühl verhalten und darauf hingewiesen, daß Religion und Wissenschaft nur dann gedeihen und reichliche Früchte bringen, wo normale Verhältnisse bestehen, ein gesunder und kräftiger Organismus vorhanden ist. Mit anderen Worten: den Kindern und Erwachsenen des Arbeiterstandes eine höhere Bildung vermitteln wollen, bevor man ihnen ein menschenwürdiges Dasein geschaffen hat, heißt die Pferde hinter den Wagen spannen. „Verschafft uns Brot, genügende Nahrung und Kleidung, eine gesunde Wohnung, so würden die Arbeiter, wenn sie die richtige Einsicht in die Sachlage besäßen, uns zurufen, bevor ihr unseren Kopf mit dem unnötigen Zeug anfüllt, das ihr Schulbildung nennt, das wir, sobald wir die Schule verlassen haben, uns wieder aus dem Kopfe schlagen." Das in den Volks- oder Elementarschulen befolgte System hat trotz mancher Mängel für die Kinder der mittleren und höheren Klassen seinen Zweck so ziemlich erfüllt und von dem reichsten Lande Europas die Schmach genommen, am allerweitesten in der Erziehung der Jugend zurückgeblieben zu sein. Für die Arbeiterklasse war das Schulsystem weit mehr ein Uebel als ein Vorteil. Anfangs forderte man, daß die Arbeiter für ihre Kinder das Schulgeld bezahlten, dann erließ man es ihnen, wenn sie den Beweis erbrachten, daß sie zahlungsunfähig seien, später wurde das Schulgeld ganz aufgehoben. Früher ließ man die Schulkinder verhungern, strafte die Eltern, wenn sie die Kinder nicht in die Schule schickten, jetzt gibt man den armen Kindern das Mittagessen, später wird man wahrscheinlich noch weiter gehen und die von ihren Eltern vernachlässigten Kinder in eine Art Alumnat aufnehmen. Wozu, so fragen wir uns, die vielen Experimente? Hätte alles das, was man jetzt so zweckmäßig findet, nicht schon von Anfang an geschehen müssen? Doch nein, gerade aufs Ziel loszugehen, ein großes Unternehmen durchzuführen, das widerstrebt John Bull. Es ist hier nicht der Ort, Kritik an dem englischen Schulsystem zu üben, dasselbe kommt für uns nur insoweit in Betracht, als es als Faktor des sozialen Fortschrittes

betrachtet werden kann, und in dieser Hinsicht war es ein arger Fehlgriff.

Was wir an dem englischen System vor allem tadeln, ist die Ueberfüllung der Klassen, die infolge der großen Schülerzahl notwendige Durchführung einer strammen Schulordnung, die sich von dem Drill auf dem Exerzierplatze nur wenig unterscheidet, und der Mangel fast jeglichen direkten Einflusses des Lehrers auf den Schüler. Die freiwilligen religiösen Schulen sind in dieser Hinsicht den Kommunalschulen weit überlegen. Es ist leicht, über die noch gegen Anfang des letzten Jahrhunderts übliche Methode wohlfeile Witze zu machen und auf die Vergeudung der Zeit hinzuweisen, aber in den fünf oder sieben Minuten, die der Lehrer jedem einzelnen Kinde widmete, konnte er direkten Einfluß auf dasselbe üben, die Lehre dem Kinde anpassen, seine Schwierigkeiten lösen, ihm sein Wohlwollen, seine Teilnahme zeigen. In großen Klassen stehen sich Schüler und Lehrer fremd gegenüber, der letztere muß vor allem das eine Ziel ins Auge fassen, seinen Schülern eine Masse von Kenntnissen einzutrichtern, ihr Gedächtnis in der Weise vollzupfropfen, daß das Kind wie ein Automat alles, was es gelernt hat, herabschnurren kann. Die Biographien der großen Männer zeigen uns, wie häufig schlummernde Talente durch freundliche, liebevolle Lehrer geweckt wurden, während andere infolge der Durchführung eines strammen Systems schwer geschädigt wurden. Gerade für die Kinder der Armen ist die Sympathie des Lehrers so notwendig, weil die Verhältnisse zu Hause so traurig sind, weil das Kind es instinktmäßig herausfühlt, daß es den Eltern im Wege steht. Was ihm die Eltern nicht bieten, ein Vaterherz, das sucht es bei dem Lehrer. Wenn es auch hier abgewiesen wird, gerät es nur zu leicht auf Abwege.

Mancher Lehrer seufzt unter der schweren Last der unsinnigen Schulgesetze und beklagt sein bitteres Los, das ihn dazu verurteilt, ein Einpauker zu sein, eine Art geistiger Feldwebel, der die seiner Pflege anvertrauten Kinder in den Stand setzt, die Antworten zu geben, welche der Schulinspektor erwartet. Die Lehrer und Lehrerinnen haben keine Gelegenheit, mit den Kindern zu spielen, ihre Spiele zu leiten; die älteren Lehrer haben keine Lust, die jüngeren müssen ihre Zeit auf die von ihnen zu bestehenden Prüfungen verwenden. Ueberall kommt das Kind zu kurz, während der Weizen des Bureaukratismus blüht. An und für sich kann man es nur loben, wenn die Kinder der Reichen und Armen nebeneinander sitzen, in demselben Schulzimmer von demselben Lehrer erzogen werden; aber praktisch sind die Kinder der Armen und Reichen nicht gleichgestellt, die Kleider sind verschieden, die Haltung und Bildung ist eine ganz andere, dem armen Kinde kommt seine Inferiorität nur zu häufig zum Bewußtsein, besonders wenn die Lehrer des nötigen Taktes entbehren und durch die Begünstigung des reichen die natürliche Zuneigung des ärmeren Kindes zu seinem Lehrer zurückdrängen.

In den freiwilligen, d. h. konfessionellen Schulen wird weit mehr für die armen Kinder geleistet als in den vornehmeren Gemeindeschulen, weil die Klassen nicht so überfüllt, weil die Lehrer religiöser und deshalb in der Regel pflichteifriger sind, endlich weil sie auf die religiöse Erziehung größeren Wert legen als ihre Amtskollegen in den Gemeindeschulen. Die Schilderung aller der Benachteiligungen, Plackereien dieser Schulen, all der Opfer, die man den Geistlichen und armen Gemeinden auferlegt, würde uns zu weit führen, wir müssen deshalb auf die Geschichte dieser Schulen verweisen, die freilich erst geschrieben werden muß. Wenn die englische Regierung der deutschen gegenüber Lob verdient; daß sie die freiwilligen Schulen nicht bloß duldete, sondern ihnen auch Zuschüsse gewährte, im Gegensatz zur deutschen, welche mit eiserner Strenge das Schulmonopol aufrecht hält, so verdient sie doch scharfen Tadel, weil sie, um dem Dissens nicht zu mißfallen, den Grundsatz aufrecht zu halten sucht, aus den Einkünften des Staates nichts für rein religiöse Zwecke zu verwenden. Das hat sich jetzt gebessert.

Dieser Fanatismus, der übrigens der liberalen Partei in den Knochen sitzt, diese Sucht, rein paritätische Schulen herzustellen, aus den Unterrichtsstunden alles zu verbannen, was an ein bestimmtes religiöses Bekenntnis erinnert, hat die seltsame Trennung der Religion von der Volksschule zur Folge gehabt, deren Tragweite von nur wenigen erkannt worden ist. Religionsunterricht darf nur vor oder nach der Schule erteilt werden; Kruzifixe, Statuen, Heiligenbilder müssen während der Schulstunden verdeckt werden, damit ein protestantisches Kind, das der katholischen Schule beiwohnt, in seiner vollen Religionsfreiheit nicht beschränkt werde. Mit demselben Rechte könnten alle die Bilder, Statuen, Diptychen und Triptychen in Kensington Museum bedeckt werden, wenn Protestanten durch die Säle gehen. Die Gesetzgeber haben sich gar nicht gefragt, eine wie ungünstige Wirkung auf das Gemüt der Kinder eine derartige Proskription des Heiligen hat. In den Kommunal- oder Gemeindeschulen, in denen die Kinder verschiedenen Konfessionen angehören, wird entweder gar kein Religionsunterricht erteilt oder nur biblische Geschichte mit Uebergehung alles dessen, was an den Katechismus streift, gelehrt.

Der lieben Uniformität wegen werden die Kinder der Städte und des Landes über denselben Kamm geschoren, wird ihnen dasselbe Quantum von Kenntnissen eingetrichtert. Die Anforderungen, die man an die Kinder stellt, sind zu hoch und darum wird weit weniger geleistet als anderswo. Der Verstand wird ausgebildet auf Kosten des Herzens, den Kenntnissen wird ein Wert beigelegt, den sie nicht besitzen. Das Kind wird zu früh aufmerksam gemacht auf den Zwiespalt zwischen Wissen und Glauben, der Zügellosigkeit und dem Antinomismus werden Tür und Tor geöffnet, an die Stelle der Religion tritt die bürgerliche Moral. Ethische Beweggründe mögen Gebildete vor schweren Vergehungen gegen die Gesetze des Landes

bewahren und als Antrieb zur Uebung rein bürgerlicher Tugenden dienen; daß Vernunftgründe die rohen Instinkte der Massen zurückdrängen, ihnen die Tugenden der Geduld und des Gehorsams einzuflößen vermögen, muß erst noch bewiesen werden. Kirche und Schule haben die ihnen zugewiesene Aufgabe nicht zu lösen vermocht, den Arbeiter mit seinem Los nicht ausgesöhnt, namentlich hat die letztere die Menge in ihrer Unzufriedenheit und ihrem Unwillen über die Ungerechtigkeit der höheren Klassen bestärkt. Infolge der einseitigen Betonung der Selbsthilfe hat man den Arbeiter sich selbst überlassen, statt ihn emporzuheben; die schlimmen Folgen blieben nicht aus, die Eltern zogen ihre Kinder auf ihr Niveau herab und zerstörten das, was Schule und Kirche mühsam aufgebaut hatten. Der Satz kann nicht oft genug betont werden, Kirche und Schule sind Mittel zum Zweck, setzen aber einen gesunden Organismus und eine heilsame Umgebung voraus, die nur durch das Zusammenwirken aller Faktoren, Religion, Erziehung, Förderung seitens des Staates und Gehorsam des Individuums erreicht wird. Der große Fehler, der größere Fortschritte verhindert hat, war die einseitige Betonung eines einzelnen Faktors — bald der Religion, bald der Erziehung, bald der Staatshilfe, bald der ungehinderten Entwickelung des Individuums.

Die englischen Nationalökonomen, welche den Grundsatz der freien Konkurrenz, des Gewährenlassens — laissez faire — aufstellten und kühn behaupteten, daß die Entwickelung der Industrie den Arbeitern ebenso zu gute komme wie den Arbeitgebern, und die Forderungen der Arbeiter als unberechtigte Anmaßungen darstellten, haben England großen Schaden zugefügt und wirklich heilsame Institutionen, z. B. die beständige Beschäftigung der Arbeiter, die Lehrlingsschaft usw. zerstört. Offenbar sind der modernen Gesellschaft durch die Arbeitsteilung und den Großbetrieb in Industrie und Ackerbau, vor allem infolge der Ersetzung der menschlichen Kraft durch die Maschine große materielle Vorteile zugeflossen, vor allem die wohlfeilen Waren. Von rein staatswirtschaftlichem Standpunkt betrachtet ist die Verdrängung des Handwerks durch die Fabrik, des Kleinhandels durch den Großhandel und die Konsumvereine ein Gewinn, dagegen sind fast alle individuellen Züge und Eigentümlichkeiten, die wir an dem Handwerker und Kleinhändler bewunderten, verschwunden, unsere modernen Arbeiter und Kaufleute fühlen sich nicht als freie selbständige Wesen, sondern als einen Bestandteil des künstlichen Organismus, aus dem sie nicht ausscheiden können, ohne zermalmt zu werden. Die Einförmigkeit und Eintönigkeit ihres Lebens treibt sie nicht selten ins Wirtshaus und führt zu Exzessen, für die sie schwer büßen müssen. Es wäre töricht, den Gang der modernen Entwickelung aufzuhalten, mittelalterliche Zustände zurückführen zu wollen; aber man begreift, daß der Arbeiter eine kürzere Arbeitszeit fordert, um Muße zu haben, um sich selbst leben zu können.

Man wird einwenden, der moderne Arbeiter habe weit mehr Muße als seine Vorgänger. Das ist wohl richtig; aber leider ist dieselbe eine unfreiwillige, von schlimmen Folgen begleitete Muße. Dank unseren modernen Gewohnheiten und Unarten hat jedes Handwerk seine eigene Saison. Während dieser Periode wird mit Hochdruck Tag und Nacht gearbeitet, damit die Fabrik oder das große Geschäft alle Kunden gleich bedienen könne; nachher wird Wochen und Monate lang gefeiert. Für die gedeihliche geistige Entwickelung des Arbeiters ist eine Abwechselung zwischen Ruhe und Arbeit, eine regelmäßige Tagesordnung unumgänglich notwendig. Die unfreiwillige, durch Mangel an Beschäftigung aufgezwungene Muße wird ihm durch Nahrungssorgen vergällt, da er die schwere Kunst des Sparens nicht gelernt hat, vielmehr nur in den Tag hineinlebt.

Es wäre unbillig, von dem Arbeitgeber eine Umänderung des bestehenden Systems zu verlangen, aus dem er den großen Vorteil zieht, die Ware oder den Artikel gleich absetzen zu können; aber die Kunden könnten dem Uebel ohne Schaden für sich selbst abhelfen, wenn sie die Bestellungen nicht auf Weihnachten verschöben, sondern so verteilten, daß Schneider, Schuhmacher, Sattler ständige Beschäftigung hätten. In England haben sich Vereine gebildet, die durch weise Maßnahmen einen Druck auf die großen Geschäfte üben und nur bei denen kaufen, welche Kleider und andere Artikel in ihren eigenen Werkstätten herstellen lassen, und jeden geschäftlichen Verkehr mit kleinen Meistern abgebrochen haben, die zu einem Hungerlohne arbeiten lassen. Ueberhaupt müßte das Publikum, das in seinem Eifer nachgelassen hat, sich mehr für die Arbeiter interessieren und die wohlmeinenden Fabrikanten und Kaufleute unterstützen, welche infolge der Konkurrenz ihrer Mitbewerber zu Maßnahmen gezwungen sind, die sie im Herzen verurteilen. Das Hungerlohnsystem ist so ungeheuerlich und in seinen sozialen Folgen so verderblich, daß man billig über die Nachlässigkeit von Publikum und Regierung in unseren zivilisierten Ländern erstaunt ist. Der Fabrikant begeht ein dreifaches Unrecht, erstens an seinem ständigen Arbeiter, den er entweder nicht regelmäßig beschäftigt oder unter schnödem Vorwand entläßt, dann an den Kunden, die durch die neuen Kleider ansteckende Krankheiten sich zuziehen — der Fall, daß die Arbeiter den Kunden ansteckende Krankheiten mitteilen, ist leider nicht selten —, drittens an den Arbeitern selbst, für welche die Beschäftigung in großen Werkstätten weit ersprießlicher ist als in ihrer Wohnung, besonders wenn dieselbe nur in einem Zimmer besteht.

Francis Place (Life by Gr. Wallace. London 1898 S. 15) bemerkt ganz richtig: „Es hat sehr schlimme Folgen, wenn Mann und Frau in demselben Zimmer wohnen müssen. Ich empfehle daher allen Arbeitern, die viel zu Hause sind oder auch nur für ihre Mahlzeiten nach Hause kommen, jedes auch noch so große Opfer zu

bringen, um in den Besitz von zwei Zimmern zu gelangen. Es ist weit besser, zwei oder drei (englische) Meilen zu gehen, als in der Nähe der Werkstätte zu wohnen und mit einem Zimmer vorlieb zu nehmen." Ganz abgesehen von der Unannehmlichkeit, sehen zu müssen, wie die Frau das Feuer anzündet, wäscht, bügelt, die Kinder stillt, ist der Arbeiter, der die Arbeit ins Haus nimmt, versucht, die Arbeit liegen zu lassen, mit einem Freunde ins Wirtshaus zu gehen und, um das Versäumte nachzuholen, bis spät in die Nacht hinein zu arbeiten. In der großen Werkstätte fallen viele dieser Versuchungen hinweg. Je mehr die Arbeit in den Privatwohnungen beschränkt, je gleichmäßiger die Arbeit, wo immer es möglich ist, über das ganze Jahr verteilt wird, desto mehr werden die Uebel und Mißbräuche, die ihren eigentlichen und tiefsten Grund in Ueberanstrengung, Ueberreiztheit haben, verschwinden. Es ist daher sehr zu wünschen, daß die gegen obige Mißbräuche gerichteten Vereine sich mehr und mehr ausdehnen.

Ueber die Wohnungsnot nicht bloß in den Städten Englands, sondern auch auf den Dörfern ist so viel geschrieben, sind so viele Untersuchungen angestellt, von den von der Regierung bestellten Kommissionen so weise Ratschläge erteilt worden, daß wir uns auf einige praktische Bemerkungen beschränken können. Die Lösung der Wohnungsfrage ist in England darum so schwierig, weil infolge der in England geltenden Bodengesetze und der Verkehrtheit und dem Eigennutz der Großgrundbesitzer die Erbauung von Arbeiterwohnungen so kostspielig ist. Wäre der Besitzer von Grund und Boden verpflichtet, den Bauplatz um einen gerichtlich fixierten Preis loszuschlagen, hätten die Unternehmer ihre Baupläne einer vom Stadtrat ernannten Kommission zu unterbreiten und in den von ihnen geplanten Stadtvierteln breite Straßen und Parke anzulegen, dann würden die neuen Teile der englischen Städte ein ganz anderes Aussehen erhalten und denen in den Vereinigten Staaten ebenbürtig sein. Leider ist man hier, wie so häufig, bei Versuchen stehen geblieben. Um ja die Eigentümer in ihren erworbenen Rechten nicht zu schädigen, nimmt man nach allen Seiten hin Rücksicht und zahlt den Eigentümern von Häusern, welche der Sanitätsrat verurteilt hat, nicht bloß Markt-, sondern sogar Liebhaberpreise. Die Folge ist, daß die von der Munizipalität erworbenen Bauplätze viel zu teuer sind, daß die Arbeiter den für Arbeiterwohnungen fixierten Mietpreis nicht erlegen können und, durch die bittere Not gezwungen, in den baufälligen und als ungesund verurteilten Hütten bleiben oder, wenn dieselben niedergerissen werden, in andere Quartiere der Armen auswandern.

Die Stadträte, die mit großen Unkosten Bauplätze an günstig gelegenen Orten erworben und sieben- bis achtstöckige Ungetüme von Häusern errichtet, haben bei ihren Unternehmungen keine glückliche Hand gehabt, weit bessere Resultate sind von Arbeitgebern wie Herrn Brunner in Nortwhich erzielt worden. Derselbe hat in der

nächsten Nähe seiner großen Fabrik sehr schöne und wohlfeile Wohnungen gebaut. Nur tüchtige Arbeiter, welche die Wohnungen in gutem Stand halten und sich gut betragen, werden zugelassen, die Unwürdigen, Nachlässigen werden ausgeschlossen. Es liegt im Interesse der Arbeiter, durch gutes Betragen sich das Wohlwollen des Arbeitgebers zu bewahren, und weil in dem ganzen Bezirke kein Wirtshaus geduldet wird, sind sie Versuchungen weit weniger ausgesetzt.

Gewichtige Autoritäten haben vorgeschlagen, daß, um der stetigen Zunahme der Riesenstadt London, die mit ihrer Umgebung beinahe vier Millionen Seelen einschließt — der Hauptstadt schließen sich an Manchester, Liverpool, Glasgow — vorzubeugen, man alle Geschäfte wie Druckereien und Fabriken von den Städten auf das Land verlege und womöglich die Sache so einrichte, daß die Fabrik von den Arbeiterwohnungen umgeben sei. Eine solche Maßregel hätte früher getroffen werden müssen, kommt aber auch jetzt nicht zu spät und würde dem beständigen Zuströmen vom Lande in die Städte einen Damm setzen und die Liebe zum Landleben, die noch vor etwa fünfzig Jahren ein charakteristisches Merkmal der Engländer war, von neuem wecken. Damals brauchte man höchstens zehn Minuten, um von beinahe jedem Teile der größeren Städte aufs Land zu kommen; Gärten, Wiesen, Wälder, Obstbäume umgaben die Städte, während heutzutage — besonders in London — die düsteren, einförmigen Häuserreihen nach allen Richtungen sich ausdehnen und die noch spärlichen Ueberreste früherer Naturschönheiten verkümmern. Die Unregelmäßigkeit der altenglischen Bauart trug nicht wenig zur Schönheit der Städte und Dörfer bei, die Einförmigkeit und Geschmacklosigkeit der modernen Häuser und großen Gebäude dagegen macht einen äußerst unangenehmen Eindruck. Jeder baut, wie ihm beliebt, und tut sich auf seine Geschmacklosigkeit noch etwas zu gute.

Es kann durchaus nicht unsere Absicht sein, die Leistungen der englischen Vereine herabzusetzen, oder zu verlangen, daß Stadtrat und Regierung die Arbeiter daran gewöhnen, auf Selbsthilfe zu verzichten und Abstellung aller Uebel von den Behörden zu erwarten; aber das müssen wir immer wieder betonen, daß der Staat seine Pflicht grob verletzt hat und große Opfer bringen muß, wenn er den ganz Armen (the submerged millions — den in den Pfuhl der Armut hineingesunkenen Millionen) ein menschenwürdiges Dasein verschaffen will. Es liegt uns ferne, Vergleiche mit anderen Ländern anzustellen, in welchen vielleicht noch weniger für die Arbeiter geschieht, aber wir wollen durch unsere Ausführungen der Meinung entgegentreten, als könne der englische Arbeiter der Staatshilfe entbehren, als sei seine Lage eine beneidenswerte, als sei er seines Unglücks Schmied. Einige Beispiele werden zeigen, was man den Arbeitern zu bieten wagt. Man hat dieselben ermutigt, in den Vorstädten und auf dem Lande zu wohnen, und wohlfeile Arbeiterzüge eingesetzt, welche sie an ihren Bestimmungsort befördern. Der Preis

ist wohlfeil, aber die Wagen sind abscheulich schmutzig, unbequem, ganz geeignet, die üble Laune zu wecken. Es wäre ein leichtes, bessere Wagen zu geben und in den unterirdischen Eisenbahnen für bessere Beleuchtung zu sorgen. Durch das Niederreißen der baufälligen Häuser hat man die Arbeiter aus den Vierteln vertrieben, die für sie am bequemsten und in der Nähe ihrer Arbeit waren, aber nicht für neue Häuser gesorgt, die ebenso bequem und fast ebenso wohlfeil sind. Zudem ist in die von der Munizipalität erbauten Häuser eine bessere Klasse von Handwerkern eingezogen. Die Eigentümer von baufälligen Häusern werden viel zu glimpflich behandelt, es wird ihnen der vermeintliche Schaden vergütet und gleichsam eine Prämie auf ihre Pflichtvergessenheit gesetzt. Denn je schlechter die Häuser sind, desto mehr Aussicht hat der Eigentümer, sie an den Stadtrat verkaufen zu können.

Manche Hauseigentümer sind weit mehr darauf bedacht, einen hohen Mietzins zu erlangen als gute Mieter zu haben. Statt in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse den Trunksüchtigen, welche in betrunkenem Zustande alles, was in ihre Hände kommt, zerstören, die Wohnung zu kündigen, weigern sie sich dessen und sehen zu, wie ihre neuen Häuser in kurzer Zeit verfallen. Anständige Leute verlassen diese Straße, die bald gerade so unheimlich ist, wie die verrufensten Quartiere und ein Stelldichein für allerlei Gesindel. Im Jahre 1890 ging eine Housing-Akte im Parlamente durch, die wie so viele englische Gesetze ebenso unpraktisch als kompliziert und lückenhaft ist. Nach dieser Akte genügt es, daß vier Hausherren dem Gesundheitsbeamten Anzeige machen, daß ein bestimmtes Haus nicht länger bewohnbar und für die Nachbarschaft unzuträglich sei. Derselbe muß in diesem Falle das Haus untersuchen und dem Gemeinderat einen Bericht einschicken. Dieser zieht den Fall in Erwägung und verklagt, wenn er zu demselben Schluß gekommen ist wie der Gesundheitsbeamte, den Hausbesitzer vor dem Magistrat, der die Schließung, eventuell die Niederreißung des Hauses anordnen kann. Noch komplizierter ist der Prozeß, wenn ein Häuserkomplex niedergerissen werden soll. In diesem Falle müssen elf Hausherren klagbar werden, der Gesundheitsbeamte unterbreitet ihre Klage, wenn er sie nach näherer Untersuchung als berechtigt anerkannt hat, dem Gemeinderat. Dieser kann, wenn er es für notwendig hält, die Eigentümer nicht nur vor Gericht laden, sondern auch einen Plan ausarbeiten, demgemäß das ganze verrufene Quartier umgestaltet wird. Hierfür ist jedoch die Gutheißung des Ministers des Innern (Home Secretary) erforderlich.

Es müssen bei dem Verfahren viel zu viele Hebel in Bewegung gesetzt werden; der Intrigue, dem Privateinfluß gelingt es daher nur zu oft, die Niederreißung der verurteilten Quartiere zu verzögern oder ganz zu verhindern. Die Gründe gegen die Niederreißung ganzer Straßen in den Arbeiterquartieren unterliegen freilich vielen Bedenken, und die Niederreißung ist zu widerraten, so lange nicht anderswo für die Arbeiter gesorgt ist; aber den Dingen ihren Lauf zu lassen, den

herrschenden Klassen volle Freiheit zur Bedrückung der Arbeiter zu geben, scheint uns eines großen Staates unwürdig. Hätte, so sagen uns englische Philanthropen, die Regierung nur einen Teil der Millionen, die sie auf den Krieg von Transvaal verwendet hat, für den Bau von Arbeiterwohnungen ausgegeben, so hätte England kräftige, zur Ertragung von Strapazen fähige junge Leute und brauchte dieselben nicht als untauglich für den Militärdienst zurückzuweisen. Dank dem Arbeiten in den Fabriken, dank den schlechten Wohnungen, in denen wir fast alles, was man an einem Wohnhaus sucht, vermissen, Licht, Luft, Abgeschlossenheit, Heimlichkeit, verkümmert das an und für sich so kräftige englische Geschlecht, wie ein Vergleich der jungen Leute aus dem Arbeiterstand mit denen des Mittelstandes zeigt.

Warum, so fragt sich der Beobachter englischer Zustände, begnügt man sich mit langwierigen Erörterungen, warum nimmt man seine Zuflucht zu halben Maßregeln, warum greift man nicht energisch durch und unterwirft Grund- und Hauseigentümer strengen Gesetzen? Die Regierung und die Stadträte sehen sich überall durch die öffentliche Meinung gehemmt, die ein Wehgeschrei anstimmt, sobald die „erworbenen Rechte" verletzt werden. Die einzelnen wollen wohl Reformen auf fremde, nur nicht auf eigene Kosten und betrachten alle, welche unter den gegenwärtigen kritischen Umständen nach Reformen verlangen, mehr oder minder als Verräter. Es ist besonders eine Klasse, an deren Widerstand alle Besserungsvorschläge scheitern, der die konservative Regierung nicht zu mißfallen wagt — die Bierbrauer, die Branntweinbrenner, die Wirte. Schlechte, ungesunde Wohnungen, das Zusammenleben der Massen in engem Raum ist die Quelle vieler Sünden, ganz besonders des einen Lasters, das die nationale Wohlfahrt untergräbt, der Trunksucht und Zügellosigkeit. „Die Engländer und Anglophilen sind gegenwärtig sehr empfindlich und betrachten jeden Tadler als Nationalfeind oder Verräter, und doch muß es gesagt werden, daß die Trunksucht die Größe Englands unterhöhlt und dessen Wohlstand zerstört" (The Church and New Century Problems S. 94). Die Tatsachen lassen sich nicht ableugnen; 70 Prozent der Insassen der Armenhäuser, der Spitäler haben sich ihre Krankheit und ihr Elend durch Trunksucht zugezogen, über 2000 sterben infolge der Trunksucht. Die Trunksucht, sagt Charles Booth, ist die Hauptursache der Armut. Dieses Geständnis ist von ganz besonderem Gewicht, da dieser ausgezeichnete Statistiker noch im fünften Bande seines Werkes „Leben und Arbeit des Volkes in London" eine gewaltige Abnahme der Trunksucht konstatiert hatte. Zahlen beweisen weit mehr als philosophische Erörterungen. Sherwell und Rowntree (The Temperance Problem) zeigen, daß im Jahre 1840 die jährliche Auslage für geistige Getränke auf 2 L 18 sh 10 d per Kopf sich belief, im Jahre 1899 beinahe 4 L weniger einen halben Penny per Kopf betrug. Mit der Gesamtsumme von 162 163 474 L — wovon ungefähr

108 Millionen L auf die Arbeiter entfallen — hätte man die Steuerlast Indiens erleichtern, Häuser für Arbeiter bauen, Parke anlegen, die Erziehung fördern, England in Verteidigungszustand setzen können. Die englischen Einkünfte, sagt Barnet (The Church and the New Century Problems S. 96), sind ungeheuer, aber es gibt auch keine Nation, an welche so hohe Anforderungen gestellt werden. Die Tatsache läßt sich nicht hinwegdisputieren, England mit seinen unangebauten Länderstrecken, seinen geistig unentwickelten mittleren und niederen Klassen, die nach Beschäftigung schreien und Anlegung des Kapitals in gemeinnützigen Unternehmungen fordern, hat ein Kapital von 230 Millionen Pfund Sterling in ein Gewerbe gesteckt, das kein neues Kapital schafft, vielmehr das gesammelte Kapital zerstört. Die Bierbrauereien, Branntweinbrennereien mögen wohl viele Arbeiter beschäftigen, machen aber die Nation arm.

Das gegenwärtig am Ruder stehende konservative Ministerium ist durchaus nicht in der Lage, den Arbeitervereinen, den Temperenzlern, den Geistlichen aller Konfessionen, welche Beschränkung des Verkaufs geistiger Getränke verlangen, entgegenzukommen, die armen Arbeiter gegen ihre eigene Torheit zu beschützen, denn sie verdanken ihren letztjährigen Wahlsieg den Brauern und deren Anhang. Letztere kennen kein höheres Ziel als Entwickelung ihres Gewerbes und betrachten jeden Eingriff in ihre erworbenen Rechte (!) als eine despotische Maßregel. Niemand erwartet von den Tories heroische Maßregeln, Schließung einer ganzen Reihe von Wirtshäusern, Erhöhung der Abgabe für obrigkeitliche Erlaubnis; das würde nur zur Vermehrung der Spelunken führen, in denen heimlich Getränke verabreicht werden. Aber man könnte den Brauern den Ankauf der Wirtshäuser, die Ernennung ihrer Agenten zu Verwaltern verbieten, man könnte jeden Versuch, einen Wirt zum Ausschenken des Bieres einer bestimmten Brauerei zu zwingen, strenge bestrafen, überhaupt den Wirten, den Hauseigentümern den Brauern gegenüber größere Freiheit sichern. Jetzt ist es für den Wirt die beste Empfehlung, recht viel Bier auszuschenken, die Kunden zum Trinken zu ermutigen und jeglichen Konflikt mit der Polizei zu vermeiden. Je gewissenloser der Wirt ist — desto erfolgreicher wird er sein. Der Bierbrauer zählt vielleicht zu den Frommen des Landes und gibt viel aus für kirchliche und wohltätige Zwecke, will aber das eine nicht sehen, daß er sich vieler himmelschreienden Sünden schuldig macht, denn er ist für das Treiben der Wirte verantwortlich. Amerikanische Philanthropen haben den Wirten und ihren Verteidigern das Gewissen zu schärfen versucht. Nach Darlegung der verschiedenen Mittel und Wege, wodurch die Reichen die Armen ins Elend stürzen, haben sie jedesmal die Frage gestellt: „Was würde Jesus tun?“ Wir wüßten nicht, daß diese Philanthropen die Herzen der Bierbrauer und Wirte gerührt hätten, aber auf die Bürgerklasse und viele Arbeiter haben sie einen wohltätigen Einfluß geübt. Griffe die Regierung diesen Gedanken auf, brandmarkte sie den maßlosen

Ausverkauf geistiger Getränke als eine Schmach für das Land, bewiese sie in der Ausrottung der Trunksucht nur halb die Energie und halb den Eifer, den sie in der Vernichtung des Sklavenhandels an den Tag gelegt hat, dann würden gar bald frohe und glückliche Tage für England kommen, dann wäre wenigstens die Hälfte der Schwierigkeiten überwunden, welche die Lösung der sozialen Frage bietet.

Eine Erneuerung und Wiedergeburt der Arbeiterbevölkerung hat die Zurückdrängung und Ausrottung der Unmäßigkeit zur Voraussetzung; damit soll indeß nicht gesagt sein, daß die Religion, die Schule, die Gewerkschaften erst dann wohltätige Wirkungen hervorbringen können, wenn das Laster der Trunksucht ausgerottet ist. Im Gegenteil sind es gerade diese Faktoren, welche in dem Kriege gegen die Unmäßigkeit wesentliche Dienste leisten; aber einzeln sind sie viel zu schwach, die gleichgiltigen, stumpfen und nachlässigen Arbeiter zur Selbstbeherrschung und zum Zurückweisen der Versuchung anzuleiten. Dem Einfluß der Wirte und Brauer muß der des großen Publikums entgegengesetzt werden. Die öffentliche Meinung muß derart erstarken, daß Gemeinderäte, Magistrate, Staatsminister an dem Kreuzzug gegen die Unmäßigkeit teilnehmen, daß es für schmählich und unpatriotisch gilt, das bestehende System zu verteidigen.

Wir gestehen, das große Publikum ist einem derartigen Kreuzzuge abgeneigter als je, aber der Umschwung der öffentlichen Meinung ist oft so plötzlich, daß ein baldiger Sieg des Guten nicht ausgeschlossen ist. Erwacht das Volk, sieht es, in wie schmähliche Ketten es durch die Arglist und Gewissenlosigkeit der Bierbrauer und Branntweinbrenner geschlagen worden ist, dann wird es die Ketten zerbrechen und die Verdienste seiner weisen Ratgeber anerkennen, dann wird es nicht hinter anderen Nationen zurückbleiben wollen und dem Parlamente und der Regierung wahrhafte Reformen abnötigen.

Hoffen wir, daß in dieser Periode, die recht bald eintreten möge, das englische Volk über seine wahre Aufgabe aufgeklärt und dasselbe veranlaßt werde, im eigenen Hause Reformen einzuführen und sich innerlich zu stärken, anstatt seine Kraft durch Eroberungen zu zersplittern. Diese Kraft muß von der Religion ausgehen; nur sie genügt und befriedigt das Sehnen nach einem höheren, vollkommeneren Gut. Weil dem Volke die religiösen Ideale entschwunden sind, sucht es einen Ersatz in der Politik — dem Imperialismus oder dem Land der Träume. Um aus der traurigen Wirklichkeit und dem langweiligen Einerlei herauszukommen, nehmen manche ihre Zuflucht zu geistigen Getränken, die einen träumerischen Zustand herbeiführen, der sie die Wirklichkeit vergessen läßt, um — nachdem der Rausch verflogen ist — einer an Verzweiflung grenzenden Ernüchterung Platz zu machen. „Diese Leutchen können nach dem alten Sprichwort nicht denken, um zu leben — darum

trinken sie, um zu leben. Ihre Sehnsucht ist berechtigt, auch sie haben einen Anspruch aufs Leben, aber nur das Christentum, sagt Barnet S. 103, gewährt Leben und Unsterblichkeit." Freilich, so lange die Welt der armen und unwissenden Arbeiterbevölkerung ihren Taumelwein kredenzt und Christus und sein Evangelium als den Feind der leidenden Menschheit darstellt, wird der Arbeiter die Fröhlichkeit und Freude, die Andacht und Hingebung an Gott, welche seine Vorgänger im Mittelalter in so hohem Grade besessen haben, nicht wieder sich aneignen. So paradox der Satz: „Der englische Arbeiter muß den wahren Christus erst wieder entdecken", auch klingen mag, so berechtigt ist er. Infolge des schrankenlosen Subjektivismus haben die meisten Schriftsteller, welche das Volk zu beeinflussen suchen, ein Zerrbild von Christus entworfen und weder die Herren noch die Knechte zur Nachahmung der Tugenden Jesu begeistern können. Sie wollen von Askese und Selbstverleugnung nichts wissen, geberden sich als Feinde des Kreuzes Christi und verlangen dennoch von den niederen Klassen die Uebung von Tugenden, welche die Liebe zum Kreuze voraussetzen. Nie war der Name Jesu gefeierter als gegenwärtig, aber auch nie hat man seine Gottheit frecher bestritten. Nein, wir dürfen uns durch schöne Redensarten nicht irreführen. Wer Christi Gottheit nicht anerkennt, in ihm das Ebenbild des Vaters nicht sieht, sondern einen bloßen Menschen, der kann keinen rechten Begriff von der Liebe des Vaters, dem Gehorsam und der Demut des Sohnes haben, für den ist Christus ein von den übrigen Heiligen wenig verschiedenes Vorbild. Wir können dem Protestantismus den Vorwurf, Christus auf dieselbe Stufe mit den Heiligen gestellt zu haben, zurückgeben, denn nicht wir, sondern sie leugnen Christi Gottheit und die seinem Kreuzestode eng verbundene sieghafte Kraft. Hoffen wir, daß der Sauerteig des Zeitalters der Aufklärung möglichst bald entfernt, daß die jetzt noch recht unvollkommene Liebe zu Christus eine Etappe sei und zur wahren Liebe führe, und daß aus der echten Christusliebe die wahre Nächstenliebe sich entfalte. Es sei ferne von uns, die Leistungen der verschiedenen Klassen zu unterschätzen, in ihren Bemühungen Hindernisse zu sehen, oder gar an dem englischen Volke zu verzweifeln. Der Weg ist freilich noch weit, die Hindernisse sind zahlreich, die Feinde mächtig; aber das englische Volk besitzt eine unverwüstliche Lebenskraft und wird aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen.

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm i. W.

Bei Einrichtung bezw. Ergänzung von Schüler- u. Volksbibliotheken empfehlen wir zur Berücksichtigung unsere

Kleine Bibliothek

Jedes Bändchen (broschiert) kostet 30 Pfg.

12 Nummern liefern wir zu Mk. 3.—

25 Nummern liefern wir zu Mk. 5.—

Letzte Nummern:

Nr. 64. Brentano, Klemens, **Das Märchen von Gockel, Hinkel u. Gackeleia.** Bearbeitet von Hans Eschelbach.

Nr. 65/67. Hebel, J. P., **Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes.**
— Auch gebunden zu 1,20 Mk. zu haben. —

Nr. 68/70. **Grimms Märchen.** Für Jugend und Volk ausgewählt und bearbeitet von J. Dierkesmann.
— Auch gebunden zu 1,20 Mk. zu haben. —

Nr. 71/75. Nießen, J., **Die beliebtesten Blumen und Zierpflanzen.** Ihre naturgeschichtlichen Merkmale, ihre Anzucht und Pflege.

Nr. 76. Eichendorff, Josef, Freiherr von, **Aus dem Leben eines Taugenichts.**

Nr. 77. Alberdingk Thijm, Jos. Alb., **Niederl. Erzählungen.**

Nr. 78. Goethe, J. W. von, **Hermann und Dorothea.** Herausgegeben von Dr. Karl Macke.

Nr. 79/80. Schiller, Friedr. von, **Die Jungfrau von Orleans.** Herausgegeben von Laurenz Kiesgen.

Nr. 81. Shakespeare, W., **Macbeth.** Herausgegeben von Dr. Karl Macke.

Nr. 82/83. Dickens, Charles, **Das Heimchen am Herde.** Deutsch von Hans Willy Mertens.

Nr. 84/85. Chateaubriand, F. R. A. de, **Atala. René.** Deutsch von Hans Willy Mertens.

Nr. 86/87. Lessing, **Minna von Barnhelm.** Herausgegeben von Laurenz Kiesgen.

Nr. 88/89. Grillparzer, **Der Traum, ein Leben.** Herausgegeben von Hans Willy Mertens.

Nr. 90/92. **Goethes Gedichte.** Auswahl. Herausgegeben von Dr. Karl Macke, (Erster Band).

Verlag von Breer u. Thiemann, Hamm i. W.

Die Arbeiterschutzgesetze des deutschen Reiches.

1. **Das Krankenversicherungsgesetz.**
2. **Das Unfallversicherungsgesetz.**
3. **Das Invalidenversicherungsgesetz.**

Darstellung der Bestimmungen dieser Gesetze, soweit deren Kenntnis nützlich und für die Berechnungen notwendig ist,

nebst **Aufgaben,** unter Berücksichtigung der verschiedensten Verhältnisse,

bearbeitet von **K. Kamp,** Rektor in Bochum.

— Preis 10 Pfg. —

Das Invalidenversicherungsgesetz ist auch besonders erschienen unter dem Titel:

Das Invalidenversicherungsgesetz vom 13. Juli 1899,

bearbeitet von **K. Kamp,** Rektor in Bochum.

I. Teil: Darstellung der Bestimmungen des Gesetzes, soweit deren Kenntnis nützlich und für die Berechnungen notwendig ist.

II. Teil: Aufgaben unter Berücksichtigung der verschiedensten Verhältnisse.

— Preis nur 5 Pfg. —

Der gewerbliche Arbeitsvertrag.

Das Wichtigste des Arbeiterschutzgesetzes (Titel VII der Gewerbe-Ordnung) nebst den einschlägigen Gesetzesbestimmungen.

Für den Gebrauch des Arbeiters zusammengestellt von **Hermann Dreier.**

32 Seiten. Preis 20 Pfg.

Der ungewöhnlich billige Preis ermöglicht es jedem Arbeiter, sich mit den wissenswertesten Gesetzesbestimmungen vertraut zu machen; wer sich vor Nachteilen schützen will, dem kann die Anschaffung dieses nützlichen Büchleins nicht dringend genug empfohlen werden.

Buchführung des Handwerkers

nebst einem Anhang über die Steuererklärung von **B. Göbel.**

3. Auflage. — Preis 50 Pfg.

Das Werkchen ist in manchen Vereinen bei Veranstaltung von Buchführungskursen zur Verwendung gekommen und bereits in dritter Auflage erschienen, welche Umstände wohl am besten für die Brauchbarkeit des Buches sprechen.

Reden und Ansprachen

zu Festlichkeiten verschiedener Vereine von **Th. Mander.**

Preis 80 Pfg.

Eine reiche Auswahl passender Reden zu den verschiedensten festlichen und gemütlichen Gelegenheiten, welche in Gesangvereinen, Kriegervereinen, Turnvereinen, Feuerwehrvereinen, Schützenvereinen und Gesellenvereinen häufig vorkommen, wird in diesem Buche geboten.

Harvard College Library P Germ 250.1.2
Oct. 9, 1920
Sever Fund

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von

Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen

Neue Folge herausgegeben von Dr. Joh. Mich. Raich.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXIII.	15. August 1904.	Heft 11.

Ein Ausflug nach Baalbek und Damaskus.

Von

Dr. August Bludau.

Hamm i. W.
Markt 15.
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1904.

„Frankfurter Zeitgemässe Broschüren".

Preis pro Jahrgang Mk. 4,00, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgange sind bisher folgende Hefte erschienen:

1. u. 2. Heft: **Papst Pius X.** von Dr. Joseph Schmidlin.
3. Heft: **Das heutige Frankreich** von ***
4. u. 5. Heft: **Die Mischehe in Theorie und Praxis, speziell in Preußen,** von Dr. jur. Krueckemeyer.
6. Heft: **Der gregorianische Choral als Liturgie und Kunst** von P. Raphael Molitor, Benediktiner der Beuroner Kongregation.
7. Heft: **Der Kampf in der Schule.** Gedanken über die geistliche Schulaufsicht von einem kath. Schulmanne.
8. Heft: **Leo Nikolajewitsch Tolstois Leben und Lehre** von Dr. Ernst Seydl, Professor an der Wiener k. k. Universität.
9. Heft: **Der vorgeschichtliche Mensch** von Dr. F. J. Scheuffgen, Dompropst.
10. Heft: **England und die soziale Reform** von Athanasius Zimmermann, S. J.
11. Heft: **Ein Ausflug nach Baalbek und Damaskus** von Dr. Aug. Bludau, Universitäts-Professor.

Folgende Beiträge sind in Aussicht genommen:

Die preussische Mittelschulreform und die Stellungnahme für Katholiken von Prof. Dr. J. B. Seidenberger.
Der gegenwärtige Stand der Frauenfrage von A. Roesler, C. SS. R.
Die Gesellenfrage im Mittelalter von Dr. Christ. Meyer, Staatsarchivar.
Deutsche Dramaturgie von Dr. Rich. v. Kralik.
Der Koran von Dr. Alois Baldus.
Die Reichsfinanzreform v. Dr. A. Ott.
Der „deutsche Michel" von Dr. August Gerlach.
Chateaubriand und die Neuromantik von Laurenz Kiesgen.
Zur deutschen Mythologie von Josef Seeber.
Entwickelung der kirchenpolitischen Zustände auf der pyrenäischen Halbinsel von A. Zimmermann, S. J.
Die soziale Bedeutung und die Ziele des Charitasverbandes von Prälat Dr. Lorenz Werthmann.
Der gemeine Pfennig von G. Seiler.
Die Lohengrin-Dichtung und ihre Deutung von R. Heinrichs.
Die Pflege der Bildung in den Arbeiterkreisen von A. J. Endris, Rektor.
Peter Rosegger von Ansgar Pöllmann, O. S. B.
Der Rhein als Handels- und Verkehrsstrasse von Karl Kollbach.
General Joseph von Radowitz von Joseph Claßen.
Schillers Jungfrau von Orleans. Hat sie der Dichter in seiner „romantischen" Tragödie als Heilige dargestellt? Von Prof. Nik. Scheid, S. J.
Weltuntergang von Jos. Plaßmann, Universitäts-Lektor.
Gegen den Strom! Moderner Parlamentarismus oder berufsständische Vertretung? Ein Wort zur politischen und sozialen Misere von F. Norikus.
Pädagogische Charakterköpfe des 19. Jahrhunderts von A. Steeger.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann in Hamm i. W.

Ein Ausflug nach Baalbek und Damaskus.

Von

Dr. Aug. Bludau, Universitäts-Professor.

I.

Von Beirut nach Baalbek.

Am 10. Mai 1902 war es, als der Dampfer von Haifa aus in nördlicher Richtung an der syrischen Küste mit den Städten Sur (Tyrus) und Saida (Sidon) vorüber mich nach Beirut führte. So war ich denn glücklich einmal im Lande der Phönizier, in dem alten Berytos der Griechen, dessen Name schon in den Tell-Amarnabriefen um das Jahr 1400 v. Chr. in der Bedeutung „Brunnen" erwähnt wird. In der St. Georgsbai geht das Schiff vor Anker, und nun mit einem Male liegt die ganze Herrlichkeit dieser gottgesegneten Landschaft in aller Pracht vor mir. In wundervoller Lage breitet sich das Häusermeer der weit ausgedehnten Handelsstadt amphitheatralisch über die Wellenlinien des sanft ansteigenden Ufers aus, und ihre im Schmuck des frischen Grüns prangenden üppigen Gärten und Vorberge, Pinienwälder, Weinberge, Maulbeer- und Olivenhaine bilden einen eigenartigen Kontrast gegen die in großartigen Formen sich bis zu den schneebedeckten Höhen des Libanon aufbauenden, von tiefen Furchen zerrissenen, in einen bläulichen Schleier gehüllten Gebirgszüge, aus welchen die Rücken des Sannin und Keneiseh gleich leuchtenden Gletschern hervorragen. Im weiten Halbkreis umschließt das Land von Ras Beirut an bis dorthin, wo die pittoresken Libanonberge schroff und steil ins Meer abfallen, die tiefblaue See, deren Wellen mit ihren weißen Schaumköpfen heranrollend sich an den braunen Felsklippen und festgefügten Dämmen brechen.

Noch weht die Quarantäneflagge über dem großen türkischen Zollamt, und wir haben Muße, den wunderschönen Anblick ungestört

von zudringlichen Bootsführern zu genießen. Die Häuser von Beirut machen mit ihren zahlreichen großen Fenstern, den Ziegeldächern und den mit Vorliebe blau getünchten Außenseiten einen weit freundlicheren Eindruck, als ihn uns bis dahin in den anderen morgenländischen Städten die flachen Häuser boten, die mit ihren wenigen, engen Fensteröffnungen weit eher Gefängnissen ähnlich sahen. Nicht aneinander gedrückt liegen sie hier beisammen, sondern auch um das kleine Alt-Beirut dehnt sich weithin eine Gartenstadt, in der jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnt, in der hohe Palmen ragen, breitästige Pinien weithin schatten, Akazien ihr lichtes Laubdach im Winde wiegen und aus dem frischen Grün heraus — je weiter von der Altstadt entfernt, desto mehr vereinzelt — hübsche Landhäuser hervorlugen.

Nachdem Paß- und Gepäckrevision und alle anderen Formalitäten überstanden, betreten wir die Stadt und merken gar bald, daß sich hier doch ein anderer Einfluß geltend macht, den wir bis dahin in solcher Kraft noch nicht im Morgenlande fanden. Die Türme, die sich da und dort über den Häusergruppen erheben, zeigen uns an, daß das Christentum hier festen Fuß gefaßt hat, und das christliche Kreuz, das über den Kirchen und Schulen, Instituten und Kollegien, Waisen- und Krankenhäusern erstrahlt, belehrt uns, daß alle christlichen Konfessionen und Nationen sich um das Aufblühen dieser Stadt und um Verbreitung christlicher Bildung und Humanität verdient gemacht haben. Ich würde nur Bekanntes erzählen, wenn ich auf die außerordentlichen Verdienste der Väter der Gesellschaft Jesu, der viel geschmähten und verlästerten Jesuiten, hinweisen wollte, welche in ihrer großen Universität St. Joseph und ihrer vortrefflichen Druckerei uns lehren, wie der Kampf gegen den Islam aufgenommen werden kann, und wie lediglich durch die geistigen Waffen der christlichen Glaubenskraft abendländischer Fleiß und abendländische Geistesbildung zum Siege führt.

Beirut mit über 120 000 Einwohnern, darunter etwa 36 000 Muhammedanern und 80 000 Christen, ist die bedeutendste Handelsstadt Syriens und bildet den Hafen für den christlichen Libanonbezirk, wie für das fanatisch muhammedanische Damaskus, für den Hauran mit seinen lachenden Weizengefilden, wie für den fernen Osten, dessen Schätze von schwerbeladenen Kamelen nach dem uralten Stapelplatz jener Länder, Damaskus, und von dort auf altem Saumpfad oder auf bequemer Fahrstraße oder jetzt auf dem Schienenwege hierhergebracht werden. Von Beirut nämlich führt eine trefflich gebaute Kunststraße, die eine Frucht der französischen Expedition von 1860 ist, nach Damaskus, und seit 1896 fördert die ebenfalls einer französischen Gesellschaft — Société Ottomane de la Voie ferrée économique de Beyrouth à Damas — gehörige, das Hinterland bis zum Hauran erschließende Eisenbahn wesentlich das Gedeihen des Landes und ist zugleich ein höchst rentables Unternehmen. Die Franzosen haben sich überhaupt seit jener aus Anlaß der Christen-

metzeleien erfolgten Expedition in Syrien einen bedeutenden Einfluß gesichert. Durch sie wurde auch im Verein mit den Großmächten das unmittelbar hinter Beirut beginnende Gebirgsgebiet der christlichen Maroniten zu einem selbständigen, von der Pforte mehr unabhängigen Gouvernement (Vilajet) geschaffen, welches im Gegensatz zu den türkischen Provinzen gut verwaltet ist und tüchtige, arbeitsame Bewohner aufweist, die namentlich im Wein- und Ackerbau Ersprießliches leisten.

Eine Fahrt über den Libanon ist von bestrickender Schönheit, denn bis zu dem höchsten Gebirgszug bleibt der freie Blick auf das Meer und den Hafen von Beirut, sowie über die ganze prachtvoll vor uns liegende Landschaft immer gewahrt und eröffnet dem Auge ein großartiges Panorama. Schon der erste Aufstieg der Bahn hinter Beirut zieht sich durch üppig blühende Gärten und Felder hin, die mit Maulbeerbäumen und Reben bepflanzt sind. Mehr aufwärts steigend in zahlreichen Schleifen und Kehren und durch viele Tunnels und über wilde Schluchten überspannende Brücken, gewahren wir, wie die Gebirgspartien immer interessantere Formationen und eine rötliche Farbe annehmen, während die Kämme der Höhenzüge, mit Schnee bedeckt, sich leuchtend vom tiefblauen Himmel abheben. Malerisch gruppieren sich auf zerklüfteten Felsen die zerstreut liegenden Gehöfte und Maronitendörfer, deren Aussehen ebenso freundlich ist, als das ihrer sauber gekleideten, kräftig gebauten Bewohner. So oft sich der Blick abwärts wendet, erscheint immer wieder das farbenprächtige Bild des blauglitzernden Meeres und des mit dichter Kultur und zahllosen Maulbeerbäumen bestandenen Küstenstriches, aus dem schmucke Landhäuser und Sommerfrischen hervortreten, und ganz am Ende schimmert Beirut mit seinem Hafen. Man versteht das schöne Wort arabischer Poesie: Der Libanon fasse das ganze Jahr hindurch alle vier Jahreszeiten in sich, er trage auf seinem Haupte den Winter, auf seinen Schultern den Frühling, im Schoße seiner Täler den Herbst, und an seinem Fuße schlafe vom Meer umrauscht der Sommer. Der Tourist wird sich aber vor Uebertreibungen hüten müssen. Schön im vollsten Sinne des Wortes sind gar manche Szenerien des Libanon, jene Begeisterung aber für die Erhabenheit und Majestät desselben, von welcher die poetischen Schilderungen der alttestamentlichen Sänger durchweht sind (vergl. Is. 29, 17; Os. 14, 6 f.; Ps. 28, 6; 88, 13; 91, 13; 103, 17), wird der Kenner der Alpen heute schwerlich zu teilen bereit sein. Nicht in den Formen, in den Farben liegt der Effekt der Bilder des Orients. Was dem Landschaftsbilde an Schwung der Konturen abgeht, das sucht es durch eine Pracht der Farben zu ersetzen, von welcher der an das matte Kolorit seiner heimatlichen Distrikte gewöhnte Nordländer sich nur schwer eine Vorstellung zu machen vermag.

Bei Ain Sofar haben wir eine Höhe von circa 1500 Meter erreicht; noch einen letzten Blick zurück auf das in zarten Duft gehüllte Zauberbild und dann hinein in das von gewaltigen Felsen-

massen umrahmte rauhe Hochgebirge, über das die Gipfelkämme des Dschebel el-Keneiseh (2030 Meter) und des Dschebel el-Baruk (2222 Meter) sich erheben. Doch bald senkt sich die Bahn hinab in die zwischen Libanon und Antilibanus sich ausdehnende, gut kultivierte, hochebenartige Talsohle el-Bika (Niederung, vergl. Jos. 11, 17), in das alte, wegen seiner Fruchtbarkeit berühmte Cölesyrien (Hohlsyrien), und wir erreichen nach fast fünfstündiger Fahrt das große muslimische Dorf Muallaka. Wir steigen aus, stärken uns durch ein frugales Mittagmahl und besteigen den Wagen, um von hier in vierstündiger Fahrt auf der nach Nordosten ziehenden leidlich guten Straße Baalbek zu erreichen.

Der Weg führt in 15 Minuten nach Kerak Nuh, wo das Grab des Propheten Noah in der respektablen Länge von 30,4 Meter, gebaut aus Quadern, die über einen Meter lang sind, gezeigt wird, dann durch fast völlig baumlose, wenig angebaute Felder. Zwiebelgewächse senden ihre mit roten und blauen Blumen bedeckten Blütenschäfte zwischen den Halmen empor, syrische Hirten weiden mit ihren Herden die braune Steppe ab, die nur im ersten Frühling mit sanftem Grün und lebendiger Frische des Blumenflors das Auge des Reisenden erquicken mag. Auf der Hälfte des Weges etwa überschreiten wir auf steinerner Brücke den Nahr el-Litani, den Leontes der Alten, und fahren quer durch die Ebene hin auf jene Gruppe hochragender Säulen am Fuße des Gebirges zu. Sanft gebogene Bergwellen, den Hauptketten des Antilibanus vorgelagert, begrenzen zur Rechten die Ebene, vor uns dehnt sich der Horizont in unermeßliche Fernen, zur Linken leuchten in blendendem Mittagssonnenglanz die Schneefelder der Libanonberge, und hinter uns scheinen die Berge des Libanon und Hermon zusammenrückend die große Talebene völlig abzuschließen. Höher und deutlicher heben sich vor uns gewaltige Säulen aus dem frischen Grün der Baumgärten empor; von längst vergangenen Zeiten reden zu uns die acht schönen Granitsäulen am Wege, die mit dem aufgelegten Architrav ein nach oben offenes Oktogon bilden (Kubbet Duris), welches mit dem dabei stehenden antiken Sarkophag wahrscheinlich ein muhammedanisches Heiligengrab (Weli) darstellen soll. Bald gelangen wir in das kleine Städtchen und genießen von der Terrasse des Grand New Hotel die prächtige Aussicht auf die selbst in ihren Trümmern noch überwältigenden Reste der Akropolis.

II.

Baalbek und seine Geschichte.

Baalbek, einst die Hauptstadt von Cölesyrien, ist von seiner Stellung als ein Mittelpunkt des Verkehrslebens auf der Route von

Damaskus nach Beirut längst zu einer unbedeutenden Ortschaft mit etwa 2000 Einwohnern — die türkische kleine Garnison mit eingeschlossen — herabgesunken, während Zahle, der andere Hauptort der Bika, sich zu einer gewerbreichen Stadt von 15 000 Einwohnern entwickelt hat. Ueber die Hälfte der Bewohner sind Christen, für deren Kultzwecke drei Kirchlein vorhanden sind. Das syro-maronitische Bistum Baalbek, das zur Patriarchaldiözese Dschebeil-Batrun gehört, zählt 35 000 Christen, das Bistum des griechisch-melchitischen Ritus, zur Patriarchaldiözese Damaskus gehörig, nur 5000 Katholiken. Die Kirchen und Klöster, Moscheen und Wohngebäude sind fast ausschließlich ebenerdige, mit flachen Dächern versehene Häuser, zu deren Herstellung zumeist die Bausteine von der Umfassungsmauer des antiken Baalbek genommen wurden.

Die älteste Geschichte der Stadt ist in Dunkel gehüllt. Der Volksglaube nimmt an, der weise Salomo habe mit Hilfe von 72 Genien und Geistern die Stadt gebaut, und als der Franzose Lortet in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Ruinen kampierte, war kein Beduine und Araber zu sehen: sie fürchteten, Salomos Genien anzutreffen. Salomo baute, wie uns 1. Kön. 9, 18 und 2. Chron. 8, 4—6 berichtet wird, „Tamar in der Wüste im Lande" (vergl. Ezech. 47, 19) und Baalath, im Stamme Dan gelegen, welches der jüdische Reisende Benjamin von Tudela im zwölften Jahrhundert mit Baalbek identifiziert. Daher mag der Glaube kommen, Salomo sei der Gründer der Stadt gewesen. Der Name der Stadt ist nicht etwa zusammengesetzt aus ba ʿal = Herr, Sonnengott und beg (ägypt. baki) = Stadt, sondern — bek ist gleich bikâʿ = Tal, so daß Baalbek bedeutet „Baaltal" oder Hochtal; liegt doch das Städtchen in einer Höhe von 1168 Meter. Das Tal „Awen" (Amos 1, 5) ist ohne Zweifel dieses Götzental, das syrische Heliopolis. Die Septuaginta gibt es wieder durch On, den einheimischen Namen des ägyptischen Heliopolis, der in Ezech. 30, 17 im hebräischen Text ebenfalls Awen lautet, eine Hebraisierung des Namens, welche die Stadt als Götzenstätte brandmarkte. Sonst hören wir in Texten aus der Zeit vor Christus nicht viel von der Stadt. Der Kult des Sonnengottes Baal muß hier ein sehr alter gewesen sein. Lucian (Syr. Göttin 5) und Makrobius (Saturn. I, 23) erzählen uns, er sei in alten Zeiten von Heliopolis in Aegypten hierher verpflanzt worden[1]), weshalb die

[1]) Makrob. Saturn. I, 23: „Auch die Assyrer (= Syrer) verehren die Sonne unter dem Namen Jupiter, welchen sie den heliopolitanischen zu nennen pflegen, mit den feierlichsten Gebräuchen in der Stadt, welche Heliopolis genannt wird. Das Bild dieses Gottes kam aus der ägyptischen Stadt her, welche ebenfalls Heliopolis genannt wird, unter der Regierung des Senemur oder Senepos, und ist zuerst in dieselbe durch den königlich syrischen Gesandten Opia und die ägyptischen Priester, deren Haupt Partemetis war, gebracht worden und hat, nachdem es lange bei den Syrern behalten worden, noch zu Heliopolis seinen Sitz genommen. Warum das geschehen, warum es aus Aegypten hierher, wo es noch ist, gekommen, warum die

Stadt seit den Seleuciden auch den Namen Heliopolis führte. Lange Jahrhunderte muß der Sonnenkult in dem Heiligtum der Syrer geblüht haben, und M. Licinius Crassus, dessen Vorbereitung zum Partherkriege in der Abwägung der Tempelgelder bestand, mag 54 v. Chr., wie den Tempel zu Hierapolis in Syrien (Plutarch, Crass. 15) und den zu Jerusalem (Jos. Altert. XIV. 7, 1; Jüd. Kr. I. 8, 8), so auch den zu Baalbek geplündert haben. Unter Cäsar 47 v. Chr. wurde die Stadt erobert und von Augustus zur römischen Kolonie (Colonia Julia Augusta Felix Heliopolis) gemacht und Veteranen der V. und VII. Legion hierselbst angesiedelt. Ptolemäus im Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. erwähnt wohl die Stadt, erzählt aber nichts von einem Tempel. Sicher bestand er aber zu seiner Zeit, da Trajan, ehe er gegen die Parther zog, ihn besuchte und hier ein denkwürdiges Orakel erhielt.[2]) Weiheinschriften aus der Zeit des Claudius, Nero, Vespasian,

---

Gottheit mehr nach syrischer als ägyptischer Art hier verehrt werde, das übergehe ich, weil es zu meiner vorliegenden Arbeit nicht gehört, mit Stillschweigen. Daß aber eben dieser Jupiter die Sonne sei, kann man sowohl aus den gottesdienstlichen Gebräuchen, als auch aus seiner Abbildung erschließen. Es ist ein goldenes Bild, ohne Bart, es schwingt mit der rechten Hand gleich einem Kutscher eine Peitsche, in der linken Hand hält es einen Strahl und Aehren, welche die vereinigte Macht Jupiters und der Sonne anzeigen. Der Gottesdienst in diesem Tempel ist auch der Orakel halber vorzüglich berühmt, welche dem Apollo zugeschrieben werden, der ebensoviel ist als die Sonne selbst. Denn das Bild des heliopolitanischen Gottes wird in einem Heiligtum herumgeführt, wie man in den circensischen Spielen die Bilder der Götter pflegt herumzuführen; gemeinlich führen es die Vornehmsten des Landes mit beschorenen Häuptern, nachdem sie sich eine lange Zeit vorher kasteit haben; sie gehen aber nicht, wie es ihnen beliebt, sondern werden durch eine höhere Macht getrieben; wohin sie der Gott treibt, dahin gehen sie auch."

[2]) Makrob. Saturn. I, 23: „Den Gott fragen auch die Abwesenden durch eingeschickte versiegelte Täfelchen, und er gibt schriftliche Antwort in der Ordnung, wie die Fragen aufeinander folgen. Kaiser Trajan, der aus diesem Lande mit seinem mächtigen Heere, welches der Religion unverbrüchlich ergeben war, in Parthien eindringen wollte, als ihm seine Freunde, die von dieser Gottheit schon die größten Proben gehabt hatten, rieten, er möchte sich doch des Ausganges des vorgenommenen Feldzuges halber vorher erkundigen, wollte aus römischer vorsichtiger Klugheit vorher die Wahrheit dieses Orakels auf die Probe stellen, ob nicht etwa ein Betrug von Menschen dahinter steckte. Er schickte also zuerst versiegelte Zettel, auf die er Antwort begehrte. Der Gott aber ließ sich Papier geben und solches unbeschrieben zusiegeln und dem Kaiser zuschicken, über welches Verfahren die Priester selbst staunten. Denn sie wußten nicht, wie es sich mit den Zetteln verhielt. Trajan hingegen empfing sie mit der größten Verwunderung, weil er selber dem Gott unbeschriebene Täfelchen zugeschickt hatte. Hierauf beschrieb er wirklich andere, siegelte sie zu und begehrte Antwort: ob er nach beendigtem Kriege wohl wiederum nach Rom zurückkehren werde? Der Gott aber ließ sich aus den Geschenken, die man ihm im Tempel geweiht hatte, einen Rebstock, wie ihn die Hauptleute des Heeres zu führen pflegen, bringen, denselben in Stücke zerschneiden, sie in ein Tuch wickeln und also dem Kaiser bringen. Der Ausgang zeigte sich bei dem Tode Trajans, dessen Gebeine nach Rom gebracht wurden."

Hadrian[3]) weisen darauf hin, daß schon ein altes Heiligtum der heliopolitanischen Götter hier bestanden hat, ehe im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. von den römischen Kaisern drei neue Tempel aufgeführt wurden. Der große Jupitertempel ist laut Inschriften und dem Zeugnisse des byzantinischen Chronisten Malalas (Chronogr. XI ed. Bonn., p. 280) von Antoninus Pius (138—161 n. Chr.) erbaut worden, zu dem später Caracalla (211—217) zur Sühne für einen Brudermord die Propyläen, die Hof- und Treppenanlagen hinzufügte. Der kleine Tempel, der nicht, wie vielfach behauptet wird, dem Jupiter, sondern nach Ausweis der Dekoration wahrscheinlich dem Dionysius geweiht war, wurde wahrscheinlich von Septimius Severus (193—211) errichtet, der auch, wie uns Ulpian, ein Eingeborener dieses Landes, erzählt, der Stadt das ius italicum verlieh. Schließlich wurde noch im 3. Jahrhundert ein vermutlich der Venus geweihter Rundtempel hinzugefügt. Diese drei Tempel standen vollständig isoliert von einander. Vielleicht beabsichtigte Philippus Arabs (244—249) durch Anlage einer prachtvoll geschweiften Treppe eine Verbindung zwischen dem großen und kleinen Tempel herzustellen. Der Plan gelangte nicht vollständig zur Ausführung, wie überhaupt vieles bei dem Verlöschen des Heidentums in unfertigem Zustande zurückblieb.

Konstantin d. Gr. († 337) schloß neben vielen anderen auch diese Tempel; aus Liebe zur Kunst aber gab er bald wieder die Bildhauerarbeiten frei. In dem großen Tempel aber über dem Schutt des großen Brandopferaltares baute er eine christliche Basilika, vielleicht die erste im Orient. Das Unerhörte, daß selbst in Heliopolis eine Kirche gegründet und ein Bischof eingesetzt worden ist, hebt Eusebius (Vit. Const. III. 58; vgl. Sokrat. I, 18) scharf hervor. Auch Bar Hebräus erzählt uns, daß Konstantin hier einen christlichen Tempel baute und die infolge des Venuskultus übliche Weibergemeinschaft in diesem Schlupfwinkel aller menschlichen Laster verbot (Chron. ed. Bruns-Kirsch, Lips. 1789, I. 65). Einen Märtyrer Lucian zu Heliopolis nennt das Mart. Syriacum. Nach einer Meldung des Chronikon Paschale (Olymp. 289, 377—380 n. Chr.; ed. Bonn., p. 513) hat Theodosius d. Gr. das Heiligtum des Zeus Balanios[4]) [Bel und Helios mit der im Syrischen häufigen Dissimilation des l und n] zerstört und das hieron trilithon, das Heiligtum über den drei Steinen, in eine christliche Kirche umgewandelt (vergl. Malalas XIII. ed. Bonn., p. 344). Die Zustände am Ende des 4. Jahrhunderts schildert uns der Bericht des Petrus von Alexandria (Theodoret, h. e. IV, 19): „In Heliopolis mag keiner der Einwohner den Namen Christi auch nur

[3]) Siehe Jahrb. des deutschen archäolog. Instituts XVI. (1901) 155, XVII. (1902) 90. — Ein Orakel, das dem Septimius Severus gegeben ward, ist auf einer Inschrift eines Postamentes vom Jahre 199 n. Chr. erwähnt; s. Jahrb. XVII. 90.

[4]) Dussaud, der Notes de mythologie syrienne (Par. 1903) p. 49 in dem Kult des Jupiter Heliopolitanus den des kanaanäischen Gottes Hadad erblickt, sieht in balanion das Bild des Gottes von Heliopolis und erklärt den Ausdruck als analoge Bildung mit palladion; vergl. Rev. bibl. 1904, 142 f.

anhören; denn Götzendiener sind sie alle ... und die teuflischen Gewerbe der Lust sind dort im Gange ... der Stadtpräfekt selbst ist einer der ersten Götzendiener"; vgl. Sozom. VII, 15. Die Heiden hatten sogar noch im Jahre 579 die Majorität. So meldet uns der syrische Kirchenhistoriker Johannes von Ephesus (6. Jahrhundert), daß die Heiden von Baalbek spotteten über Christus und seine Gläubigen und der Kaiser Tiberius II. (578—582) deshalb seinen Feldherrn Theophilus abordnete, mit gehöriger Truppenmacht von Palästina aus heranzuziehen und den ruchlosen Heiden von Baalbek den Fuß auf den Nacken zu setzen; „er ergriff viele und nahm an ihnen ihrer Frechheit gemäß Rache, kreuzigte und tötete sie." [5]) Die Kirche hat dort erst kurz vor dem Eindringen des Islams die Oberhand gewonnen. Von den Tempeln ist hier nicht die Rede. Sicher hat Justinian Baalbek geplündert und unter anderen Schätzen auch acht Porphyrsäulen von 14 Meter Höhe für die Sophienkirche nach Konstantinopel entführt.

In den Kämpfen der Franken gegen die Bekenner des Islams und der Seldschucken gegen die Herrscher Aegyptens oft genannt, sank die wichtige Stadt 1260 durch die Mongolenhorden Hulagus in Asche. Die Araber haben das Werk der Zerstörung und Beraubung der Tempel fortgesetzt. Die ganze Tempelanlage wurde von ihnen durch einen Mauermantel in Verbindung gebracht und in eine Festung mit Schießscharten und Gräben verwandelt, die manchem feindlichen Angriff Trotz bot. Aber nicht die Barbarei der asiatischen Eroberer allein hat jene wunderbaren Bauwerke der Zerstörung preisgegeben, einen noch größeren Anteil an diesem Werke dürfte den furchtbaren Erderschütterungen zufallen, welche an dieser Stätte wiederholt, z. B. in den Jahren 1158, 1170, 1203, 1759, mit verheerender Gewalt sich fühlbar machten und den Ruin der einst so glänzenden Sonnenstadt vollendeten.

Seitdem führte der Platz im Schatten einer großen Erinnerung nur noch ein bescheidenes Dasein und verödete nach und nach gänzlich. Nur der Mund eines Reisenden führte ab und zu Klage über erneute Verwüstungen der denkwürdigen Stätte, zahlreiche Reisende sind nach den Ruinen gekommen, und wir besitzen nicht wenige Schilderungen und eine stattliche Anzahl ausgezeichneter Abbildungen.[6]) Der erste war Pierre Belon du Mans. Er beschreibt in seinen Observations de plusieurs singularités et choses mémorables trouvées en Grèce, Asie, Judée etc. (Par. 1553) die Stätte mit folgenden Worten: „Die Stadt Baalbek ist schön gelegen, aber fast ganz in Trümmern. Ihre Ruinen zeigen, daß sie einst etwas Gewaltiges war. Es existiert ein Kastell — die Araber verwandelten die Tempel in Burgen — in dem man neun hohe Säulen sieht, mächtiger als die im Hippodrom von Konstantinopel. Auch steht in der Höhe oberhalb der Stadt eine einzelne Säule, die derjenigen des

[5]) Schönfelder, Die Kirchengeschichte des Johannes von Ephesus (München 1862), S. 121.

[6]) Vergl. Beilage zur „Allgem. Zeitung" 1900, Nr. 160.

Pompejus bei Alexandrien gleicht; auf ihr sitzt eine viereckige Platte als Kapitäl. Die Einwohner sind zum größten Teile Juden, die Salomo als Erbauer preisen. Selbst in acht Tagen könnte ein Freund von Altertümern nicht alles Merkwürdige sehen." Nach handschriftlichen Eintragungen in dem Pariser Exemplar von Wood haben Poullard 1705, de la Rocque und Granger 1735 Baalbek besucht und Aufzeichnungen darüber gemacht. Das wichtigste Werk aber ist Robert Woods hervorragende Publikation: The ruins of Balbec otherwise Heliopolis in Coelosyria (London 1757), mit unübertrefflichen Kupferstichen reich geschmückt. Es ist das Ergebnis der Reise von Wood und Dawkins im Jahre 1751. Nicht minder wertvoll sind die 14 Kupferstiche, die der Maler L. F. Cassas im 2. Band seiner Voyage pittoresque de la Syrie etc. (Paris 1799) herausgegeben hat. Im Jahre 1850/53 besuchte de Saulcy die Ruinen: Voyage autour de la mer morte et dans les terres bibliques (Paris 1853), fast gleichzeitig mit ihm der berühmte Orientalist Jules Oppert im Auftrage seiner Regierung, der die Ergebnisse seiner Forschung niederlegte in: Expédition scientifique en Mésopotamie (Par. 1863). Auch Renan (Mission de Phénicie, Par. 1874) bereicherte die Literatur über Baalbek, desgleichen Rey (Rapport sur une mission en Syrie, Archives des missions 1866). Melchior de Vogüé in La Syrie centrale 1865—77 behandelt den kleinen Rundtempel von Baalbek 1865 und erzählt von einem Herrn Joyau, der die ganzen Ruinen ausführlich besprochen und genau gezeichnet habe, aber wahrscheinlich nur zu privatem Gebrauch. Erwähnt werden möge noch Lortet, La Syrie d'aujourd'hui (Par. 1884). Selbstverständlich bringen auch Perrot-Chipiez (Kunstgeschichte des Altertums, deutsch von Pietschmann, Leipzig 1884), Duruy-Hertzberg in der Geschichte des römischen Kaiserreichs (Leipzig 1884 ff.) u. a. Material über Baalbek.

Außer dem ins Deutsche übersetzten Wood (Augsburg 1782) werden wir in Deutschland nichts Bedeutendes über Baalbek bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufzuweisen haben. Dagegen haben wir 1892 eine ganz treffliche zusammenfassende Publikation mit einer Auswahl der besten Photographien, Zinkographien, Grundrisse, perspektivischen Ansichten erhalten: Heinrich Frauberger, Die Akropolis zu Baalbek, Frankfurt a. M. 1892. Auch Bädekers Reisehandbuch, Palästina u. Syrien (5. Aufl., Leipzig 1900), bietet reichliches Material.

Bekanntlich hat Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. im November 1898 die Ruinen von Baalbek besucht.[7]) Seine Anwesenheit ist durch eine Gedenktafel an der Westseite des Dionysostempels verewigt. Auf seine Initiative hin hat eine deutsche Expedition unter Leitung des Freiburger Professors Dr. O. Puchstein seit 1900 ihre Arbeiten in den Ruinen von Baalbek begonnen und zum großen Teil voll-

[7]) Der authentische Bericht: Das Kaiserpaar im hl. Lande (Berlin 1899) bringt Seite 370—379 eine hübsche Schilderung Baalbeks mit sechs Photographien.

endet, die sich auf Erhaltung der Ruinen, Aufräumen der meterhohen Trümmermassen, Entfernung der An- und Aufbauten, Aufwickelung der Baugeschichte der großartigen Unter- und Hochbauten bezogen. Wir begrüßen in diesen Ausgrabungen den Erfolg der kaiserlichen Reise des Jahres 1898, die damit das Wort wahr macht, das Juvenal auf den viel reisenden Kaiser des Altertums, Hadrian, angewandt hat (Sat. VII, 1):

»Et spes et ratio studiorum in Caesare.«

(Hoffnung bietet und Stütze der Kaiser den Studien.)

III.

Die Ruinen der Akropolis.

Aus der Ferne sieht man von den Trümmern der alten Stadt nur wenig; um so größer ist der Eindruck, wenn man der Akropolis mit ihren gewaltigen Mauern und Säulen nahe gegenübersteht. Weil das, was man jetzt sieht, aus der Epoche der Antonine, des Caracalla und Severus stammt, beherrscht ein Gedanke das Ganze und drückt eine Zeit dem Ganzen den Stempel der Einheitlichkeit und damit auch der Großartigkeit auf, und machen diese Bauwerke aus der römischen Barockzeit einen einheitlichen Eindruck.

So große und mit soviel architektonischem Aufwand hergestellte Anlagen wie hier sind nirgends in Syrien anzutreffen. Es erscheint auf den ersten Blick auffallend, daß der Tempel nicht auf einer Kuppe oder auf einer durch die Natur ausgezeichneten Lage errichtet ist, sondern in der Ebene. Es mag, wie in Afka und in Baitokaike der Aphroditetempel und Zeustempel am Anfang eines Tales und in der Nähe von Quellen in lieblicher, idyllischer Umgebung liegen, dies auch für Baalbek maßgebend gewesen sein. Der berühmte Tempel des Heliopolitanus war dadurch ausgezeichnet, daß er im Quellgebiet zweier großen Flüsse, des Orontes und des Leontes, lag.[8]) Aber mit römischer Energie, die vor keiner noch so hohen Aufgabe zurückschreckt, wurde zunächst, damit die aufzuführenden Bauten nicht durch die umgebenden Höhen erdrückt würden, ein 300 Meter langer und 120 Meter breiter Unterbau in einer Höhe von 7 Meter geschaffen. Auf diesem Podium wurde wiederum eine 7 Meter hohe reguläre Plattform aus Marmorquadern mit gewaltigen Gängen oder Tunnels für den Tempel geschaffen und rings mit starken Mauern umgeben. Schon diese Umfassungsmauern, aus einem Walde

[8]) Vergl. das Epigramm aus dem Jahre 430 n. Chr. über die Wasserkanäle, die südöstlich an dem Tempelunterbau vorüberlaufen: „Dieser Kanal der silbernen Wogen des Flusses Gemenuthi (?) floß breitgegründet von beiden Seiten durch das ganze Land, als du (sc. Lupus) nur den Wink gabst unter dem rastlosen Werk der phönikischen Städte, indem du (oder er, der Kanal) der Musen Bauwerk nicht versehrst (d. h. um das Heiligtum herumgeführt wurde); s. Jahrb. XVI, 157.

von Bäumen aufsteigend, welch grandioses Werk! Man müßte glauben, das seien Taten des orientalischen Despotismus, welcher Myriaden von Händen in Bewegung setzte, um dies Cyklopenwerk architektonisch zu bemeistern, wenn nicht die neuesten Ausgrabungen den Beweis geliefert hätten, daß diese ungeheuren Blöcke erst für den Bau des Antoninus Pius versetzt sind. Da sind Steinblöcke von 9,5 Meter Länge, 3 Meter Breite und 3 Meter Dicke; da befindet sich in 5 Meter Höhe das sogen. „Hieron Trilithon", das heilige Dreigestein, bestehend aus 3 Quaderkolossen von 19,5 Meter Länge und 4 Meter Dicke und Breite. In dem Steinbruch vor der Stadt an der Straße nach Zebedani liegt der hadschar el-hublā (Stein der Schwangeren), der wohl gleichfalls für die Umfassungsmauer bestimmt war und, auf der einen Seite noch nicht vom gewachsenen Fels losgelöst, eine Länge von 21,35 Meter, eine Höhe von 4,35 Meter und eine Breite von 4 Meter hat. Sein Gewicht wird auf 30 000 Centner berechnet. Wir haben es hier mit Massen zu tun, die entweder durch eine ganz außerordentlich große Anzahl menschlicher Kräfte oder durch sinnreich konstruierte Hebewerkzeuge bewegt werden konnten, und es läßt sich danach ermessen, welche ungewöhnliche Mühe es gekostet haben mag, die drei riesigen Steinblöcke auf eine Höhe von 6 bis 7 Meter heraufzuheben. Daß sie gehoben wurden, sieht man aus den in ziemlich regelmäßigen Abständen in die Steine eingeschlagenen Löchern, die zweifelsohne zum Ansetzen der Hebewerkzeuge gedient haben.

Durch eins der Gewölbe, einen dunklen, aus gewaltigen Quadern gefügten, mehr als 300 Schritt langen Gang an großen Steinkammern vorüber gelangen wir auf die Höhe der Plattform, wo wir, um den Plan des Ganzen zu verfolgen, unsere Wanderung von Osten her beginnen.

Von der breiten Freitreppe (6 bis 7 Meter Höhe), die einst, wie Münzen zeigen, zu dem großen Tempel hinaufführte, ist keine Spur mehr vorhanden. Das Material wurde wohl zum Bau der mittelalterlichen Citadelle und der heutigen Ostmauer gebraucht. Auch die 12 Säulen der Propyläenhalle sind bis auf den Sockel verschwunden. Die Halle bestand einst aus drei Teilen, und zwar aus zwei Seitenbauten von quadratischem Grundriß mit geschlossenen Mauern und der mittleren rechteckigen Halle. Die Seitenbauten zeigen am Aeußern eine Belebung der Mauerflächen durch Pilaster. Im Innern öffnen sich dieselben gegen die Mittelhalle mit drei Oeffnungen, welche von weit vorspringenden Wandpilastern und zwei Pfeilern von quadratischem Querschnitt umrahmt werden. Lateinische Inschriften auf zwei Postamenten weisen hin auf die Erbauung und Widmung des Tempels durch Antoninus Pius und Julia Domna.[9])

[9]) Julia Domna war die Gattin des Septimius Severus, aber auch nach dem Tode als Kaisermutter von Bedeutung bis zu ihrem Tode 217. Sie war die Tochter von Julius Bassianus aus Emesa. Caracalla, ihr Sohn, heißt auf Inschriften schlechtweg Antoninos. Es kann also Caracalla gemeint sein.

Durch drei Portale in der reich geschmückten Hinterwand des Portikus betrat man einen sechsseitigen Vorhof (60 Meter lang, 76 Meter breit von Winkel zu Winkel), von dem nur die Grundmauern und einige rechteckigen Nischen erhalten sind. Die architektonische Durchbildung der Pfeiler und Wände ist im sechsseitigen Vorhof dieselbe wie in dem Altarhof, zu dem man aus dem Hexagon gelangte, der in seiner Länge von 135 Meter und seiner Breite von 113 Meter uns eine Vorstellung gibt von der weiten Ausdehnung der Tempelanlagen überhaupt. An drei Seiten ist dieser Hof von zwei Reihen hoher apsis- oder conchenförmiger Statuennischen umgeben, die bald mit Muscheln überdeckt, bald von halbkreisförmigen, bald von gebrochenen oder giebelartigen Gesimsen eingefaßt sind und uns noch ahnen lassen die künstlerische Formengewalt, das blühende kräftige Leben, den Reichtum der Gedankenwelt, die sie geschaffen. Dereinst nämlich umzogen den Hof kapellenartige oktogone und rechteckige Gemächer (Exedrä), die sämtlich überdacht nach dem Hof sich öffneten, an den Stirnseiten mit Säulen besetzt, an den Innenwänden mit korinthischen Pilasterreihen oder reich verzierten Nischen gegliedert waren, in denen unter den schönen Muschelconchen oder zierlich gekröpften Giebeln Statuetten standen. Vieles liegt jetzt in Trümmern, die Säulen vor den großen Nischen sind verschwunden, der einstige Mosaikboden ist mit Schutt bedeckt, aber die erhaltenen Teile legen noch immer Zeugnis ab von jener Epoche üppigsten Glanzes.

Als eins der wenigen Anzeichen des Orients fesselt unter den stereotypen Ornamenten die geflügelte und von zwei Uräusschlangen eingerahmte Sonnenscheibe, die einmal auf dem Fries einer Concha gemeißelt ist. Leider haben wir sehr wenige Anhaltspunkte, uns über den figürlichen Schmuck der Nischen wie der Tempel überhaupt eine Vorstellung zu schaffen. Die neueren Ausgrabungen haben Bildwerke und Inschriften nur wenige zu Tage gefördert, da die Ruinen in byzantinischer und arabischer Zeit zu gründlich durchgearbeitet sind. Nur die Abbildung einer sitzenden weiblichen Gestalt, die schon von früher her bekannt ist, ist bemerkenswert. Es fehlen ihr allerdings die Arme, und auch den Kopf haben die Muhammedaner längst abgeschlagen. Die Figur ist kein Werk eines hervorragenden Künstlers, sondern ziemlich gewöhnliche Bildhauerarbeit, wie sie massenhaft auch an den spätrömischen Arbeiten in anderen Ländern gefunden wird.

In der Mitte des Hofes finden sich noch Baureste und Fundamente der dreischiffigen christlichen Pfeilerbasilika, die mit ihrer Front ursprünglich nach Osten, nicht nach Westen gerichtet war, mit dicker geradliniger Abschlußmauer im Westen und drei etwas erhöhten Apsiden im Osten. Damals, als sie erbaut wurde, war wohl der große Tempel durch ein Erdbeben bereits umgeworfen und lag den Architekten des byzantinischen Kaisers als eine Ruine und als ein bequemer Steinbruch vor; man sieht auch von seinen zerbrochenen

Werkstücken vieles in und unter den Mauern der Basilika stecken. Hier im Centrum der Basilika stand einst der heidnische Brandopferaltar in der Tempelachse, zu dem von Osten her der Aufgang hinaufführte, so daß der Opfernde keine Wendung zu machen brauchte, um auf das Kultbild im Sonnentempel zu blicken. Zwei große, nördlich und südlich gelegene Wasserbecken, Piscinä oder Lustrationsbassins, sind bei den neuesten Ausgrabungen aufgedeckt, und eine der Einfassungsplatten ist aufgefunden, mit eckigen und halbrunden Nischen verziert und mit dekorativen Reliefs bedeckt.[10])

Von diesem großen Vorhof stieg man auf einer Freitreppe zu dem eigentlichen Haupttempel empor, der einstens an jeder Langseite mit 18, an jeder Breitseite mit 10 Säulen geschmückt war. Dieser Hofstaat von 56 Riesensäulen umgab als Peristyl den von einem circa 7 Meter über den Altarhof erhöhten Unterbau zum Himmel hinaufragenden Bau, das Heiligtum aller Götter von Heliopolis, gewöhnlich als Sonnen- oder Jupitertempel bezeichnet, zu dem der Brandopferaltar sowie die ganze Hofanlage gehört. Von der vergangenen Pracht des gigantischen Tempels zeugen nur noch einige Umfassungsmauern und sechs 19 Meter hohe Säulen auf der Südseite von Rosengranit aus dem ägyptischen Syene, die mit Stylobaten versehen auf korinthischen Kapitälen den Architrav, den Konsolenfries und das Gesims tragen. Sie bestehen aus je drei Trommeln von 6,60 Meter Umfang, die von großen Eisenklammern zusammengehalten werden. Auch diese wenigen Zeugen einer glorreichen Vergangenheit können stürzen über Nacht, vielleicht wird sie schon das nächste größere Erdbeben in jener Gegend zugesellen den andern zerstreut herumliegenden Architekturstücken. Von der Cella des großen Tempels ist innerhalb der Säulenreihe nichts mehr über der Erde vorhanden, nur etwa einige Estrichpatzen, die schräg nach Osten gerutscht ungefähr in der Cellamitte liegen. Andere spärliche Reste geben uns keinen unmittelbaren Aufschluß über die Gestalt der Cella. Vielleicht sind die großen Stürze der verschiedenen Portale bei der christlichen Basilika aus den Blöcken einer flach ornamentierten Cassettendecke gemeißelt, die von dem großen Tempel stammen.

Auf der Südseite steigen wir über die Trümmer hinweg zu einem 6,5 Meter tiefer gelegenen Areal, wo auf besonderem Unterbau sich der kleinere Dionystempel erhob, der zu den schönsten antiken Bauwerken Syriens zählte. In vielen wesentlichen Teilen ist er erhalten geblieben, nur das Dach ist eingestürzt und aus dem Kranze des Peristyls ist manche Säule gebrochen. Das Juwel dieses Tempels bildete sein herrliches Portal, eine Architektur reichster Ausbildung mit Türpfosten aus gewaltigen Monolithen. Das Profil der Verkleidung zeigt zwischen Leisten zwei Friese, von welchen der eine stilisiertes Laubwerk mit naturalistisch gezeichneten Bündeln von Kornähren und Mohnköpfen trägt, während der andere mit zwei

[10]) Jahrb. XVI, 150.

wellenförmig bewegten Aesten von Wein mit Blättern und Trauben geschmückt ist und an einigen Stellen Genien trägt. Das oberste Gesims ruht auf Konsölchen und an beiden Ecken auf Voluten von schönstem Schwung und herrlichster Bildung. Das Entzücken an dem Formenreichtum und der Gestaltungskraft hat an diesem „goldenen Tore" wahre Triumphe gefeiert. Jetzt ist auch die Hebung des keilförmigen herabgesunkenen Mittelstückes von dem Sturz der Cellatür gelungen, und der moderne vor einigen Jahrzehnten aufgemauerte Stützpfeiler abgebrochen, so daß die grandiose Türanlage unbeeinträchtigt zur Geltung kommen kann. Ebenso ist jetzt wieder das Relief sichtbar geworden, mit dem die Unterseite des Türsturzes verziert ist: es stellt einen Adler und zwei Eroten dar, die gemeinsam ein Paar Guirlanden tragen; der Adler hat außerdem in seinen Krallen ein geflügeltes Kerykeion. Da sich diese Reliefdarstellung auch anderwärts an Türstürzen findet[11]), kann sie sich recht wohl nach griechischer Auffassung auf den Pförtner Hermes beziehen. Einst prangte vor diesem Prachtportale eine doppelte Säulenreihe und standen, bevor man zwischen die vorspringenden Tempelmauern, welche die Vorhalle bildeten, trat, links und rechts je noch zwei kannelierte Säulen. Von dieser östlichen Säulenreihe sind — außer an der Südecke — nur noch die Basen erhalten, auch von den 38 Säulen, die einst wie ein festlicher Zug den Tempel umwallten, stehen auf der Westseite noch 3 aufrecht, an der Nordseite noch 9, an der Südseite 4; eine fünfte lehnt gegen die Wand der Cella. Der Simson des Erdbebens, der mit starker Hand so manches hier stürzte, konnte sie wohl erschüttern, so daß sie ihren Standpunkt nicht mehr zu behaupten vermochte, aber sie nicht zerbrechen und zertrümmern. Die Höhe der Säulen einschließlich der korinthischen Kapitäle beträgt 16 Meter. Von den dreigliedrigen Architraven mit verzierten Profilierungen, welche sie tragen, sind zur Bedachung der Säulenvorhalle mächtige Steinblöcke und Steinplatten hinübergelegt auf die 3 Meter entfernten Tempelmauern. Welch einen überreichen Schmuck trägt diese flachgewölbte Kalymmatiendecke des Pteron! Die einzelnen sechs- und dreieckigen Felder zeigen uns, von raffiniert ausgeführtem Rankenwerk und Arabesken umrahmt, Brustbilder von Göttern, Kaisern und Frauen, in Hautreliefs Szenen aus dem Kult und Mythus der syrischen Göttin. Diese Darstellungen von großer Vollendung lassen am ehesten auf den Reichtum schließen, der einst an diesem herrlichen Bauwerk zur Schau trat.

Tritt man durch die Türe in das Innere des Tempels, so übersieht man jetzt den ganzen, einst in Cella und Adyton geschiedenen Raum zwischen den vom Fuß bis zum Gesims vollständig erhaltenen Längswänden bis an die Rückwand, und man kann sich leicht die verschwundene Holzdecke ergänzen und noch viel von der ursprünglichen Raumwirkung empfinden. Die Länge der Cella beträgt circa

[11]) So in Hösn Soleiman (Baitokaike) an den Peribolostoren; siehe Dussaud, Rev. arch. 3 ser. XXX. (1897), 328.

27 Meter, die Breite 22,5 Meter. Gleich beim Eintritt gewahrt man links und rechts massive Pfeiler mit Wendeltreppen; der Eingang zu der einen ist vermauert, in dem anderen Pfeiler kann man einige Stufen hinaufsteigen. Die beiden Langwände sind durch je 6 kannelierte Halbsäulen korinthischer Ordnung gegliedert, welche den überstehenden Architrav und das reich gegliederte Gesims tragen. Zwischen den Säulen aber zieht sich eine zweigeschossige Dekoration hin: unten Nischen, im Rundbogen geschlossen, von Pilastern flankiert, oben auf besonderer geisonartiger Bank Säulenädikulen, Nischen mit vorragenden kleinen Giebeln überdacht und von freistehenden Säulen eingeschlossen. Bronzefiguren, die einst vielleicht in diesen Nischen und Aedikulen standen, sind keine vorgefunden. Die Belebung der Wandflächen und Nischen durch zwei Reihen altarartiger Aufbauten, die in allen Teilen des Baues immer wiederkehrt, ist ganz charakteristisch und verdient unsere volle Beachtung. Wie an vielen anderen Stellen nehmen wir auch hier wahr, daß die Steinmetzarbeiten nie durchweg vollendet sind. Es finden sich Kapitäle und Friese halb geglättet und halb skulpiert stehen geblieben. Man muß fast glauben, daß diese Zeit das Unfertige und Skizzenhafte liebte und mit rohen Flächen gegen andere reich ornamentierte und mit größerem Fleiß stark plastisch ausgearbeitete Partieen zu kontrastieren suchte.

Das Adyton, das Allerheiligste, lag hoch über dem Cellafußboden.[12]) Man mußte auf der dreiteiligen, in ganzer Cellabreite davor gelagerten Treppe zunächst 9 Stufen hinaufsteigen und gelangte dann auf das Podest, worüber sich die zwei der Celladekoration anschließenden Halbsäulen erhoben, welche die Adytonfront und auch das Adyton in drei Teile oder Schiffe teilten. Die beiden seitlichen Interkolumnien waren eng und in ihrer Dekoration noch den Cellalängswänden angepaßt, indem sie ein Bogen auch in zwei Geschosse zerlegte. Von dem Podest unter dem Bogen des linken Interkolumniums führte eine Treppe von 7 Stufen höher hinauf in das linke Seitenschiff des Adyton, wo der Eintretende gleich rechts hinter dem Frontpfeiler einen Opfertisch antraf, dessen Untersatz erhalten ist. In dem sehr großen, mittleren Interkolumnium befand sich der Eingang für das Hauptschiff des Heiligtums.[13]) Hier war die Statue der Gottheit aufgestellt. Der Stufenunterbau für ihr Postament ist noch kenntlich, aber sie stand nicht frei im Mittelschiff, sondern, wie erst die Ausgrabung gelehrt hat, unter einer baldachinartigen, wiederum

[12]) S. zur Beschreibung Jahrb. XVII, 97 f.

[13]) Vgl. die Beschreibung des Tempels von Hierapolis in Syrien bei Lucian Syr. Göttin 31: „Das Innere des Tempels bildet nicht ein Ganzes, sondern es ist von demselben ein zweiter Raum abgeteilt (θάλαμος), wiewohl nicht durch Türen von dem ersten gesondert, sondern nach vorn ganz offen, in welchen man ein paar Stufen hinaufsteigt. In den vorderen großen Raum des Tempels darf jedermann eintreten, in die zweite Abteilung aber nur die Priester, und nicht einmal alle Priester, sondern nur diejenigen unter ihnen, welche der Gottheit am nächsten stehen und denen der gesamte heilige Dienst obliegt. In diesem Raum (θάλαμος) stehen die Bilder der Götter."

dreischiffigen Architektur, deren vier Säulenreihen hinten mit Pilastern an die Cellarückwand stießen und vorn mit den großen Halbsäulen verbunden waren. Die Seitenschiffe dieses Baldachins oder Tabernakels scheinen nicht offen, sondern wenigstens unten etwa wie durch Schranken mit einer Conchendekoration geschlossen gewesen zu sein. Von dem Aufbau des Tabernakels ist, abgesehen von den Pilastern an der Cellarückwand und von einigen Säulenbasen, leider nichts erhalten. Die gut gearbeiteten, leider verstümmelten Reliefs unter dem Platz, wo das Kultbild stand, legen uns die Vermutung nahe, daß der Tempel dem Dionys geweiht gewesen ist. Links von der Treppe erkennt man den Dionys, an eine Rebe gelehnt und von seinem Thiasos umgeben, rechts das Dionysosknäbchen auf einem Panther hockend und ebenfalls von Bacchanten und Mänaden umgeben, endlich noch eine deutliche Szene, die sich auch auf das Leben des Dionysos beziehen sollte. Auf Dionys könnten auch die Weinranken und Kornähren, die in der Verzierung der Türumrahmung vorkommen, hindeuten. Die übliche Bezeichnung Jupitertempel ist ganz grundlos.

An einem Säulenfuß der Südwand bemerken wir ein griechisches Kreuz. Deutet es darauf hin, daß auch dieser Tempel einst als christliche Kirche diente?

Reizend wirkt in seinen zierlichen Verhältnissen und der geschmackvollen Anlage ein etwa 200 Meter nordöstlich von der Akropolis befindlicher kleiner Rundtempel, umbaut von arabischen Lehmhütten — eine hervorragende Leistung des römischen Barockstils aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. Er stellt eine halbkreisrunde Cella von 9,75 Meter Durchmesser dar, welche von einem regelmäßigen Siebenstern umgeben ist, dessen zwei Seiten an dem Eingang des Tempels fehlen.[14]) Die Außenwände werden durch 6 Pilaster, denen 6 Säulen vorgestellt sind, in 5 Felder gegliedert. Die Mitte jeden Feldes wird durch eine halbkreisförmige Nische belebt. Säulen und Pilaster sowie Gebälk mit Kranzgesims und Fries sind in reichster Verzierung den Einzelformen der korinthischen Ordnung entnommen. Tritt man durch die Tür mit profilierter Umrahmung ins Innere, so sieht man wiederum die Wände durch zwei übereinander angeordnete Reihen von Säulen belebt, deren untere, durch gemeinsames Postament und Gebälk zu einem Ganzen vereinigt, jonische Formen zeigt, während oben abwechselnd je zwei Säulen mit geraden und gebogenen Verdachungen zu einem altarartigen Aufbau zusammengesetzt sind, eine Anordnung, die wir in den Nischen der Akropolis schon kennen lernten. Eine an dem Abschluß einer Nische angebrachte Taube, des Lieblingstieres der Venus, erinnert uns an den Venustempel. Später ist er zu einer Kirche der heiligen Barbara geweiht worden, weshalb der Bau auch heute noch von den Arabern el-Barbara genannt wird.

[14]) S. Frauberger a. a. O. S. 2 f.

Die Stadt ist an andern Ruinen antiker Zeit arm, sie besaß aber im Nordtor ein ganz hervorragendes Beispiel eines monumentalen und künstlerisch ausgestatteten Festungstores. Dies war von den Arabern umgebaut und im 19. Jahrhundert in die von Ibrahim Pascha erbaute Kaserne hineingezogen worden.[15]) Es steht auch jetzt in dem Ueberbleibsel dieser Kaserne, das als Bezirkskommando dient. Vor dem Tore nach der Stadtseite zu muß einst ein großer Torplatz gelegen haben; die zu ergänzende Säulenstraße von Nord nach Süd, der Cardo, führte an den Propyläen des großen Heiligtums vorbei.

Einzelne kleinere und größere Architekturstücke sind vielfach in den Häusern von Baalbek eingebaut worden.

Es ist ein mächtiger Eindruck, den die gewaltige Tempelanlage auf den Beschauer ausübt. Durch deutsche Arbeit sind die Ruinen in etwa jetzt freigelegt, und auf ihren Fundamenten hat die Wissenschaft mit allem Ernste begonnen, die glanzvollen Tempel vor den Augen des Forschers wiedererstehen zu lassen. Was muß das für ein zaubervoller Anblick gewesen sein, als diese zu grunde gegangene Welt im Glanze ihrer Marmortempel, ihres Reichtums erstrahlte, als frohe Volksscharen in festlicher Stimmung diese weiten Räume füllten und Priester im Festschmuck ihres Dienstes walteten! Später erfüllte Weihrauchduft die gleichen Hallen, und unter dem Zeichen des Kreuzes stiegen christliche Hymnen und Gebete empor, bis der Halbmond diese Mauern eroberte und sie seinem Gott weihte. Noch stehen stolze Säulen, und wenn die Strahlen der Sonne am Morgen auf die Trümmer fallen, dann funkelt es und leuchtet es, und in wunderbar sattem Gelb erstrahlt der nachgedunkelte Stein, und wenn die letzten Boten des Tagesgestirnes die Trümmer mit glühendem Rot überfluten, während das umliegende Gelände in bläulichem Halbdunkel liegt, dann scheinen die Säulen das Licht in sich aufzusaugen, das sie purpurn umstrahlt, ehe die Nacht sie mit ihrem Mantel deckt. — Nicht Steinsäulen, sondern eine Welt muß man hier malen, die Welt, die aus der Vermählung der Kraft der Imperatoren mit dem Formensinn des Hellenentums und der Unendlichkeit des Orients entstand. Gegenüber dem vielfach behaupteten Verfall der Kunst, die um diese Zeit in den letzten Zuckungen gelegen haben soll, sehen wir in den Tempeln von Baalbek eine Blüte, vielleicht den Höhe- und Glanzpunkt römischer Kunst, die nach einheitlichen Gesichtspunkten in hohem Maße Wucht und Monumentalität mit Grazie und raffinierter Zierlichkeit vereint. „Dazu haben wir es hier nicht mit einer Kunst zu tun," bemerkt treffend Frauberger a. a. O. S. 14, „die uns heute völlig fremd ist, im Gegenteil steht unsere heutige Architektur auf den Schultern der italienischen Barockzeit und deren Lehrmeisterin, der Kunst und Architektur der römischen Kaiserzeit."

[15]) Jahrb. XVII, 101 f.

Und doch überkommt uns ein wehmütiges Gefühl bei aller Ehrfurcht und allem Staunen, die wir dem Geist und den Bauten der Alten zollen. Diese ganze Nation ist schlafen gegangen mit dem Bekenntnis auf den Lippen: unsere Götter sind tot. Es ist, als ob des Jeremias (43, 13) Fluch gegen On, das ägyptische Heliopolis, wo nur noch ein Obelisk als Zeuge alter Herrlichkeit steht, auch an der Nebenbuhlerin in Syrien sich erfüllt hat: „Die Säulen des Sonnenhauses, die im Lande On stehen, wird Jahve zerbrechen und die Tempel der Götter Aegyptens mit Feuer verbrennen." Es fiel Baals und Jupiters Herrlichkeit, und kein heidnischer Jeremias sang sein Klagelied über den Sturz eines der prächtigsten Tempel der Welt, der nicht die Herrlichkeit der auf- und untergehenden Sonne verkündigen durfte, sondern jene des Herrn und Schöpfers des Lichtes, der in der Sonne sein Zelt aufgeschlagen.

Als wir auf dem Rückwege nach Zahle uns befanden, winkten uns noch die sechs Riesensäulen, die Wächter der Tempelruinen, den letzten Scheidegruß zu und sprachen zu uns von entschwundener Pracht und Herrlichkeit.

„Die Zeit, die Allbestatterin, sie sucht und pflüget sonder Ruh',
Und jede Furche, die sie pflügt, deckt schollernd ein Jahrtausend zu.
Auch über Wall und Viadukt, wie über Flur und Rosenhag
Wird rauschend ihre Pflugschar geh'n."

IV.

Nach Damaskus.

Das gewerbreiche Städtchen Zahle zieht sich malerisch in großem Bogen zu beiden Seiten des durch einen Gebirgsspalt vom Sannin herunterkommenden Baches el-Barduni hin. Ein besonderer Schmuck der weißen, gut gebauten Häuser sind zahlreiche offene Bogenhallen in den unteren oder oberen Stockwerken. Nachdem wir noch Kirche und Kloster der hier höchst segensreich wirkenden Jesuiten in Augenschein genommen, begeben wir uns zur Bahnstation Muallaka, um von hier über den 1405 Meter hohen Paß des Antilibanus die Fahrt nach Damaskus, dem Endziel unserer Reise, fortzusetzen.

Bei der Station Rejak tritt die Bahn in den Antilibanus ein und folgt der engen Schlucht des Wadi Jahfufe. Immer steiler zwischen engen Felswänden geht es die Höhe hinan, fahl und rotbraun dehnen sich meilenweit die ausdruckslosen Wellenlinien des Plateaus, neben einer niedrigen Steppenflora nur Schlehen, wilden Obstbäumen und Wacholdersträuchern kümmerliche Nahrung bietend. Nur eine außergewöhnliche Einbildungskraft oder die Sucht, durch ein bizarres Urteil zu glänzen, kann die Szenerien dieser Gegend in schwunghaften Worten schildern. Höchstens wenn die Sonne das

Gebirge bald in zartes Rot, bald in himmelblaue Farben kleidet, erfreuen wir uns an den wechselnden Schattierungen.

Von der Paßhöhe und Wasserscheide bei Sarraja (1405 Meter) senkt sich die Bahn aus den Gebirgsabhängen in riesigen Serpentinen in südwestlicher Richtung hinab in die wasserreiche Ebene des Barada. Inmitten schöner Obstgärten liegen die Ortschaften Zebedani, Suk Wadi Barada, Ain Fidsche, und wir bemerken schmucke Residenzen, welche sich reiche Städter in diesen anmutigen, üppigen Tälern geschaffen haben. Es ist die von den orientalischen Dichtern mit Ueberschwänglichkeit als Abglanz des Paradieses besungene Gartenlandschaft der Ruta, die wir durchfahren, aus deren grüner Mitte die zahlreichen Minarets von Damaskus aufragen. Wie farbenprächtig lagert sie da, die vielgepriesene Stadt, hellschimmernd in dem zarten Weiß inmitten eines grünen Teppichs, den paradiesischen Gefilden der Ruta, die sie mit einem Haine von Aprikosen-, Granat-, Mandel-, Pfirsich-, Aepfel-, Birnen-, Pflaumen-, Quitten-, Oliven- und Maulbeerbäumen umgibt. Die reiche Bewässerung durch die Kanäle des Barada — d. i. kalter Fluß — läßt hier eine Gartenlandschaft entstehen, in der die hohen Kronen der edelsten Fruchtbäume reichlich Schatten spenden, der Wein sich in gewaltigen Ranken von Baum zu Baum schlingt, Blumen und zarte Blüten ihre Düfte hauchen und an geschützten Stellen Dattelpalmen ihre Fächer im Winde wiegen. Und wenn die Sonne sich dem Untergange zuneigt, erscheint die grüne Umhüllung mit goldenen Fransen verbrämt, dann erglänzt auch der gelbe Sand, in den die Ebene sich verliert, die Wüste, vor der unmittelbar der grüne Wald aufhört, das Gebirge selbst in den prächtigsten Farbenkontrasten.[16]) Das ist Damaskus, welches die sonnverbrannten Bewohner des Orients in ihrer blumenreichen Sprache mit phantasievollen Namen, wie „Gefieder des Paradiesespfau", „Perle im Halsband der Schönheit", „Rose mit eisernen Dornen", „Auge der Wüste und des Orients", schmücken, in dem alle Herrlichkeiten des Paradieses und des Himmels ihr irdisches farbenprächtiges Prototyp haben. Auf einen Europäer, der an eine höhere Kultur gewöhnt, wird freilich die Ruta nicht diesen überwältigenden Eindruck machen wie auf den Araber und Beduinen, der aus der öden, wasserlosen Wüste kommt und dann die Stadt mit ihrem breiten Kranze von duftenden Gärten und Feldern im Blütenschmuck und den rauschenden Wasserbächen erblickt. Sein Paradies stellt er sich ja nach dem Koran vor als einen Baumgarten, in welchem „Bäche fließenden Wassers" laufen und Früchte ihm in den Mund hängen.

Die Geschichte der Stadt mit ihren wechselvollen Ereignissen ist eine sehr umfassende. Schon in der Geschichte Abrahams (1. Mos. 14, 15) nennt die Bibel ihren Namen: Dammesek (arab. Dimeschk esch- Scham oder einfach esch- Scham); Abrahams Hausvogt,

[16]) Vergl. P. Keppler, Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient. 2. Aufl. Freib. 1895, S. 389.

Elieser, war ein Damaszener. Der Prophet Amos (3, 12) kennt das mit Kunstfertigkeit gearbeitete Gewebe der Stadt, den Damast, und Ezechiel (27, 16—18) gibt Zeugnis von dem Haupthandelsplatz auf der Straße nach Vorder- und Hinterasien. König David dehnte seine Eroberungszüge auch über diesen wichtigen Stützpunkt hinaus (2. Kön. 8, 5 ff.). Aber schon unter Salomo ersteht wieder ein unabhängiges Königtum, dessen Herrscher in den Annalen der israelitischen Königsgeschichte und in den Kriegen mit den Assyriern oft genannt werden. Nach der Schlacht bei Issus (333 v. Chr.) kam Damaskus unter die macedonische Herrschaft, dann unter die der Seleuciden und Ptolemäer, bis es 64 mit Syrien römische Provinz wurde. Einer der ältesten Sitze der jüdischen Diaspora, war es auch der erste Platz, wo sich außerhalb Palästinas eine christliche Gemeinde bildete. Zu allen Zeiten hat dies „Auge des Morgenlandes", wie Julian (ep. 24 ad Serap.) einmal die Stadt nennt, eine glänzende Rolle gespielt. Als politische Grenzwacht gegen die Wüste blieb die Stadt auch den Byzantinern wichtig. In den Kämpfen dieser mit den Persern hatte sie viel zu leiden, unter Heraklius (610—641) wurde ein großer Teil ihrer Bewohner nach Persien in die Sklaverei weggeführt. Mit dem Auftreten des Islam (635) begann die glänzendste Periode der Stadt, die sich unter den Omaijaden-Fürsten zur höchsten Blüte entwickelte, als Mittelpunkt eines Reiches, das sich von Indien bis zum Atlantischen Ozean erstreckte, als Zentrum aber auch arabischer Künste und Wissenschaften und Pflegstätte der Weltgenüsse. Wechselreich waren die Geschicke der Stadt, als die Gewalt überging auf die Abbasiden, die den Schwerpunkt des Reiches wieder von Damaskus weg nach Osten verlegten, und als den Abbasiden die Herrschaft strittig machten die Tuluniden von Aegypten und später die Fatimiden und innere Fehden und Streitigkeiten wie räuberische Einfälle der Seldschuken, Mongolen, Tataren die Kraft des Reiches brachen. Die Kreuzfahrer hatten vergebliche Anstrengungen gemacht, die Stadt zu erobern. Die Helden Seiffedin von Mosul, Nureddin von Aleppo und der kräftige Saladin von Aegypten schlagen in blutigen Waffengängen die heilige Begeisterung und den ritterlichen Tatendurst der Franken nieder. Später, im 14. Jahrhundert, verwüsteten die mongolischen Sturmfluten die Stadt, und 1516 zieht der türkische Sultan Selim in Damaskus ein. Seit dieser Zeit ist Damaskus eine Provinzialhauptstadt des türkischen Reiches.

Während Babylon und Ninive seit vielen Jahrhunderten in Trümmer liegen, prangt Damaskus in ewiger Jugend. Noch immer liegt diese Wunderstadt mitten in der Wüste. Diese Jugend und Fruchtbarkeit und Schönheit verdankt die Stadt vorzüglich dem goldenen Strom, dem Chrysorrhoas, wie ihn die Alten nannten (4. Kön. 5, 12 Amana), der allerdings, aus den Schluchten des Antilibanus entspringend, nur einen kurzen Lauf hat bis zu dem Steppensee östlich von der Stadt, in dem er sich verliert, aber

mittlerweile das dazwischen liegende Land in zahlreichen Kanälen Segen und Fruchtbarkeit spendend durchzieht und eine üppige Vegetation überall hervorruft. Ohne den Barada würde Damaskus eine Wüste sein, durch ihn ist es zu einem Paradiese umgeschaffen, das wie zu der Zeit Edrisis und Hadschi Chalifas noch in den Reiseschilderungen unserer Tage viel gepriesen und bewundert wird:

„Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
— — — — — — — — — — — — —
Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Heideland."

V.

Ein Gang durch die Stadt.

Wenn wir durch die grüne Umwallung in die Stadt selbst eintreten, so erscheint sie weniger poetisch mit ihren winkeligen, schmutzigen Straßen und Gassen, den Bazaren mit ihrem Licht- und Luftmangel, ihrem Lärm und Getöse. Infolge des Mangels an sanitären Maßnahmen lagern erdrückende Gerüche in der Luft; aller Unrat bleibt haufenweise in den Gassen liegen, und wie überall im Orient fungieren nur die Straßenhunde als Reinigungspolizei. Aber doch entfaltet sich gerade in diesen Bazargassen das eigenartige, farbenprächtige, fast vollkommen unverwischte, orientalische Leben. Hochinteressant ist ein Gang durch diese Bazare oder Markthallen[17]), die auf beiden Seiten von Kaufbuden und den dahinter sich erhebenden Mauern der privaten und öffentlichen Gebäude begrenzt und oben durch Gewölbe oder Holzgebälke mit Binsendecken gegen die Sonnenstrahlen geschützt sind; sie sollen sich schon vor der Zeit der Eroberung durch die Araber in Damaskus befunden haben. Allerdings ist der Bazar bezüglich seiner Anlage nicht so sehenswert wie jener in Kairo, da die Hauptbauten infolge früherer Brände ziemlich modern sind und, ähnlich unseren Bahnhofshallen, aus lang ausgedehnten ziemlich breiten Bogenhallen mit geräumigen Läden bestehen. Nur in einzelne Märkte münden engere Bazargassen ein und geben uns so ein ungefähres Bild der früheren Anlage.

Alle Berufszweige sind in eine Art von Gilden eingeteilt, sogar jene der Bettler, und jedes Handwerk ist im großen und ganzen auf einen bestimmten Teil des Bazars beschränkt. Wir finden einen ganz von Antiquitätenhändlern besetzten Gang, eine Schuhmacherstraße, einen Buchhändlerweg, eine Kupfer- und Goldschmiedehalle, einen Sattler-, Drechsler- und Gewürzmarkt, Tuch-, Ellenwaren- und Seidenbazare, Bäcker- und Fleischläden usw. Eine Straße Derb el-Mustakim zieht sich in ganz gerader Linie fast durch die ganze Stadt

[17]) Vergl. Wetzstein, Der Markt von Damaskus in Zeitschr. d. deutsch. Morgenländ. Gesellsch. XI (1857), 475—525.

von Nord-Ost nach Süd-West hin. Es ist der vicus rectus, die gerade Straße, die in der Apostelgeschichte (9, 11) erwähnt wird, und in der man heute noch das Haus des Judas zeigt, bei dem Paulus nach seiner Bekehrung Herberge nahm. Die Römer hatten, eingehend auf die orientalische Bauweise, diese Straße mit Kolonnaden geziert, und zwar mit vier Säulengängen, deren Ueberreste man jetzt noch an und in Häusern sieht. Es muß ein prachtvoller Anblick gewesen sein! Der jetzige breite, luftige und reinliche Bazar (Fahrstraße) ist ein Werk Midhat Paschas, welcher ohne weiteres in die engen, winkeligen Baracken Feuer legen und an ihrer Stelle den jetzigen Bazar bauen ließ, der nach ihm auch el- Midhatije genannt wird.

Die ganze arbeitende und handelnde Bevölkerung zieht des Morgens zum Bazar, und dort herrscht den ganzen Tag ein sehr lebhaftes Kommen und Gehen, ein Hin- und Herfluten der kaufenden und nicht kaufenden, arbeitenden und müßigen Menge. Alles was auf gewerbliche Tätigkeit Bezug hat, spielt sich im Bazar ab, und nirgends besser als im Bazar gewinnt man Einblick in das Leben und Treiben der Morgenländer, in ihre Art zu arbeiten und zu handeln, zu fühlen und zu empfinden. — Der Händler hockt hinter seinen Waren auf der Erde oder auf der Mastaba. Wenn er gerade keinen Käufer hat, so liest er wohl im Koran, verrichtet sein Gebet, entleiht von einem der mit gefüllten Kohlenbecken herumgehenden Nargilehvermieter eine Wasserpfeife oder plaudert mit seinem Nachbarn. Eine geschäftliche Konkurrenz kennt der Araber nicht. Allah, der seinem Nachbarn einen guten Käufer geschickt hat, wird ihm gleichfalls einen solchen zur rechten Zeit senden; hat er doch über seiner Bude mit goldener Schrift die Worte angeschrieben: jâ rezzâk oder jâ fattâh, d. h.: O du, der du den Unterhalt gibst! Und was gibt es nicht alles zu kaufen! Shawls und Stickereien, Teppiche und Seidenstoffe, Tabake und Nargilehs, Schmucksachen und Fayencen, farbige Pantoffeln und perlengeschmückte Tschibuks, Waffen und ciselierte Metallgefäße, Sattelzeug und Pferdegeschirr — kurz, alles Mögliche und Unmögliche wird feilgeboten und verschachert. Bei größeren Einkäufen wird es für den Fremden immer gut sein, sich eines zuverlässigen, mit den Kniffen der Händler vertrauten Vermittlers zu bedienen, denn der gewöhnliche Dragoman erhält meist von dem Händler seine Prozente, so daß man durch beide betrogen wird. Vor rücksichtslosem Abhandeln darf man sich keineswegs scheuen, denn der Orientale rechnet damit, und feste Preise gibt es nur in sehr wenigen Geschäften. Wer zu feilschen versteht, kann billig kaufen, um so billiger, je mehr Zeit und Geduld er daran wendet.

Ein reges Leben, besonders am Nachmittage, herrscht an vielen Stellen in den Bazaren. Hier sieht man den Schuhmacher bei der Arbeit, wie er die gelben und roten Schnabelschuhe in allen Nuancen verfertigt; dort sitzen Matratzenmacher und Wollkrempler, die ihre

Instrumente zum Zupfen der Wolle mit den Zehen fassen; dort verfertigt der Weber die arabischen Seidengürtel; in einer mit Spiegeln behangenen Bude ist der ganz geschickte Barbier unaufhörlich damit beschäftigt, die Köpfe zu rasieren und zur Ader zu lassen; hier — vielleicht im Chan Asad-Pascha, dem größten und schönsten der Stadt, der angeblich 2000 Kamele und 5000 Menschen beherbergen kann — laden Karawanenführer ihre Kamele ab, dort werden sie beladen. Der öffentliche Schreiber, der an der Straßenecke sitzt, wird von Beduinen und Bauern umlagert, der Siegelstecher erfüllt sein wichtiges Geschäft und setzt unter Dokumente das Siegel, denn dies allein, nicht die Unterschrift gilt. Auf den Bänken der Fleischverkäufer werden zugewogene Stücke Hammel- oder Ziegenfleisch oder nicht sehr appetitliches Gekröse feilgeboten; daneben vielleicht hat sich ein Garkoch etabliert, der das in kleine Stücke zerschnittene Fleisch am Spieße langsam röstet oder auch Bohnen und viele andere Gerichte zubereitet. An anderer Stelle wird Brot verkauft, dort Gemüse, Citronen, Apfelsinen, spanischer Pfeffer und dergl. Laut preisen herumziehende Händler ihre Waren an, und ihr Ruf ist orientalischer Poesie nicht bar. Der Bäckerjunge schreit uns beständig, seine Brotfladen anpreisend, in frommer Gesinnung entgegen: jâ rezzâk, „o Nahrungsspender"; d. h. o Gott, der du mir dadurch, daß die Leute meine Ware abkaufen, meinen Unterhalt zukommen läßt; oder auf feineres Gebäck, etwa auf die mit Butter und Traubensyrup bestrichenen und mit Sesam bestreuten Weizenbrötchen hinweisend, ruft er: allâh er- râzik, „Gott ist der Ernährer!" oder akl es- snûnû, „Schwalbenspeise", d. h. Speise für junge Mädchen. Der Träger von Erfrischungen, der einen zweihenkeligen, weiten, aber enghalsigen tönernen Krug oder ein Glasgefäß, gefüllt mit Wasser oder Limonade oder Rosinenwasser oder mit einem Scherbet aus Rosinen, Orangen, Aprikosen, meist mit wohlriechendem Wasser vermischt, auf seinem Rücken trägt, unterbricht wohl von Zeit zu Zeit die künstliche Musik, die er mit den klirrenden Trinkgefäßen in seiner Hand unseren Ohren bereitet, durch den Ruf: „Erfrische dein Herz!" oder „Gutgeklärt, mein Kind!" oder „Lösche den Durst!" Vielleicht tritt gerade ein vornehm gekleideter Wohltäter an ihn heran, bezahlt dem Wasserträger den Inhalt seines Gefäßes oder Schlauches, damit er unentgeltlich ihn verteile, und mit freudiger Hebung der Stimme ruft er: „O Durstiger, die Spende!" (es- sebîl). Höchst originell werden alle Arten von Früchten und Gemüsen umschrieben. Schalkhaft preist der Händler seine Kresse uns an mit den Worten: „Zarte Kresse von der Quelle ed- du' îje; wenn die alte Frau sie ißt, so ist sie am andern Morgen wieder jung." Die gerösteten Pistazien oder Kichererbsen bietet er uns mit der Empfehlung: umm en- nârên, „die Mutter von zwei Feuern", um zu sagen, daß sie gut geröstet seien, oder mit dem Rufe: „hier ist etwas, das die Zähne nicht beißen können," sc. weil es so hart ist. Blumensträuße gar werden uns von dem lustigen Verkäufer angeboten mit dem wohlgemeinten Rate: sâlih

hamâtak, d. h. „besänftige deine Schwiegermutter!“ nämlich, indem du ihr einen so prächtigen Strauß kaufst. Im Bazar der Ellenwaren herrscht bisweilen ein starkes Gedränge und betäubender Lärm. Arabische Weiber, in ihre weißen Leinentücher gehüllt, den kleinen beblümten Schleier vor dem Gesicht, watscheln auf ihren Stelzschuhen von Laden zu Laden, probieren hundertmal und handeln lebhaft mit dem Kaufmann um ein paar Piaster. Scheu und unverschleiert schleichen die kleinen Beduinenweiber durch die Menge, bis sie ihr Auge an all den Herrlichkeiten gesättigt haben. Landleute, von einer ganzen Korona Zuschauer umgeben, feilschen vielleicht um einen Topf oder ein Stück Tuch mit einer Wichtigkeit und viel Lärm, als ob Tausende auf dem Spiel ständen. Dazwischen drängen sich türkische Soldaten in verschlissenen Uniformen, ernstblickende Priester — ihr grüner Turban bezeichnet sie als Nachkommen des Propheten — schreiten einher, Derwische mit hohen spitzen Filzmützen, blinde Bettler mit hölzernem Becher und langem Stock heischen ihre Gaben, und die Gebetsrufer rufen sich von Minaret zu Minaret mit hoher Stimme das Glaubensbekenntnis zu. Dazwischen reitet der türkische Effendi auf reich aufgezäumtem Roß durch das Getümmel, jeden Augenblick muß er innehalten und sein „dahrak, dahrak“ (deinen Rücken = gib acht!) rufen. Von Zeit zu Zeit blickt man auch in eine Leseschule hinein, in welcher ein Lehrer die Jungen den Koran im Chor rezitieren läßt, wobei sie fortwährend den Oberkörper hin- und herbewegen; oder wir sehen, wenn wir gerade eine Gebetsstunde antreffen, etwa in dem Hofe der großen Moschee es- Sinanije, die lange Reihe der Gläubigen mit einem Vorbeter in der Mitte sich niederwerfen. Zwischen den handelnden und feilschenden Gruppen sitzen oft lautlos und ohne sich an das sie umgebende Getöse zu kehren ein paar Brett- oder Dominospieler. Regungslos starren die Partner auf das Brett, und nur wenn ein besonders wichtiger Zug zu machen ist, pflegt sich der Spieler durch einen kräftigen Zug aus der Wasserpfeife zum großen Werk zu stärken. Ebenso trifft man in den zahlreichen Kaffeebuden auf schweigsame Gestalten, welche die Füße auf die strohgeflochtene Bank hinaufgezogen mit würdevoller Ruhe sich dem Genusse des Nargileh hingeben und ihren Kef halten — so nennt der Orientale das stille Hinträumen und momentane Loslösen von allen Erdensorgen.

Ganz besonders enthüllt sich uns das charakteristische Leben und Treiben der Orientalen auf einer Fahrt durch den Meidan, jene langgestreckte südliche Vorstadt, die Hauptausgangsstraße nach Syrien, Arabien und Aegypten. Abendländische Kleidungsstücke tauchen hier und dort wohl auf, aber sie befinden sich in den letzten Stadien ihrer Tragfähigkeit, sind teilweise so von morgenländischen Zutaten ihres modernen Zuschnittes beraubt, daß der orientalische Anstrich nirgends verloren geht. Der weitaus größere Teil der Leute passiert in der einheimischen Tracht: Fez oder Turban, kurze Jacke oder Kaftan, weite Hose und rote Pantoffeln, wie sie eben als „Türken-

kleidung" in unserer Vorstellung Platz hat. Am meisten Eindruck machen die Beduinen, die Wüstenbewohner. Man kann sich nicht satt sehen an diesen schlanken, sehnigen Gestalten mit der braunsammetnen Hautfarbe, den edel geformten Gesichtern, den feurig blitzenden Augen, wie sie wie angegossen auf ihren kleinen Schimmeln oder Isabellen sitzen, die mehrere Meter lange, mit Troddeln verzierte Lanze in der nervigen Faust, das lange, meistens reich verzierte Gewehr vor sich auf den Sattel gelegt. Fast ausnahmslos tragen sie den faltigen, über den Kopf gezogenen Burnus, über den manche eine weiß oder schwarz gestreifte Kamelhaardecke geworfen haben. Die Weiber folgen in Trupps zu zwei oder mehreren flüchtigen Schritts ihren berittenen Eheherren, entgegen der moslimischen Sitte unverschleiert. Doch nicht alle Beduinen machen diesen imposanten Eindruck wie etwa jener Druse mit dem blendend weißen Turban, ausgerüstet mit der Lanze, den schönen Pistolen und dem Schwerte, der auf reich geschmücktem Roß an der Spitze einer bewaffneten Schar einzieht. Gar manche zerlumpte Beduinen mit struppigem Haar und wildem Blick begegnen uns, welche den langen Zug der Kamele begleiten. Dazwischen bringt der Haurianer sein Getreide zu Markt, oder es treibt ein mit viereckigem Filzmantel bekleideter kurdischer Hirte seine Schafe dem Schlächter zu. An zwei Tagen im Jahre besonders ist der Meidan Zeuge eines höchst imposanten, in seiner Farbenpracht echt orientalischen Schauspieles. Dies ist der Tag des Auszuges der großen Pilgerkarawane nach Mekka und in noch höherem Grade der Tag ihrer Rückkehr. Die Pilgerfahrt fängt eigentlich bei Damaskus an. Sobald die drei lärmenden Tage des Beiramfestes vorüber sind, rüstet sich die Stadt zur Pilgerfahrt. In feierlichem Zug wird die vom Sultan gestiftete reich geschmückte Fahne, der „Sandschak" genannt, mit den weiteren Geschenken des Großherrn eingebracht und in festlicher Prozession durch Militär mit Musikbegleitung in das Serail getragen. Am Tage des Auszuges (Hadsch) sammeln sich dann die Pilger, die zum Teil weither aus Persien, Indien, Mittelasien gekommen sind, in ihren bunten Kostümen auf dem großen Platz vor dem Derwischkloster der Vorstadt Meidan, an der „Gottespforte" (Bauwâbet Allâh), um von hier aus die beschwerliche Landreise (bis Medina 27 Tage) zu unternehmen. Reiter eröffnen und schließen den Zug, bei dem der Pascha, welcher ihn führt, von zahlreichen Soldaten begleitet ist, und in dem insbesondere die Würdenträger und Ulemas durch ihre prächtigen Kostüme und die edlen reich aufgezäumten Tiere hervortreten. Den Mittelpunkt des Zuges bildet das auf dem Rücken eines kräftigen Kamels aufgerichtete, mit grünem, goldgesticktem seidenen Tuche behangene heilige Zelt, in welchem ein angeblich vom Chalifen Osman geschriebener Koran aufbewahrt ist, dem dann auf einem reich geschmückten Dromedar der von einem Schech getragene „Sandschak", eine Nachahmung der Standarte des Propheten, folgt. Auch der grünseidene, reich mit Gold durchwirkte und mit goldenen

Schnüren und Quasten an den Seiten versehene Teppich, welcher alle Jahre als Geschenk des Sultans über das Grab des Propheten gedeckt wird, wird im Zuge feierlich einhergetragen. Den Schluß bilden Beduinen, mit ihren langen Flinten und Lanzen bewaffnet, zu Pferde. Eine mehrtausendköpfige, bunt bewegte Volksmenge sieht diesem Schauspiele mit wachsender Neugierde zu, das immer wieder das Feuer moslimischen Glaubenseifers anfacht; die Straßen und Fenster, ja selbst die Dächer sind dicht vom Volk besetzt.

Dies Schauspiel wiederholt sich in noch höherem Maße bei der Rückkehr der Pilger, denen ein festlicher Empfang bereitet wird. Wenn der Zug dezimiert wiederkommt, bringt er fast jedes Jahr drei Geschenke mit: Tausende von Sklavinnen, welche dann „heimlich" verkauft werden, die Cholera und Zündstoff des Fanatismus in Menge.[18])

Seitdem freilich Dampfboote auf dem Roten Meer und dem Persischen Meerbusen den Verkehr vermitteln, ist die Beteiligung an dieser Wallfahrt, dem Hadsch, nicht mehr so groß wie früher, wie ja auch die neu eröffneten Handelswege, z. B. der Suezkanal, den Handel in Damaskus brach legten. Die handelspolitische Bedeutung der Stadt lag ja vor allem darin, daß sie als Sammelplatz der großen Pilgerkarawanen nach Mekka ein Centralpunkt für die Warentransporte aus dem Orontesgebiete und den Euphratländern nach Arabien bildete. Jetzt hat der früher so lebhafte Transithandel den sichereren und weit billigeren Seeweg eingeschlagen, so daß der heutige Karawanenverkehr meist auf Austausch persischer und syrischer Erzeugnisse und die Ausfuhr wesentlich auf Rohprodukte, wie Schafwolle, Häute, Oel, Getreide und Obstsorten, sich beschränkt. Aber immer noch ist Damaskus der wichtigste Markt für alle Beduinenstämme, welche die Oasen der großen syrischen Wüste, des Hamad, bevölkern. Auch die ehemals so berühmte Waffenindustrie, noch heute bekannt durch ihre trefflichen Damaszenerklingen, die sich bei großer Härte durch eine eigentümlich bunte wellenförmig gewässerte Zeichnung auszeichnen, hat längst aufgehört. Die berühmten Schwertschmiede wurden 1399, als Timur die Stadt eroberte, sämtlich weggeführt und brachten das Geheimnis der Verfertigung nach Samarkand und Chorasan, woselbst diese Kunst noch heute blüht.

Wir suchten auch die gepriesenen Gärten der Stadt auf und waren sehr erstaunt, in denselben nichts weiter als gewöhnliche Obstgärten ohne alle Symmetrie, wie man sie bei uns in allen Dörfern sieht, mit daranstoßenden Gemüse- und Getreidefeldern zu finden. Wir waren noch zu sehr Neulinge im Orient, um die Schönheit derselben fassen zu können. Der Reisende, der durch baum- und wasserlose Gegenden Meilen weit gezogen ist, lernt auch diese, wenngleich nur rohen Anlagen günstiger beurteilen und schätzen. Es ist das saftige Grün des immer frischen Grases, es ist der kühlende

[18]) Keppler a. a. O. S. 398.

Schatten der Bäume, vor allem das klare, lebendige, erfrischende Wasser des Barada und seiner Kanäle, welches alle diese Gärten befruchtet. In diesen Gärten, in welchen man nichts erhält als Kaffee, Limonade und eine Wasserpfeife, besteht der Genuß lediglich darin, daß man auf niedrigen Holzstühlen oder einem ausgebreiteten Teppich sich an das fließende Wasser setzt, raucht, ein winziges Täßchen dicken schwarzen Kaffee trinkt und sich dem Nichtstun mit Leidenschaft ergibt — eine kindliche Naturfreude.

An eigentlichen Sehenswürdigkeiten ist Damaskus nicht so reich wie manche andere Stadt Syriens und Palästinas. Die Hauptsehenswürdigkeit ist die im Hauptpunkt von Damaskus gelegene Omaijadenmoschee (Dschâmî el- Umavi), nach den heiligen Stätten von Mekka und Medina sowie der Omarmoschee zu Jerusalem die heiligste in der ganzen muhammedanischen Welt. Heidentum, Christentum und Islam haben an diesem Monumentalbau gearbeitet. Den prunkvollen heidnischen Tempel, von der alternden aber immerhin noch kraftvollen griechisch-römischen Kunst errichtet, hat Kaiser Arkadius (395—404) in eine Kirche St. Johannis Baptistä umgewandelt, die frühzeitig schon sich des Vorzuges rühmte, das Haupt des Täufers zu bergen. Als der Halbmond aufgegangen war (635) und starr über der Stadt stehen blieb, wurde die eine Hälfte der Kirche zur Moschee gemacht, die andere verblieb den Christen, bis im Jahre 705 der sechste Chalif Welid I. auch sie den Christen nahm oder vielmehr abkaufte, wie man sagte. So hat sich der Islam mit den Schätzen der Vergangenheit bereichert und die christliche Kirche in eine prachtvolle Moschee umgewandelt, welche alte Nachrichten als Weltwunder preisen. Durch Timur wurde sie bei der Eroberung 1400/01 in Brand gesteckt, litt jedoch wegen ihres massiven Baues nur wenig.

Leider ist dieser so mächtige und groß angelegte Bau im Jahre 1893 völlig ausgebrannt, und nur der Vorhof mit der Säulenhalle und einige Wanddekorationen mit prächtigen Fliesen geben noch Zeugnis von seiner einstigen Herrlichkeit. Doch auch heute noch — vor der gänzlichen Restauration, die im Werke ist — ist sie eine großartige Anlage mit ihren drei Schiffen auf hübschen korinthischen Säulen, über denen sich eine leichte Arkadenstellung hinzieht, überdeckt von drei einzelnen schrägen Dächern mit sichtbarem Dachstuhl. Von den farbenreichen, Bäume und Häuser darstellenden Mosaiken sind nur noch geringe Reste vorhanden in dem von bunten Marmorpfeilern getragenen, von der berühmten Querkuppel (Kubbet en-Nisr) mit dem achteckigen Tambour und kleinen Rundbogenfenstern überwölbten Querschiff. Zierliche kleine spiralförmige Säulchen umrahmen die nach Süden, nach Mekka zu, gelegenen Gebetsnischen der einzelnen Sekten, dicke, große Teppiche von wunderbarer Farbenpracht bedecken den Boden. Vor dem Transept erhebt sich ein reich dekorierter Bau, den ein goldener Halbmond krönt, von Riesenkerzen umstellt; er birgt nach dem Glauben der Muhammedaner

heute noch das Haupt des Täufers, wie auch heute noch der Damaszener bei dem Haupte des „Jahjâ" (= Johannes) seinen Schwur leistet.

In dem langgestreckten Hofe der Moschee erheben sich drei Kuppelbauten. Die westliche unter ihnen und architektonisch wertvollste, ein auf einem freien Säulenkreis ruhender fensterloser Rundbau, zu dem keine Treppe führt, genannt Kubbet el- chazne, d. i. Schatzkammer, hat in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich gelenkt. In dieser Kubbet sollten nach der Tradition bei der Besetzung von Damaskus durch die Muhammedaner die christlichen Schriften, die ihnen in die Hände fielen, eingemauert worden sein. Vor drei Jahren etwa wurde durch Vermittelung Sr. Majestät unseres Kaisers durch eine Irade des Sultans die Eröffnung dieses Kuppelbaues zur wissenschaftlichen Erforschung seines Inhaltes an Urkunden erwirkt.[19]) Aus den zahlreichen Säcken, die im Orient die Regale unserer Archive vertreten, wurden ans Tageslicht gezogen Moscheenakten und Rechnungen, Koranstücke, arabische und türkische Literatur, aber auch lateinische Urkunden der Kreuzfahrer, hebräische, griechische, ägyptische, georgische, samaritanische Schriftstücke wurden aus der langen in Schutt und Trümmer eingesargten Vergangenheit der Gegenwart zurückgegeben. Wie viele aufeinanderliegende Kulturschichten repräsentieren doch diese verwitterten ehrwürdigen Fetzen! Welch wechselreiche Geschichte malen sie vor unser geistiges Auge!

Drei schlanke Minarets erheben sich über der Moschee; das schönste in der Südwestecke Madinet el- Rarbije, ein Muster der arabischen Baukunst, dürfen wir besteigen. Von der dritten hohen Galerie aus schweift unser Blick weit über die Stadt hin; die Citadelle ragt im Westen, die griechische Kirche im Südosten hervor. Das reiche Grün, das die Stadt wie ein Gürtel umgibt, läßt die Kahlheit der Gebirge, des Dschebel Kasjun und des Dschebel Aswad und Dschebel el- Mani, nur noch schroffer hervortreten.

Das eine der beiden anderen Minarets, genannt Madinet Jsa ('Jsâ, Jesus), erinnert uns an die Legende, daß Jesus am großen Gerichtstage hier erscheinen werde. — Baalstempel, christliche Kathedrale, muhammedanische Moschee — und zuletzt über und nach allen Jesus: dies eine Gebäude ist eine Zusammenfassung der Geschichte und Geschicke des Morgenlandes. An dem südlichen vermauerten Portal der alten Kirche steht heute noch auf dem oberen Torbalken in griechischen Unzialbuchstaben die Inschrift: Dein Reich, o Christ, ist ein ewiges Reich, und deine Herrschaft währet für und für (Ps. 145, 13); Dussaud[20]) hat im Jahre 1901 links davon eine andere griechische Inschrift entdeckt: Gott, der in dem Rate

[19]) v. Soden in Sitzber. der Berlin. Akad. d. Wissensch. 1903, II. 825—830.

[20]) Compte rendu de l'Académie des inscriptions 1902, I. 263.

der Heiligen verherrlicht wird, größer und furchtbarer als alle ringsum (Ps. 88, 8).

Von anderen Moscheen verdient unsere Aufmerksamkeit noch die Dschami Sinanije, d. h. die Moschee des Sinan, mit schönem reichen Stalaktitenportal, ein Ueberbleibsel aus der Zeit der osmanischen Eroberung, meistens mit bunten schönglasierten Fayencekacheln bekleidet, wie auch das Minaret ganz mit grüner und blauer Glasur (kischâni) überzogen ist. Zahlreiche andere Moscheen, besonders in der Vorstadt Meidan, sind halb zerfallen. Für die Erhaltung des Bestehenden oder für größere Reparaturen hat der Orientale in dem ihm eigenen Fatalismus kein Verständnis. Wenn Allah will, daß das Gebäude einfällt, wie kann der Mensch sich erkühnen, störend durch Ausbessern einzugreifen und ihn in seinen Entschlüssen zu hindern! Daher überall im Morgenlande Trümmer und Ruinen, Erinnerung an frühere Pracht — und zutreffend ist das Urteil, das Julius Stinde einmal seiner Buchholzen in den Mund legt: „Der Orient geht an Verwahrlosung zu grunde, er leidet bedenklich an Entzweiigkeit.“ [21])

Mehr als in der Moschee zeigt sich uns die feenhafte Pracht arabischer Architektur, welche den Fabelerzählungen von Tausend und eine Nacht Wahrheit verleiht, wenn wir in eins der vornehmen altarabischen Häuser eintreten. Die Wege, welche zwischen den nach außen meist fensterlosen Häusern hinführen, sind eigentlich nur Fußsteige, eben noch hinreichend breit für einzelne Passanten und Freund Langohr. Einen großen Vorteil hat diese Enge, denn während draußen der Sonnenglast nicht mehr zu ertragen ist, hat man in diesen Maulwurfsgängen es ganz angenehm kühl. Die Orientalen wissen, weshalb sie so gedrängt bauen: sie schaffen sich so die beste Abwehr gegen die Sonnenglut. Rohe Wände aus Stein und Lehm, mehr geknetet als gebaut, flankieren die Straßen, die wenigen Oeffnungen der vorspringenden Obergeschosse sind grob und kunstlos vergittert, ohne den Schmuck der Maschrebijen.

Wie staunt man aber, wenn man aus den engen, unsauberen Gäßchen durch die schmale Tür und den winkeligen Korridor eintretend sich mit einem Male in die Pracht eines mit orientalischer Eleganz eingerichteten Privathauses versetzt findet. Wir betreten zunächst einen meist sehr geräumigen mit bunten Steinen gepflasterten Vorhof, in dessen Mitte ein Springbrunnen in einem Bassin plätschert, während ringsherum Gruppen von Orangenbäumen, Oleander, Granaten, Jasmin oder Topfpflanzen aller Art lauschige Sitzplätze einfassen. An der Südseite, dem Eingange gegenüber öffnet sich eine große, erhöhte offene Halle im Spitzbogen mit Nischen an der Hinterwand und den Seitenwänden, der sogenannten liwan, ein herrlicher Platz, mit seinen Teppichen und Diwans zum Ruhen und Plaudern einladend. Die hohen meist gewölbten Säulengänge und

[21]) Frau Buchholz im Orient. Berlin 1888. S. 162.

Gemächer sind in bunter Marmormosaik oder reich in Stucco behandelt, mit Tafelwerk oder mit Majoliken bekleidet. Die buntfarbigen Fenster, mit netzförmigem Gitterwerk aus Eisen oder Bronze verziert, gießen ein geheimnisvolles, mildes Licht über den Raum, in dessen Mitte ein Marmorbassin mit Springbrunnen Kühlung verbreitet. Kleine Tische mit Perlmutter- und Elfenbeineinlagen und allerlei Nippsachen beleben die Räume. Rings um die Wände laufen gelbe Seidensofas, und persische Teppiche von wunderbarer Farbenpracht liegen auf dem Boden ausgebreitet. Diese, unseren Empfangssalons entsprechenden Räume zeichnen sich mit ihrer Hoffassade vor den übrigen durch ihre reiche Architektur aus, und nur der Eingang zu dem Harem, der Wohnung des weiblichen Personals, genießt eine gleiche oder erhöhte Auszeichnung durch dekorative Ausstattung.

In dem Hause eines Israeliten (bêt Schammai), das wir später besuchten, zeigte sich schon längst nicht mehr der altklassische Stil arabischer Architektur. Marmorreliefs und zahlreiche eingelegte Spiegelchen, kostbares Porzellan und vergoldete Holzornamente, überreich gestickte Kissen und die zu diesem Stil nicht passenden europäischen Möbel machten den Eindruck der Ueberladung und der Geschmacklosigkeit. Hingegen fanden wir im Hause eines vornehmen Christen wiederum schön ausgestattete Räume und erfreuten uns besonders an den Gartenanlagen auf dem Hofe, wo Schlingrosen an den Wänden emporrankten und aus dem weißen Blütenreichtum der auf Beeten ringsum stehenden Citronen- und Orangenbäume gelbe Marschall-Niel-Rosen herablachten und üppige Sträucher weißer und roter Rosen den Boden deckten.

Abgesehen von den Moscheen ist eigentlich nur ein Monumentalbau in Damaskus zu verzeichnen: die Citadelle am Eingange der Altstadt, eine finstere Zwingburg mit trotzigen Mauern und Türmen, in der jetzigen Gestalt ein Werk des Mittelalters. Da die Besichtigung uns nicht gestattet wird, müssen wir uns damit begnügen, wenigstens die Reste der alten Stadtmauer im Osten und Süden in Augenschein zu nehmen, wo auf römischer Grundlage Araber und Türken weiter gebaut haben. Noch ist sie mit malerisch zerfallenen, runden und viereckigen Türmen besetzt, teilweise mit Häusern überbaut. In einem offenbar späteren Mauertrakt wird noch heute bei dem verschlossenen Bab Kisan oberhalb der türkischen Mauer das Fenster gezeigt, durch welches die Christen den Apostel Paulus auf der Flucht nachts in einem Korbe hinabließen (Ap.-Gesch. 9, 25; 2. Kor. 11, 32 f.), und gegenüber diesem Osttor, etwa 50 Schritt entfernt, ist ein Grab des hl. Georg, der dem Apostel bei der Flucht geholfen haben soll. Unweit des Osttores in einer Seitengasse, die sich nördlich von der geraden Straße befindet, soll das Haus des Ananias gestanden haben. Jetzt steigt man daselbst auf guter Treppe in eine lateinische Kapelle hinab. Diese Tradition ist wenigstens glaubwürdiger als jene, welche die Bekehrung Pauli nahe bei den

christlichen Friedhöfen sucht, die im Südosten der Stadt vor dem Bab Kisan gelegen sind. Die Ueberlieferung besteht erst seit dem 18. Jahrhundert. Im Mittelalter wurde der Ort der Bekehrung des Apostels beim Dorfe Kokeb, etwa zwei Stunden westlich von der Stadt, gezeigt.[22])

Der Christ wird gedenken in Damaskus jenes Ereignisses von weltgeschichtlicher Bedeutung. Denn es ist mehr als ein pointiertes Bild, wenn man sagt, daß die große Missionswanderung des Apostels von Antiochien bis Rom ein zweiter umgekehrter Alexanderzug gewesen sei. Seine Mission, mit der der Siegeszug des Christentums beginnt, ist ja die Einleitung der letzten und folgenreichsten Etappe jenes großen Kulturkampfes und Kulturaustausches zwischen Abendland und Morgenland, den bereits „der Vater der Geschichte" als das Hauptthema unseres geschichtlichen Lebens erkannt hat, und der in den Zügen Alexanders d. Gr. seinen ersten Gipfelpunkt mit einem äußeren Siege des Abendlandes erreicht hat. Die große Mission des Christentums ist aber vorzüglich Pauli Werk, das Werk jenes Mannes, der stolz und tapfer nur von einem Titel wissen wollte: „Apostel Jesu Christi."

Wir statten vielleicht noch der Kirche der Jesuiten einen Besuch ab, die auf dem Orte erbaut ist, wo sich einst das Haus des hl. Johannes Damascenus erhob, oder der Franziskanerkirche, wo als Opfer der letzten Verfolgung, dem schrecklichen Blutbad vom Juli 1860, die Gebeine mehrerer Brüder ruhen, oder jener der Lazaristen oder der barmherzigen Schwestern. Noch ist in Erinnerung vieler das Blutbad und die Feuersbrunst, welche im Jahre 1860 durch wilde Drusen- und Beduinenhorden, mit denen das türkische Militär fraternisierte, im Christenviertel angerichtet worden ist, und die Spuren der greulichen Verwüstungen, welche diesen Stadtteil in einen Schutthaufen verwandelten, sind noch sichtbar in den engen und ärmlichen Gäßchen mit den Ruinen gleichenden Häusern. Die Kirchen in diesem Quartier sind sämtlich seit 1860 neu gebaut und enthalten nichts Interessantes. Mit großer Freude aber sehen wir die Frucht aus dem Samen des Märtyrerblutes hervorsprossen: eine ganze Reihe von klösterlichen und charitativen Instituten, denn von den 200 000 bis 250 000 Einwohnern — eine förmliche Volkszählung ist bisher noch nicht durchgeführt worden — sind etwa 40 000 Christen, darunter etwa 700 Lateiner und 15 000 Griechisch-Unierte. Damaskus ist Sitz eines Erzbischofs des syro-maronitischen Ritus, eines Bischofs griechisch-melchitischen Ritus und eines Erzbischofs des reinen syrischen Ritus. Man zählt 8 christliche Kirchen, 14 jüdische Synagogen und angeblich 248 Moscheen und Gelehrtenschulen.

* * *

[22]) Vergl. Saul in „Das Heilige Land" 1897, S. 158.

Solange das Mittelmeerbecken alleiniger Kulturträger der damals bekannten Welt war, teilte sowohl die Betrachtung des Gelehrten als auch das allgemeine Bewußtsein der Gebildeten die Welt in zwei Teile, das Morgenland und das Abendland. Ersteres war umflossen von der Gloriole unermeßlichen Reichtums, hoher alter Weisheit, märchenhafter Pracht; letzteres hingegen lag nüchtern und grau nebenbei, es erschien von der Natur nur mäßig begnadet, sein geistiger Gehalt gegenüber der engeren Kulturwelt arm und einfach, und wo seine entlegenen Gegenden in dunkle Wälder und geheimnisvolles Düster gehüllt waren, da gesellte sich hierzu die Vorstellung des Schreckens und Grausens. Die Vorstellung von Morgenland und Abendland ist gewichen, seitdem man alle Teile der Erde entdeckt und in Besitz genommen hat. Es gibt keine nebelhaften Fernen mehr, in die man nicht vorgedrungen ist, und der Osten sowohl wie der Westen liegen wenigstens in ihren Umrissen klar und offen vor dem Blick des Forschers. Für uns ist in jüngster Zeit der Orient in ganz anderer Weise wichtig geworden als früher. Ikonium und Edessa, Bagdad und Babylon, der Taurus und der Libanon, der Halys und der Euphrat — sie sind nicht bloß Dinge, für die sich Archäologen und Geographen interessieren, sondern ihre Namen begegnen uns tagtäglich in Erörterungen, die sich um unsere unmittelbaren wirtschaftlichen und politischen Bedürfnisse und Aufgaben drehen. Längst sind wirtschaftliche und geistige Beziehungen zwischen dem sagenumsponnenen Morgenlande und dem nüchternen Abendlande angeknüpft, und wir fühlen uns dem Orient gegenüber mehr als Gebende wie Empfangende. Der alte Meister hat recht behalten:

— — — —

„Wer sich selbst und andere kennt,
Wird auch dies erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen."

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm i. W.

Bei Einrichtung bezw. Ergänzung von Schüler- u. Volksbibliotheken empfehlen wir zur Berücksichtigung unsere

Kleine Bibliothek

Jedes Bändchen (broschiert) kostet 30 Pfg.

12 Nummern liefern wir zu Mk. 3.—

25 Nummern liefern wir zu Mk. 5.—

Letzte Nummern:

Nr. 64. Brentano, Klemens, **Das Märchen von Gockel, Hinkel u. Gackeleia.** Bearbeitet von Hans Eschelbach.

Nr. 65/67. Hebel, J. P., **Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes.**
— Auch gebunden zu 1,20 Mk. zu haben. —

Nr. 68/70. **Grimms Märchen.** Für Jugend und Volk ausgewählt und bearbeitet von J. Dierkesmann.
— Auch gebunden zu 1,20 Mk. zu haben. —

Nr. 71/75. Nießen, J., **Die beliebtesten Blumen und Zierpflanzen.** Ihre naturgeschichtlichen Merkmale, ihre Anzucht und Pflege.

Nr. 76. Eichendorff, Josef, Freiherr von, **Aus dem Leben eines Taugenichts.**

Nr. 77. Alberdingk Thijm, Jos. Alb., **Niederl. Erzählungen.**

Nr. 78. Goethe, J. W. von, **Hermann und Dorothea.** Herausgegeben von Dr. Karl Macke.

Nr. 79/80. Schiller, Friedr. von, **Die Jungfrau von Orleans.** Herausgegeben von Laurenz Kiesgen.

Nr. 81. Shakespeare, W., **Macbeth.** Herausgegeben von Dr. Karl Macke.

Nr. 82/83. Dickens, Charles, **Das Heimchen am Herde.** Deutsch von Hans Willy Mertens.

Nr. 84/85. Chateaubriand, F. R. A. de, **Atala. René.** Deutsch von Hans Willy Mertens.

Nr. 86/87. Lessing, **Minna von Barnhelm.** Herausgegeben von Laurenz Kiesgen.

Nr. 88/89. Grillparzer, **Der Traum, ein Leben.** Herausgegeben von Hans Willy Mertens.

Nr. 90/92. **Goethes Gedichte.** Auswahl. Herausgegeben von Dr. Karl Macke, (Erster Band).

Neuer Verlag von **J. P. Bachem** in **Köln a. Rh.**

Gewerbliche Sonntagsruhe und Zentrum

mit Berücksichtigung der übrigen Parteien. Von **Johannes Wenzel**, Domvikar und Erzbischöflicher geistlicher Rat, Mitglied des Deutschen Reichstages. Ein starker Band. 8°. 352 S. Geheftet Mk. 4,—.

Das Kausalproblem.

Erster Teil. **Geschichte des Kausalproblems.** Von **Dr. Albert Lang**, Professor der Philosophie und Apologetik an der Universität Straßburg. Geheftet Mk. 5,—, gebunden Mk. 6,30.

Menschen- und Tierseele.

Eine Studie von **E. Wasmann, S. J.** Geheftet Mk. —,60.

Beiträge zur Geschichte

der Kölnischen Franziskaner-Ordensprovinz im Mittelalter. Nach meist ungedruckten Quellen bearbeitet von **P. Patrizius Schlager**, Priester des Franziskaner-Ordens. Mit Erlaubnis der Ordens-Obern. Geheftet Mk. 3,60, gebunden Mk. 4,80.

Konrads von Würzburg

„Goldene Schmiede". Ein Lobgesang auf die allerseligste Jungfrau Maria. Ins Neudeutsche übertragen und mit einer Einleitung versehen von **B. Arens, S. J.** Mit 6 Kunstdruckbeilagen. In stilgerechtem Original-Einband Mk. 3,—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Breer u. Thiemann, Hamm i. W.

Die Arbeiterschutzgesetze des deutschen Reiches.

1. **Das Krankenversicherungsgesetz.**
2. **Das Unfallversicherungsgesetz.**
3. **Das Invalidenversicherungsgesetz.**

Darstellung der Bestimmungen dieser Gesetze, soweit deren Kenntnis nützlich und für die Berechnungen notwendig ist,

nebst **Aufgaben,** unter Berücksichtigung der verschiedensten Verhältnisse,

bearbeitet von **K. Kamp,** Rektor in Bochum.

— Preis 10 Pfg. —

Das Invalidenversicherungsgesetz ist auch besonders erschienen unter dem Titel:

Das Invalidenversicherungsgesetz vom 13. Juli 1899,

bearbeitet von **K. Kamp,** Rektor in Bochum.

I. Teil: Darstellung der Bestimmungen des Gesetzes, soweit deren Kenntnis nützlich und für die Berechnungen notwendig ist.

II. Teil: Aufgaben unter Berücksichtigung der verschiedensten Verhältnisse.

— Preis nur 5 Pfg. —

Harvard College Library
Oct. 9, 1920
Sever Fund
P Germ 250.1.2

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von

Paul Haffner, Johannes Janssen und E. Th. Thissen

Neue Folge herausgegeben von Dr. Joh. Mich. Raich.

Preis pro Band (12 Hefte) Mk. 4,—, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pfg.

Band XXIII.	15. September 1904.	Heft 12.

Der Koran.

Seine Entstehung, Abfassung und religionsgeschichtliche Bedeutung für den Islam.

Von

Dr. Alois Baldus.

Hamm i. W.
Markt 15.
Druck und Verlag von Breer & Thiemann.
1904.

„Frankfurter Zeitgemässe Broschüren".

Preis pro Jahrgang Mk. 4,00, mit Porto Mk. 4,60, Einzelpreis pro Heft 50 Pf.

Vom laufenden Jahrgange sind bisher folgende Hefte erschienen:

1. u. 2. Heft: **Papst Pius X.** von Dr. Joseph Schmidlin.
3. Heft: **Das heutige Frankreich** von ***
4. u. 5. Heft: **Die Mischehe in Theorie und Praxis, speziell in Preußen,** von Dr. jur. Krueckemeyer.
6. Heft: **Der gregorianische Choral als Liturgie und Kunst** von P. Raphael Molitor, Benediktiner der Beuroner Kongregation.
7. Heft: **Der Kampf in der Schule.** Gedanken über die geistliche Schulaufsicht von einem kath. Schulmanne.
8. Heft: **Leo Nikolajewitsch Tolstois Leben und Lehre** von Dr. Ernst Seydl, Professor an der Wiener k. k. Universität.
9. Heft: **Der vorgeschichtliche Mensch** von Dr. F. J. Scheuffgen, Dompropst.
10. Heft: **England und die soziale Reform** von Athanasius Zimmermann, S. J.
11. Heft: **Ein Ausflug nach Baalbek und Damaskus** von Dr. Aug. Bludau, Universitäts-Professor.
12. Heft: **Der Koran.** Seine Entstehung, Abfassung und religionsgeschichtliche Bedeutung für den Islam. Von Dr. Alois Baldus.

Folgende Beiträge sind in Aussicht genommen:

Die preussische Schulreform und die Stellungnahme für Katholiken von Prof. Dr. J. B. Seidenberger.
Der gegenwärtige Stand der Frauenfrage von A. Roesler, C. SS. R.
Die Gesellenfrage im Mittelalter von Dr. Christ. Meyer, Staatsarchivar.
Deutsche Dramaturgie von Dr. Rich. v. Kralik.
Die Reichsfinanzreform v. Dr. A. Ott.
Der „deutsche Michel" von Dr. August Gerlach.
Chateaubriand und die Neuromantik von Laurenz Kiesgen.
Zur deutschen Mythologie von Josef Seeber.
Entwickelung der kirchenpolitischen Zustände auf der pyrenäischen Halbinsel von A. Zimmermann, S. J.
Die soziale Bedeutung und die Ziele des Charitasverbandes von Prälat Dr. Lorenz Werthmann.
Der gemeine Pfennig von G. Seiler.
Die Lohengrin-Dichtung und ihre Deutung von R. Heinrichs.
Die Pflege der Bildung in den Arbeiterkreisen von A. J. Endris, Rektor.
Peter Rosegger von Ansgar Pöllmann, O. S. B.
Der Rhein als Handels- und Verkehrsstrasse von Karl Kollbach.
General Joseph von Radowitz von Joseph Claßen.
Schillers Jungfrau von Orleans. Hat sie der Dichter in seiner „romantischen" Tragödie als Heilige dargestellt? Von Prof. Nik. Scheid, S. J.
Weltuntergang von Jos. Plaßmann, Universitäts-Lektor.
Gegen den Strom! Moderner Parlamentarismus oder berufsständische Vertretung? Ein Wort zur politischen und sozialen Misere von F. Norikus.
Pädagogische Charakterköpfe des 19. Jahrhunderts von A. Steeger.
Der Wein im altwestfälischen Wirtschaftsleben von Georg v. Detten, Landgerichtsrat.
Zur Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung in der kath. Kirche von A. Steeger.

Zu beziehen (auch zur Ansicht) durch jede Buchhandlung und direkt vom

Verlag von Breer & Thiemann in Hamm i. W.

Der Koran.

Seine Entstehung, Abfassung und religionsgeschichtliche Bedeutung für den Islam.

Von **Dr. Alois Baldus.**

Die vorliegende Arbeit ist aus einem im März 1902 im Katholischen Bürgerverein zu Trier gehaltenen populär-wissenschaftlichen Vortrage entstanden. Er sollte, gestützt auf die neuesten Bearbeitungen des Koran, dem gebildeten Laienpublikum einen Einblick in die Grundlagen des Islam geben. Veranlassung zu der Arbeit bot mir insbesondere die öfters gemachte Erfahrung, daß selbst bei Gebildeten in gelegentlichen Besprechungen des religiösen und sittlichen Lebens der Mohammedaner vielfach falsche Vorstellungen von der Person des „Propheten", der Entstehung und dem Inhalte des Koran zu Tage traten. Während die einen in Mohammed nur einen gemeinen Menschen und raffinierten Schwindler sehen, sind die anderen geneigt, ihn einen Vergleich mit Jesus Christus aushalten zu lassen. Desgleichen wird denn auch der Koran einerseits zu niedrig und andererseits viel zu hoch eingeschätzt.

Solchen irrigen Ansichten über den Mohammedanismus zu begegnen, war der Zweck meines Vortrages und ist heute der Grund zur Veröffentlichung desselben im Druck. Zu tieferen Studien über diesen Gegenstand ist durch die angegebene Literatur der Weg gezeigt.

* * *

Einen ebenso seltenen wie interessanten Schatz birgt das Handschriftengewölbe der Trierer Stadtbibliothek. Er ist orientalischer Herkunft und verdankt seine Uebersiedelung nach dem Westen der Anhänglichkeit eines alten Trierers an seine Vaterstadt. Das Begleitschreiben, welches man ihm an der inneren Seite seines ledernen Gewandes festgeheftet, bespricht seine Schicksale. Es lautet: „Der Koran, erbeutet durch t' Hooff, Kommandant der niederländischen Kriegsbrig „Haifisch", in einem Gefechte mit Seeräubern vor Magindanao (südlichste der Philippinen-Inseln) beim Eiland Kalatoa (zwischen Celebes und Flores) den 6. Juny 1845. — Von Java mitgebracht und der Stadtbibliothek verehrt durch C. Schömann." Diese mohammedanische Bibel, das islamitische Lehr- und Lesebuch κατ' ἐξοχήν, ist ein in sorgfältiger und korrekter Schrift hergestelltes und gut erhaltenes Exemplar seiner Art. Auf 237 Blättern enthält es sämtliche 114 Suren und fügt denselben noch einen kleinen Nachtrag von fremder Hand hinzu. Von seinen mohammedanischen Besitzern scheint es zu frommen Zwecken eifrig benutzt worden zu sein; das beweist das stark abgegriffene und verwischte erste Blatt, welches die von jedem Moslim öfters zu wiederholende Gebetssure enthält.

Diese seine religiös-rituelle Bestimmung hat das Buch nunmehr verloren. Es ruht friedlich und einträchtig neben den christlichsten Handschriften. Doch es wäre schade, wenn unser Interesse an ihm nur ein bibliographisches bleiben und sein Inhalt nur mit vornehmer Ignorierung von uns bedacht werden sollte. Bietet es uns doch vielleicht vieles Interessante und für das Verständnis des religiösen Denkens und Fühlens von beinahe einem Achtel der Gesamtzahl aller Erdenbewohner manches Wissenswerte. Lange hatte es überhaupt gedauert, bis seit Entstehung des Islam der Koran dem Abendlande bekannt wurde. Wohl erschienen zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts einige Exemplare des arabischen Textes zu Venedig im Druck und boten damit dem Abendlande den ersten Einblick in die ebenso eigenartige wie zeitweise weltbeherrschende Religionsgesellschaft der Mohammedaner; doch die Zahl derselben war so gering, daß z. B. schon am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts kaum jemand mehr darum wußte. Erst der Ausgang des siebzehnten und der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts brachten uns neue Ausgaben des Koran. Daneben laufen allerdings Uebersetzungen aus dem sechszehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert — eine lateinische, italienische, holländische und die erste nach dem Urtexte angefertigte deutsche von David Friedrich Megerlin aus dem Jahre 1722. Wie sehr nun auch freilich fast bis auf unsere Zeit der in seinem gegen alle anderen Religionen als die der „Ungläubigen" sich abschließenden Fanatismus aufgewachsene Moslim bestrebt ist, jedem Fremden den Einblick in sein religiöses Denken und Empfinden zu verschließen, so konnte er es doch nicht hindern,

daß die abendländischen Gelehrten sich mit islamitischer Literatur, besonders der des Koran in den letzten zwei Jahrhunderten eifrig beschäftigten. Unter Zuhilfenahme und Berücksichtigung dieser tiefgehenden und scharfsinnigen Untersuchungen möge es mir daher verstattet sein, ein Bild der „Türkischen Bibel" zu entrollen, welches uns einen Blick in die Entstehung, die Anlage und die hauptsächlichsten Lehren dieses seltsamen Werkes und somit die Grundlage des ganzen Islam in seinen verschiedenartigen Formen gewährt.

I.

Im fünften Jahrhundert lebte Arabien in einem Gewirre der verschiedensten religiösen Systeme. Ursprünglich dem Götzen „Natur" durch Verehrung von Sonne und Mond huldigend, ward man durch den Verkehr mit anderen Völkern, namentlich Römern und Persern, auf diesem Wege weitergeschoben und brachte auch anderen sinnlichen Gegenständen, den sogenannten Dinggöttern, Opfer. Die Zahl dieser Götter wuchs zu einer das religiöse Gemüt verwirrenden Unzahl an. Denn niemandem stand das Recht zu, dem Volke hier Einhalt zu gebieten. Jeder einzelne Stamm des Landes wählte sich nach seinem Gutdünken seine Götter, denen außerdem noch jede einzelne Familie ihre eigenen besonderen hinzufügte. Selbstverständlich bedingten die verschiedenen Götzenbilder auch verschiedene religiöse Vorstellungen und Meinungen. Ein solches Konglomerat von Göttern und Religionen konnte das Volk natürlich nicht befriedigen. Da kamen Juden und Christen ins Land, welche Verfolgungen und religiöse Streitigkeiten von Heimat und Glaubensgenossen losgelöst und auf Arabiens unwirtliche Steppen hinausgetrieben hatten. An diese lehnte sich der Araber an. Namentlich erregte das Judentum sein höchstes Interesse. Galt doch seit unvordenklichen Zeiten des Abraham und der Hagar Sohn Ismael als Ahnherr des arabischen Wüstenvolkes und somit zugleich auch als Bindeglied zwischen ihm und den Söhnen Judas. Aus innerer Unzufriedenheit mit seinem polytheistischen Durcheinander sowohl wie in dem Gefühle enger Stammesverwandtschaft mit dem Judenvolke schwang sich daher der Araber allmählich von seinem Fetischdienste und Sternenkult zur Verehrung eines höchsten göttlichen Wesens — Allah genannt —, das alle übrigen Götter durch seine Wahrheit, Reinheit und Macht überstrahlte, auf und räumte ihm vor allen den Anspruch auf Verehrung ein.[1]) Zum Ausdruck kam diese in Gebeten und Opfern bei

[1]) Adolf v. Kremer, Gesch. der herrschenden Ideen des Islam (Leipzig 1868), weist p. 122 darauf hin, daß der arabische Name für die Gottheit: Ilâh (hebräisch: Eloah) stammverwandt ist mit dem alten Namen für Sonne: Ilâhah, und meint, „die Vermutung läge nahe, daß dieser Name ihr (der Sonne) beigelegt worden sei, weil die Nomaden, die in der Wüste sich ihrer

den Wallfahrten, die alljährlich viermal von Tausenden nach Mekka unternommen wurden. Hier umzog man singend und betend das Nationalheiligtum, die Kaaba, ein von tausendjähriger Sage umwobenes Gebäude, in dem schon Abraham seinem Gotte geopfert und zu dem der Himmel selbst einen Baustein gespendet haben soll. Hatte der Pilger dem religiösen Drange seines Herzens genügt, so ergab er sich hier auch profanen Genüssen. Dichter und Redner traten auf, die Großtaten der Volkshelden zu rühmen; Spiele und Märkte boten Belustigungen; kurz — der ganze Mensch kam zu seinem Rechte. So war Mekka der Mittelpunkt des nationalen Lebens für den Araber geworden; ich dürfte es mit Jerusalem in seiner Bedeutung für den Juden vergleichen. Manche Häupter der einzelnen Stämme stritten sich lange um die Herrschaft in dieser Metropole. Da gelang es endlich Kussai, die weltliche und geistliche Macht über Stadt und Umgegend an sich zu reißen. Er ward der Stifter des Stammes der Kureischiten, der vierte Ahnherr des das ganze religiöse und staatliche Leben der Halbinsel organisierenden Propheten und Königs Mohammed.

„Es ist eine schwierige Aufgabe," schreibt ein deutscher Historiker[1]), „hinter der Wolke von Weihrauch, womit religiöse Verehrung, hinter den Dünsten von Schmähungen, womit fanatischer Haß das Bild Muhammeds umhüllt, die wahre Menschengestalt zu erkennen und in seinen Reden und Handlungen den Glauben eines Schwärmers und Verzückten von den berechneten Eingebungen der Leidenschaft, der Politik oder des Betruges zu scheiden"; denn fast ausschließlich der Koran und moslimische Tradition sind hier die Quellen des Biographen. Dennoch will ich versuchen, das zur Behandlung meines Themas Notwendige aus dem Leben Mohammeds darzulegen.

II.

Mohammed ward im Jahre 571 n. Chr. zu Mekka geboren. Nach dem Stande seiner Eltern gehörte er der ärmeren Volksklasse an. Nachdem er schon bald nach seiner Geburt seinen Vater und im sechsten Lebensjahre seine Mutter verloren, kam er in das Haus seines Großvaters Abd al Muttalib und nach dessen Tode zu seinem Oheim Abu Talib. Durch seinen Großvater, der bei den Pilgerfahrten Dienste in der Kaaba zu verrichten hatte, wurde ihm Gelegenheit, zu dem Nationalheiligtum Arabiens in nahe Berührung zu treten. Durch seinen Oheim und andere Verwandte, Kaufleute, die er auf ihren Reisen begleiten durfte, lernte er Sitten und Ge-

Einwirkung ununterbrochen ausgesetzt fühlten, in ihr die starke heilige Gottheit erkannten."

[1]) Weber, Allgem. Weltgeschichte (Leipzig 1864), p. 36.

bräuche der übrigen arabischen Völker und namentlich auch die Religion der Juden und Christen im Westen und Norden des Landes kennen. Somit war er schon als Knabe und Jüngling in die Möglichkeit versetzt, eine Parallele zu ziehen zwischen dem Werte seines vaterländischen Götterkultes und dem der monotheistischen Religionen. Doch ist uns aus dieser Zeit von einer eingehenden Meditation, die er hierüber angestellt hätte, nichts bekannt. Erst als ihm in seinem 25. Lebensjahre die reiche vierzigjährige Kaufmannswitwe Chadidja in Mekka ihre Hand angeboten, scheint er sich immer mehr vom kaufmännischen Leben zurückgezogen und in der Einsamkeit religiösen Betrachtungen hingegeben zu haben. Mit ihm im Verkehr stand Waraka ben Naufal, ein Vetter seiner Frau, der zuerst zum Judentum und dann zum Christentum übergetreten war. Dieser besaß eine ziemliche Vertrautheit mit dem Alten und Neuen Testament und hatte sogar aus dem letzteren einiges ins Arabische übersetzt. Inwieweit jedoch die religiösen Anschauungen dieses Christen für das religiöse Denken Mohammeds bestimmend gewesen sind, läßt sich nicht feststellen. Sicher ist, daß in diesen Jahren in ihm der Glaube an „einen Gott, der durch Propheten seinen Willen kundgibt, und an ein Jenseits, in dem die Frommen belohnt und die Gottlosen bestraft werden“[1]), sich festsetzte. Man glaubt in neuester Zeit — vielleicht mit Recht —, daß Mohammed mit diesem Prophetenwort nur die Reichen, die ihr Besitz leicht zum Falle bringt und zur Gottlosigkeit führt, zur werktätigen Liebe an der Armut habe aufrufen und so die in der großen Handelsstadt Mekka bestehende soziale Kluft zwischen Reich und Arm habe überbrücken wollen.[2]) Andere sind der Ansicht, „das damals in Arabien bestehende Juden- und Christentum habe der Mängel zu viele an sich getragen, als daß sich Mohammed einem von diesen in die Arme habe werfen können“[3]), und er habe sich deshalb zu einer eigenen monotheistischen Religion durchgerungen. Auch wird oft darauf hingewiesen, daß Mohammed vor einer Verbindung mit dem Judentum durch sein hochentwickeltes nationales Gefühl bewahrt worden sei; denn „da mit den religiösen Lehren des Judentums unlöslich die Hoffnungen auf Wiederherstellung des Reiches Davids sich verbanden, mußte jeder Proselyt auch das Opfer seiner bisherigen nationalen Ueberzeugung bringen, um sich mit Recht Jude nennen zu können“[4]).

Bei dieser wichtigen Frage nach den Gründen für Mohammeds Religionsstiftung, die jedenfalls nie vollständig gelöst werden wird, ist jedoch vor allem nicht außer acht zu lassen, daß Mohammed Epileptiker war. Bald nach seiner Geburt war er von seiner Mutter

[1]) Weil, Historisch-kritische Einleitung in den Koran (Bielefeld 1878), 2. Aufl., p. 12.

[2]) Grimme, Mohammed 1. Teil: Das Leben (Münster 1892), p. 14.

[3]) Weil a. a. O. p. 11.

[4]) Grimme, Mohammed 2. Teil: Einleitung in den Koran ꝛc. (Münster 1895), p. 31.

einer Amme auf dem Lande mit Namen Halima zur Pflege übergeben worden, die ihn jedoch bald wegen krampfhafter Anfälle — Halima schrieb diese der Einwirkung böser Geister zu — seiner Mutter zurückbrachte. Diese Anfälle wiederholten sich bei Mohammed bis in sein Mannesalter hinein öfter, und er selbst glaubte anfangs hierin unter der Macht der Djnnen (Dämonen) zu leiden. Später, als er sich ernstlich mit religiösen Reformideen beschäftigte, mag er in solchen Ohnmachtsstadien das Mittel zum Verkehr mit himmlischen Geistern gesehen und das, was ihn in solchem Zustande seiner aufgeregten Phantasie auf religiösem Gebiete gepackt, leicht als Eingebung Gottes angesehen haben. Schwer läßt sich jedoch hier zwischen Selbsttäuschung und berechnetem Truge die Grenzlinie ziehen. Ueber seine Offenbarungen sagt Mohammed selbst: „Manchmal sehe ich einen Engel in Menschengestalt, und er spricht mit mir; manchmal aber vernehme ich, ohne jemanden zu sehen, Töne wie von einer Schelle oder Glocke (bekanntlich gehört heftiges Ohrensausen auch zu den Symptomen der Epilepsie); da wird es mir sehr arg; wenn er (der Engel) mich dann verläßt, habe ich aufgenommen, was er mir geoffenbart".[1]) Auch liefert Abu Hureira folgenden interessanten Beitrag zur Frage nach der Form der Offenbarungen Mohammeds: „Wenn die Offenbarung zu Mohammed herabkam, konnte keiner von uns seine Augen zu ihm erheben, nach einem anderen Berichte ward er böse, wenn man ihn ansah, sein Gesicht war mit Schaum bedeckt, seine Augen schlossen sich, und manchmal brüllte er wie ein Kamel".[2]) Sicher ist, daß Mohammed über den Charakter des Geistes, der in solchen Ohnmachten zu ihm sprach, sich anfangs selbst nicht klar war, und erst das Zureden seiner Frau Chadidja vermochte ihm die Furcht, es mit einem bösen Geiste zu tun zu haben, zu nehmen. Später jedoch hat er sicherlich in vielen Fällen aus ganz bestimmten egoistischen Gründen seine Offenbarungen verbreitet. Da war er — wie Weil[3]) sagt — „nicht mehr vom Geiste Gottes, sondern von seinem eigenen Ich getrieben. Wir bedürfen, um dies zu erweisen, nicht der Koranverse, die er im Namen des Himmels verkündet, um die entlassene Frau seines Adoptivsohnes zu heiraten, um seinen Harem nach Belieben zu vergrößern oder um einen größeren Anteil an der Beute zu haben (vergl. Sure 8, 42). Der erste Blutstropfen, der in seinem Namen in dem hl. Monate vergossen ward, bezeichnet ihn als einen Menschen, in dem irdischer Schlamm die hl. Flamme des Prophetentums erstickt."

In der ersten Zeit war Mohammed deshalb mit der Verbreitung seiner Lehren auch sehr vorsichtig und teilte dieselben nur seiner Frau und seinen vertrautesten Freunden mit. Erst auf die zweite angeblich himmlische Erscheinung hin, in der ihn der Engel Gabriel selbst zur Predigt aufgefordert haben soll, trat er — es war in seinem

[1]) Weil, Mohammed der Prophet (Stuttgart 1843), p. 43/44. Anm. 48.
[2]) Weil a. a. O. ebenda.
[3]) Weil a. a. O. p. 393.

40. Lebensjahre — öffentlich lehrend auf. Jedoch nur einen kleinen Kreis von Anhängern vermochte er an seine Neuerung zu ketten. Viele, namentlich Leute der besitzenden und herrschenden Volksklasse, Kureischiten, wandten sich höhnend von ihm ab. Außer seiner Frau, seinem Vetter Ali, seinem Oheim Abu Talib und Abu Bekr rekrutierten sich seine Gläubigen nur aus den ärmeren Volksklassen. Erst spät gewann er Unterstützung bei einflußreichen Männern, wie Omar und Hamza. Nach dem Tode seiner Gattin, der begeistertsten Anhängerin seiner Neuerungsideen, ward seine Lage in Mekka immer gedrückter. Wohl arbeitete er eifrig an dem Ausbau seiner Lehre und bemühte sich bei jeder passenden Gelegenheit um deren Verbreitung. Doch der Erfolg war gering. Mekka war kein geeigneter Boden für ihn. Als er daher bei den zur Kaaba pilgernden Bewohnern der im Norden gelegenen Stadt Jahtrib, des späteren Medina, ein offeneres Ohr für seine Predigten gefunden, wandte er sich immer mehr von den Mekkanern ab und den Medinensern zu. Er hielt sogar mit letzteren heimliche Versammlungen in Mekka ab und machte sich dadurch seine Vaterstadt zur Feindin. Deshalb plante er seine Flucht nach Medina. Dieselbe kam zur Ausführung im Jahre 622 und bildet unter dem Namen Hedschra den Ausgangspunkt der islamitischen Zeitrechnung.

In Medina lebten schon seit längerer Zeit Juden, Christen und Araber im Streite um die Führung auf religiösem und staatlichem Gebiete. Da war es für Mohammed leicht, als Reformator aufzutreten. Er suchte in seinen Lehren und Gesetzen, die er von nun an nach ihrer dogmatischen bezw. ethischen und rituellen Seite hin bedeutend erweiterte, nach Möglichkeit besonders den monotheistischen Vorstellungen der die Majorität bildenden Juden Rechnung zu tragen und gewann in einem Jahre die Hälfte der Stadt für sich. Jetzt fühlte er sich als Herrscher. Sein Ziel war, seine Macht über die ganze Halbinsel auszudehnen und zunächst Mekka, den Mittelpunkt des bisherigen politischen und religiösen Lebens, in seine Gewalt zu bekommen. Zu diesem Zwecke rief er die Kaaba in Mekka als Heiligtum des Islam aus und forderte zum „hl. Kriege" gegen die Ungläubigen daselbst und zur Entreißung des hohen Gutes aus ihren Händen auf. Aus dieser Zeit datiert auch die Bestimmung der Kibla, d. h. der Gebetsrichtung nach Mekka. Hierdurch sowohl wie auch durch die phantastische Entstellung der Geschichte Abrahams, den er als Stammvater acceptierte, setzte er sich in Gegensatz zu der Ueberlieferung der Juden und machte sich diese zu Feinden. Doch das hielt ihn in seinem Zuge gen Mekka nicht auf. Es kam zur Schlacht bei Badr, in der Mohammed siegte. Darauf belagerte er mit Erfolg manche Juden in ihren festen Burgen. Inzwischen aber hatte sich Mekka gegen den Neuerer gerüstet und zog mit einem großen Heere auf Medina los. Mohammed rückte mit seinen Streitern aus den Mauern der Stadt heraus, wurde aber am Berge Ohod geschlagen und mußte zurückfliehen. Die Mekkaner belagerten

nun Medina, wurden jedoch durch die Ungunst der Witterung und Uneinigkeit in den eigenen Reihen gezwungen abzuziehen. Hierdurch ermutigt, stürmte Mohammed erst recht gegen alle, welche sich ihm entgegenstellten, mit dem Schwerte in der Hand an. Grausam ging er mit den Juden ins Gericht, weil sie sich bei der Belagerung Medinas neutral gehalten hätten; 600 Männer ließ er auf offenem Markte hinschlachten und viele Frauen und Kinder in die Sklaverei verkaufen. Dann richtete er wieder seinen Blick auf Mekka. Dasselbe fiel ihm im Jahre 630 durch Uebergabe vollständig in die Hände und ward somit zum Zentrum des Islam. Mohammed selbst kehrte nach Medina zurück und starb daselbst im Jahre 632.

III.

Alles, was Mohammed während seiner zweiundzwanzigjährigen Prophetentätigkeit als vermeintliche Wahrheit des Himmels den Menschen verkündet hat, nennt er Koran, d. h. Vorlesung oder Verkündigung. Denn er behauptet, seine Lehren und Gesetze, die er den Gläubigen als Lebensrichtschnur gab, durch Gesandte des Himmels mit der Weisung empfangen zu haben, sie den Menschen zu verkünden. So steht in Sure 85 zu lesen: „Wahrlich, dies ist der ruhmreiche Koran, niedergeschrieben auf der im Himmel aufbewahrten Tafel", und in Sure 80: „Wahrlich, dieser Koran ist eine Ermahnung (wer guten Willen hat, behält ihn im Gedächtnis), niedergeschrieben auf ehrwürdigen, erhabenen und reinen Blättern, mit den Händen hochgeehrter und gerechter Schreiber (d. h. Engel)". Daher umfaßt das Wort „Koran" eigentlich den Inhalt aller Predigten Mohammeds. Später wurde dasselbe auf die schriftlich fixierten Lehren des Propheten beschränkt.

Es ist eine Streitfrage, inwieweit Mohammed selbst bei der Abfassung seines Gesetzbuches direkt beteiligt gewesen sei. Manche behaupten, er sei des Schreibens überhaupt nicht kundig gewesen, und dasjenige, was zu seinen Lebzeiten niedergeschrieben worden, sei die Arbeit seiner Sekretäre. Doch diese Anschauung wird m. E. erfolgreich bestritten mit Sure 69, 44—46, wo es heißt: „Falls er (Mohammed) über uns törichtes Gerede vorbrächte, würden wir seine rechte Hand ergreifen und seine Schlagader durchhauen". Wie könnte dies gesagt sein, wenn man sich Mohammed nicht als wirklich schreibend vorstellen dürfte! Freilich hielt Mohammed selbst nicht viel vom geschriebenen Worte Allahs, und dazu hatte er besonderen Grund. Ihm mußte daran liegen, daß seine einzelnen Offenbarungen, so lange er lebte, nicht gar so schnell als unveränderliches Erbgut aller Gläubigen festgelegt und gesichert würden. Denn manche Sure, deren Inhalt ihm früher richtig erschienen, mußte später als seinen Zielen und Absichten im Wege stehend ver-

schwinden. Sicher ist daher, daß bei dem Tode Mohammeds der Koran, wie er uns heute als Lehr- und Gesetzbuch des Islam vorliegt, weder in seiner Vollständigkeit noch in seiner Anordnung bestanden hat. Dasjenige, was zu Lebzeiten Mohammeds aufgezeichnet worden war, war zerstreut auf Palmblättern, Pergament, Knochen, Steinen und anderen rohen Schreibmaterialien zu lesen. So kam Abu Bekr, Mohammeds Freund und Nachfolger in der Regierung, dazu, alle schriftlich fixierten Lehren Mohammeds durch einen Schreiber in Buchform fassen zu lassen. Wenn hierbei nun auch mit ziemlicher Genauigkeit verfahren und von bedeutenden Zusätzen, Auslassungen und Aenderungen wohl nicht die Rede sein dürfte, weil manchen fanatischen Moslimen die Worte Mohammeds noch im Gedächtnisse gegenwärtig waren, so wäre es andererseits aber doch zu weit gegangen, wollte man die vollständige Identität dieser Sammlung Abu Bekrs mit den Offenbarungen Mohammeds behaupten. Dieselbe erlitt übrigens später noch einmal eine Korrektur unter Othmann, der die einzelnen Handschriften genau vergleichen ließ, und befindet sich in dieser Gestalt im wesentlichen unverfälscht heute in unseren Händen.

Der Text des Koran wird in 114 Suren oder Abschnitte eingeteilt. Es ist wahrscheinlich, daß Mohammed selbst schon die einzelnen Offenbarungen voneinander abteilte und sie mit dem Namen „Sure", d. h. Offenbarung[1]) belegte. Heute bezeichnet Sure das einzelne Kapitel des Koran. Keineswegs ist aber durch diese Surenabteilung dem Buche in seiner Gesamtheit eine auf inneren oder äußeren Gründen basierende vernunftgemäße Ordnung gegeben worden; weder in systematischer noch chronologischer, sondern in rein willkürlicher Reihenfolge folgt Sure auf Sure. Es herrscht in dem Ganzen „ein Wirrwarr, der nicht nur den europäischen Gelehrten, wenn er auch noch so vertraut mit dem Leben Mohammeds ist, zur Verzweiflung bringt, sondern auch die tüchtigsten muselmännischen Interpretatoren".[2]) Hören wir, was Goethe in seinem „West-östlichen Diwan" darüber sagt: „So wiederholt sich Sure für Sure. Glauben und Unglauben teilen sich in Oberes und Unteres; Himmel und Hölle sind den Bekennern und Leugnern zugedacht. Nähere Bestimmungen des Gebotenen und Verbotenen, fabelhafte Geschichten jüdischer und christlicher Religion, Amplifikationen aller Art, grenzenlose Tautologien und Wiederholungen bilden den Körper dieses heiligen Buches, das uns, so oft wir auch daran gehen, immer von neuem anwidert, dann aber anzieht, in Erstaunen setzt und am Ende Verehrung abnötigt." Bis auf die letzten Worte stimme ich dem Dichter zu. Doch von einer Bewunderung verspüre ich nur wenig und von Verehrung erst recht nichts bei solcher Lektüre in meinem Herzen. Diese weitschweifigen Schilderungen können wohl anfangs wegen ihrer phantasie-

[1]) Vergl. das nähere über „Sure" bei Weil, Mohammed ꝛc. Anm. 570 p. 361/62.

[2]) Weil, Einleitung p. 62.

vollen und märchenhaften Form frappieren und anziehen, wirken aber auf die Dauer in ihrer Langatmigkeit einschläfernd auf den Leser. Auch finden wir nur in den zuerst geoffenbarten Suren einen Anlauf zu rhetorischem Schwunge; die späteren gehen mit ihren Rechts-, Sitten- und Kultvorschriften immer mehr in harte, steife Prosa über, in eine Prosa, „die der an den Haaren herbeigezogene Reim durch die immer wiederkehrenden, am Schlusse der Verse angehängten Worte: „Gott ist gnädig, möchtet ihr doch verständig werden" — „Gott ist allwissend, die Sünder trifft schwere Pein" und dergleichen mehr entstellt als ziert".[1]) Höchste Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht für sich, daß Mohammed hierzu durch die Vorwürfe seiner Landsleute veranlaßt wurde, die da sagten: „Ihm ist nicht zu glauben; er ist ein Dichter, Wahrsager, Besessener." (Vergl. die Suren 69, 52, 21, 81.) Freilich galt die unvergleichliche Schönheit des Koran für jeden Moslim als unantastbar; würde ihm doch die Kritik in diesem Punkte sehr teuer zu stehen gekommen sein, vielleicht den Kopf gekostet haben. Doch der Abendländer kann ruhiger und nüchterner über die Poesie des Koran urteilen. Ganz besonders widert es uns an, wenn Mohammed die ernsten und klaren Schilderungen unserer Bibel durch Verdrehung, Fälschung und märchenhafte Weiterspinnung zu den scheußlichsten Zerrbildern gestaltet, um sie der Leidenschaftlichkeit seiner Zuhörer genießbar und seinen Zwecken dienstbar zu machen.

Um übrigens wenigstens einige äußere Ordnung in dem Koran herzustellen, haben schon seit Jahrzehnten bedeutende Orientalisten den Versuch gemacht, nach Zeit und Ort der Abfassung die einzelnen Suren zusammenzustellen. So kommt es, daß wir heute von mekkanischen und medinensischen Suren reden nnd unter den ersteren diejenigen verstehen, die der „Prophet" bis zur Hedschra, und unter den letzteren, die er von da ab bis zu seinem Tode als Offenbarungen des Himmels kundgab. Die erste Gruppe charakterisiert sich inhaltlich durch ihren vorwiegend dogmatischen Gehalt, während die zweite mehr die äußerlichen Pflichtwerke und den islamitischen Ritus zusammenfaßt.

Es leuchtet ein, daß Mohammed nur dann für seine Worte bei dem mit dem traditionell fest begründeten Götzendienste innig verwachsenen Araber Glauben finden konnte, wenn er mit seiner Person in den Hintergrund trat und Allah das Wort ließ. Hieraus erklärt sich die Form der Einleitung bei jeder Offenbarung. Allah spricht durch den Engel oder auch direkt zu Mohammed und dieser dann wieder im Auftrage Allahs zu den Gläubigen. So kommt es, daß in dem Moslim die Ueberzeugung von der Göttlichkeit des Koran festbegründet und später noch genauer dahin definiert wird, daß der Inhalt des göttlichen Buches in der Nacht Elkadar vom Sitze Gottes in den untersten Himmel herabgesunken und von dort

[1]) Weil, Mohammed ꝛc. p. 387.

aus stückweise durch den Engel Gabriel dem Mohammed geoffenbart worden sei.

IV.

Suchen wir nun den inneren religiösen und ethischen Gehalt des Koran etwas tiefer zu ergründen. Manche Orientalisten haben diesen Weg vor uns zu beschreiten gewagt und sich in den durch alle Suren ordnungslos zerstreuten Glaubens- und Sittenlehren des Islam zurecht zu finden gesucht. Und wenn auch „die Glaubenseinigkeit und der religiöse Sinn der Mohammedaner" im Verhältnis zu dem „stets zwischen entgegengesetzten Ansichten hin- und herschwankenden Europäer" und der hohe Wert „einer von dem religiösen Gefühl allein beherrschten Civilisation" — wie ein namhafter Gelehrter[1]) dem Islam nachrühmt — mich nicht so sehr anziehen, — denn ich bin von der Wahrheit solcher Hochachtung atmenden Worte nicht überzeugt —, so lohnt sich doch wohl die Mühe, den Religionsideen desjenigen Mannes in seinem Testamente nachzuspüren, der anfangs vielleicht aus Liebe zur Wahrheit und aus Mitleid zu den in nutzlosem Götzendienst verkommenden Stammesgenossen, später aber meist aus klug berechneter Befriedigung seiner ehrgeizigen und herrschsüchtigen Gelüste mit den hauptsächlich aus dem jüdischen Tempel ausgebrochenen Steinen seinem Volke einen Opferaltar errichtete und ihm nach dem Muster des Dekalogs für das sittliche Leben seine Direktive gab.

Was lehrte Mohammed über Gott, die Schöpfung, Offenbarung, die Bestimmung des Menschen, und welches Sittengesetz übergab er seinen Gläubigen?[2])

Bei Besprechung dieser einzelnen Punkte bitte ich zu beachten und auch auf meine Ausführungen Anwendung finden zu lassen, was im Jahre 1772 Megerlin seiner deutschen Uebersetzung des Koran vorausschickte: „Die Uebersetzung des Koran, nach orientalischem Geschmacke abgefaßt, kann nicht so angenehm und reizend ausfallen, als andere Schriften. Kurz: Ein arabischer Scherbetstrank läßt sich leichtlich nicht in eine teutsche Mandelmilch verwandeln. Mahomet hat selbst von Heiden, Juden und Christen manche fremde und ungereimte Sachen aufgenommen, so auch oft wunderlich in den teutschen Ohren klingen müssen".[3])

---

[1]) Alfred von Kremer, a. a. O. Vorwort VIII.

[2]) Bei Beantwortung dieser Fragen hat mir namentlich das oben angeführte Werk Grimmes besondere Dienste geleistet, da ich hierin in ausgiebigem Maße die Theologie des Koran zusammengestellt fand.

[3]) M. D. F. Megerlin, Die türkische Bibel (Frankfurt a. M. 1772) p. 35—36.

A.

Beginnen wir mit dem Gottesbegriffe Mohammeds.

Nur allmählich und schrittweise entwickelte Mohammed seine Idee von Gott. Wir haben oben in den einleitenden Worten über die Ansicht des heidnischen Arabers von Gott bemerkt, daß sich bei ihm schon in vorislamitischer Zeit der Begriff eines höchsten göttlichen Wesens, das über allem throne, herausgebildet und den Namen „Allah" geführt habe. Anfangs mochte es dem neuen Propheten bedenklich erschienen sein, seinem höchsten und einzigen Gott diesen allgemeinen Titel, den des arabischen Zeus, beizulegen und zwar aus Furcht vor einer unheilvollen Verwechselung der beiden Gottesbegriffe. Er bedient sich deshalb in der ersten Zeit seiner Prophetentätigkeit vorkommenden Falles auch immer nur des Wortes Rabb oder Rabby (Herr, mein Herr). Erst nachdem er in mindestens 30 Suren unter diesem Namen den Gläubigen seinen einzigen und alleinherrschenden Gott vorgestellt und ihnen sein Wesen und Wirken klar zu machen versucht hat, wagt er es mit der bei Juden und Arabern wohl auf dasselbe Wurzelwort zurückzuführenden Bezeichnung Gottes: Allah oder Al- Ilâh — ich erinnere an el und elohah bei den Hebräern — hervorzutreten. Seine nächste Aufgabe ist es nun, die unumschränkte Macht dieses seines Allah gegenüber den heidnischen Göttern zu verteidigen. Er tut dies in indirekter und direkter Weise, indem er einerseits den Heidengöttern ihre göttliche Existenz abstreitet, wie in Sure 21, 22: „Gäbe es im Himmel oder auf Erden außer Allah noch andere Götter, so müßten ja beide zu Grunde gehen," und andererseits, indem er alles, was in der Natur, um den Menschen und in ihm vorgeht, als alleinige Tat Allahs charakterisiert (80, 17—32): „Aus was hat Allah den Menschen geschaffen? ... Er bildete ihn ... dann läßt er ihn sterben und in das Grab legen. Darauf wird er ihn, sobald er will, wieder auferwecken. ... Der Mensch sehe doch nur einmal auf seine Speise. Wir gießen den Regen herab in Güssen und spalten dann die Erde in Spalten und lassen hervorsprossen: Korn, Weintrauben, Kräuter, Oliven- und Palmenbäume und Gärten, mit Bäumen dicht bepflanzt, und Obst und Gras, für euch und euer Vieh."

„Allah" — so führt Sure 43 weiter aus — „ist der Herr des Himmels und der Erde ...; es gibt außer ihm keinen Gott." Und dieser Gott ist, wie Sure 34, 4 dartut, allwissend: „Du aber sage: Mein Herr weiß, was im Himmel und auf Erden gesprochen wird; denn er hört und weiß alles." Auch die Ewigkeit ist Allah eigen; denn in Sure 112 heißt es von ihm: „Allah ist der einzige und ewige Gott; er zeugt nicht und wird nicht gezeugt, und niemand ist ihm gleich."

Zu diesen Eigenschaften des einzigen und alleinigen Gottes, denen der Allmacht, Weisheit und Ewigkeit, tritt dann die der Liebe und Barmherzigkeit. Allah ist „der Versöhnende und Gnädige, der

Herr des glorreichen Thrones" (Sure 85, 12). Er ist es, der aus reiner Barmherzigkeit zu den Menschen diesen den Tag zur Arbeit und die Nacht zur erquickenden Ruhe geschenkt, der ihnen Sonne und Mond gegeben, die Erde fruchtbar und Meer und Flüsse schiffbar gemacht, so daß — wie es in Sure 14, 37 heißt — „wenn sie die Wohltaten Gottes zählen wollten, sie ihre Zahl nicht fänden." Diese unbegrenzte Güte trägt Allah auch den ehrenden Beinamen „er Rahman"[1]), der Erbarmer, ein. Noch viele andere epitheta ornantia werden ihm in den einzelnen Suren beigelegt: edel, milde, verzeihend, gewaltig, hoch, herrschend, siegreich, die unter dem fast jedesmal obenangestellten dogmatischen Leitsatze in ihrem oft recht schwülstigen Pleonasmus wohl für den phanthasievollen Araber ihre Berechtigung haben, doch zur Klarstellung des mohammedanischen Gottesbegriffes einer tieferen Bedeutung entbehren.

Gott, der Allgewaltige, ist der Schöpfer des Himmels und der Erde. Den Himmel schuf er als Wohnung für sich und die Engel, die Erde für die übrigen Wesen. Ueber dem Ganzen steht sein Thron.[2]) Sure 2, 356: „Es umfaßt sein Thron den Himmel und die Erde." Eine Vorstellung vom Himmel gibt uns Sure 40 in den Worten: „Da schied er ihn (d. i. den Dampf, aus dem der

[1]) Im Anschlusse hieran seien die Hinweise auf die anscheinend sich entwickelnde Trinitätslehre Mohammeds erwähnt. Adolf v. Kremer glaubt nämlich annehmen zu sollen, Mohammed bediene sich des wahrscheinlich aus der christlichen Liturgie entlehnten Namens „Rahman", um den Erlöser zu bezeichnen, und fährt dann wörtlich fort (a. a. O. p. 7): „Aus derselben Quelle erhielt er auch Kenntnis vom hl. Geiste und lief hierdurch für kurze Zeit Gefahr, in die christliche Trinitätslehre zu verfallen. Bald aber gewahrte er den Fehltritt und machte ihn wieder gut, indem er den Rahman und den (hl.) Geist mit Allah verschmelzte: Allah oder Rahman ist dasselbe, auf Gott passen alle schönen Namen (Sure 17, 110)." — Grimme erklärt a. a. O. p. 51—52 den koranischen „Amr" (= Wort, Befehl) als einen Ausfluß Gottes; er sei ursprünglich als Wort des göttlichen Mundes gedacht und als solches von rein geistiger Natur. Diese habe von Anfang an in die Schöpfung hineingesprochen, wie Sure 41, 11 dartue: „Darauf bildete er sie zu 7 Himmeln in 2 Tagen und bedeutete jeder Himmelszone ihren Amr." Daneben lenkt der Gelehrte unsern Blick auf Ruh (= Geist), wie er z. B. in Sure 40, 15 auftritt: „Der Höchste in der Stufenreihe der Seienden, der Herr des Thrones, sendet den Ruh" und betont dann die Aehnlichkeit dieser Emanationskette: Gott — Amr — Ruh mit der bei den Kirchenvätern, speziell Origenes, gegebenen Erklärung der christlichen Trinitätslehre. Die Schwierigkeit liegt nur in Amr — unserem Logos, der zweiten Person in der Gottheit vergleichbar —, den sich Mohammed nicht entschließen konnte, dem Isa ben Mariam (Jesus) gleichzustellen. Mag er darum auch der christlichen Dreifaltigkeitslehre ziemlich nahe gekommen sein, später wird sie von ihm infolge des gröbsten Mißverständnisses, nämlich der Gleichstellung der 3 Personen mit Gott, Jesus und Maria heftig bekämpft; vergl. Sure 5, 82 und 5, 125. Aus diesen Stellen ersehen wir auch, daß dem Mohammed jegliche zutreffende Vorstellung von der christlichen Trinitätslehre abgeht; er spricht darin deutlich von 3 Göttern. Daher werden die Christen von ihm auch stets des Tritheismus beschuldigt (vergl. Gerok, Christologie des Korans, Hamburg 1839, p. 71).

[2]) Nach Grimme p. 46 jedenfalls als ungeschaffen und ewig zu denken, ebenso wie das Kitâb (das Buch).

Himmel gebildet ward) in sieben Himmel und teilte jedem Himmel seinen Amr[1]) zu; dann schmückten wir den untersten Himmel mit Leuchten und machten ihn zu einer Wacht."

Mitbewohner Gottes im Himmel sind die von Gott geschaffenen Engel. Sie sind von Allah dazu berufen, sowohl den Glanz seines Thrones zu umgeben und zu erhöhen, als auch den Menschen als Schutz und Wächter zu dienen, ja sogar — ganz der christlichen Lehre entsprechend — Fürbitte für die Menschen am Throne Gottes einzulegen. Darauf deutet Sure 40, 7 ff.: „Die Engel, welche den Thron Gottes tragen und ihn umgeben, ... sprechen: O, unser Herr ... vergib denen, die da bereuen und in deinen Wegen wandeln, und befreie sie von der Höllenstrafe. Führe sie, o Herr, in Edens Gärten, die du ihnen und ihren Vätern, ihren Frauen und Kindern, so da rechtschaffen gehandelt, versprochen hast", und Sure 50, 16: „Wenn die zwei zusammentreffenden Engel dem Menschen begegnen, einer ihm zur Rechten und einer ihm zur Linken, dann wird er kein Wort hervorbringen können, und nur der Wächter neben ihm ist geschäftig aufzuzeichnen". Selbstverständlich sind die Engel als die ersten Diener Gottes und Werkzeuge in seiner Hand auch die Ueberbringer seiner Botschaften an die Menschen, wie sie ja auch — und besonders der höchste unter ihnen, Gibril (Gabriel) — Allahs Willen als Offenbarung dem größten Propheten Mohammed mitgeteilt haben. Neben Gabriel steht — an Rang ihm gleich — Mikal (Michael).

Eine besondere Klasse dieser himmlischen Geister — Zabanija — versieht ferner mit ihrem obersten Schergen Malik an der Spitze den Wächterdienst in der Hölle.

Außer den Geistern rief Allah aber auch noch Geschöpfe ins Dasein, welche nach ihrem inneren Wesen auf der einen Seite sich den Engeln, auf der anderen den Menschen nähern: die Dschinnen. Kenntnis von ihnen hatte Mohammed schon durch die altarabische Tradition erhalten, wo sie ungefähr den Charakter unserer Elfen tragen, spukartiger Mächte, die in ihrem Verkehre mit dem Menschen diesem meist Schaden zufügen; sie nahm er als Dämonen in den Kreis der geschaffenen Wesen auf. Ihrer Entstehung nach bringt er sie jedoch dem Menschen näher — sie sind aus dem Feuer des Wüstensandes geschaffen — und läßt sie anfangs in friedlichen und freundschaftlichen Verkehr mit den Erdenbewohnern treten. Sie lauschen auch gerne den Worten des Propheten und kehren dann heim zu den Ihren, um ihnen die hierdurch empfangenen wundersamen Eindrücke zu schildern: „Sie (die zurückkehrenden Lauscher) sagten: O, unser Volk! Wir haben eine Schrift vernommen, welche nach Moses geoffenbart worden und welche die frühere Offenbarung bestätigt, die leitet zur Wahrheit und auf den richtigen Weg" (Sure 46, 29—30).

[1]) Vergl. p. 365 Anm. 1.

Später erweiterte Mohammed den Kreis der Dschinnen, indem er ihnen in berechnetem Entgegenkommen gegenüber den heidnischen Arabern die außer Allah bestehenden Gottheiten hinzufügte. Wegleugnen mochte er diese aus diplomatischen Gründen nicht; ihnen neben Allah einen Platz einräumen konnte er auch nicht. Deshalb nahm er sie unter die Dämonen auf. So wird Sure 34, 39 verständlich, wo es heißt: „An jenem (dem jüngsten) Tage wird er alle (Menschen) versammeln und die Engel befragen: Haben diese euch verehrt? Die Engel aber werden antworten: Gott bewahre! Du nur bist unser Beschützer und nicht diese. Die Dschinnen haben sie verehrt, und an diese haben die meisten geglaubt". Auf diese Weise gereichen nunmehr die Dschinnen den Menschen oft zum Verderben und dies umsomehr, als ihnen auch der Schaïtan oder Iblis (aus dem griechischen διάβολος), der oberste Teufel, noch zugesellt wird. Woher aber kommt plötzlich dieses Unheil bringende Wesen? Es verdankt seine unglückselige Existenz — ähnlich dem Berichte der Bibel — einer Auflehnung gegen Gott. Es verweigerte Allah die Huldigung, doch nicht ihm selbst, sondern dem Werk seiner Hände, dem Menschen. Der Koran berichtet hierüber in Sure 38, 73—85: „Einst sagte dein Herr zu den Engeln: Ich will einen Menschen aus Lehm schaffen, und wenn ich ihn gebildet und ihm von meinem Geiste eingehaucht haben werde, dann fallet vor ihm nieder und verehret ihn. Und die Engel allesamt verehrten ihn also, nur der Teufel war hochmütig und ungläubig. Gott sagte zu ihm: Was hält dich denn ab, o Satan, den zu verehren, den meine Hände geschaffen? Bist du zu stolz oder zu vornehm dazu? Er aber antwortete: Deswegen, weil ich besser bin denn er; denn mich hast du aus Feuer und ihn aus Lehm geschaffen. Gott aber erwiderte: Weg von hier, mit Steinen sollst du verjagt werden, und mein Fluch soll auf dir ruhen, bis am Tage des Gerichtes. Da sagte er: O, mein Herr, sieh mir nach bis zum Tage der Auferstehung. Und Gott antwortete: Du sollst zu denen gehören, denen nachgesehen wird bis zum Tage der bestimmten Zeit."

So sind die Dschinnen, mit Schaïtan an der Spitze, zu Verführern der Menschen und somit zu ihren größten Feinden gestempelt. Sie sind mit den Opfern ihrer Verführung die einstigen Bewohner der Hölle: „Sie werden nun in die Hölle hinabgeworfen werden, sowohl die Verführer als die Verführten, das ganze Heer der Teufel" (Sure 26, 94—97).

Wenden wir nun unseren Blick der Erschaffung, Ausstattung und Bevölkerung der Erde zu. Es würde zu weit führen, wollte ich hier den ganzen Schöpfungsbericht des Koran anführen und zerpflücken. Er lehnt sich, in verschiedene Suren zerstreut, an den der Bibel an. Allah schafft Himmel und Erde als eine Masse; dann trennt er beide voneinander, bevölkert die Erde mit Lebewesen, spannt das Himmelsgewölbe darüber, läßt Sonne und Mond entstehen und gießt das Leben spendende und erhaltende Element des

Wassers hernieder. Alles ist zur Ehre und zum Lobpreise Gottes geschaffen, vorzüglich der Mensch, dem Allah noch besonders durch des Propheten Mund seine Herrlichkeit kundtut. Diese bevorzugte Stellung des letzteren berechtigt ihn aber auch, alle die übrigen Geschöpfe als zu seinem Dienste und Ergötzen geschaffen zu betrachten.

Die Erschaffung dieses ersten Menschen wird in Sure 38, 71—72 erzählt: „Einst sagte dein Herr zu den Engeln: Ich will einen Menschen aus Lehm schaffen, und wenn ich ihn gebildet und ihm von meinem Geiste eingehaucht haben werde, dann fallet vor ihm nieder und verehret ihn." Allah ist es also, der dem Gebilde der Erde, dem Leibe, seinen Geist einhaucht, und dies nicht bloß bei Adam, sondern — wie aus anderen Koranstellen hervorgeht — bei allen seinen Nachkommen, z. B. Sure 32, 8: „Dann formt er den Menschen und haucht ihm von seinem Geiste ein." Aus dem Adam wurde die Eva durch Gottes allmächtige Hand gebildet.

Die Seele des Menschen birgt in sich zwei Triebe, den des Guten und den des Bösen, deren Leitung und Beherrschung in der Macht Allahs ruht. Wohl werden nämlich alle Menschen aufgefordert, nur die Wege Gottes zu wandeln: „Deshalb richte dein Antlitz gerade auf zur wahren Religion als ein Rechtgläubiger gemäß der Einsetzung, welcher er die Menschen geneigt erschaffen hat" (Sure 30, 29), doch ihre Rettung aus der Macht des Bösen hängt nur vom Willen Gottes ab: „Wir werden erretten diejenigen, welche wir wollen" (Sure 12, 110).

In dem ersten Menschen konnte anfangs der Trieb zum Bösen nicht die Oberhand gewinnen. Da gelang es dem Schaitan, dessen Entstehungsgeschichte wir oben kennen gelernt, ihn zum Bösen zu verführen. Er hatte von Gott die Erlaubnis erhalten, an dem Menschen die Macht seiner Verführungskünste zu versuchen: „Darauf sagte Gott: Gehe hin, es sei so. Doch wenn einer von den Menschen dir folgt, dessen Lohn sei die Hölle zur reichlichen Vergeltung seiner Taten. Und verführe von ihnen mit deiner Stimme, wen du kannst, beliste sie mit deinen Berittenen und Fußgängern, sei ihr Genosse unter ihren Schätzen und bei ihren Kindern, und mache ihnen schöne Verheißungen" (Sure 17, 65 u. 66).

Von der ihm von Allah verliehenen Gewalt machte der Schaitan zum ersten Male bei Adam und Eva Gebrauch, indem er sie dazu verführte, von der verbotenen Frucht zu essen. Sie fielen in Gottes Ungnade, erlangten aber bald wieder seine Verzeihung. Nur wurden sie aus Allahs Nähe verbannt und mußten ein mühseliges Leben führen: „Wir haben zuerst den Menschen erschaffen in der besten Lebenslage. Nachher aber haben wir ihn verwerfen und hinuntersetzen müssen in den niedrigsten und verächtlichsten Zustand" (Sure 95, 4—5). Sein Los teilten alle späteren Geschlechter. Doch dies war das einzige Uebel; von einem Uebergehen der Schuld Adams auf seine Nachkommen kennt der Koran nichts.

Nicht sollen jedoch die Menschen ihrem Hang zum Bösen und der Verführung Schaitans allein überlassen bleiben. Gott erbarmt sich ihrer, wenn sie auf sein Wort hören, sich vom Götzendienst enthalten und zur Gemeinschaft der Gläubigen wenden wollen. Er läßt ihnen zu diesem Ende die Lehren des Kitab oder des Koran, des himmlischen Buches mitteilen: „Diesen (den Propheten Isaak, Jakob, Noah, David usw.) haben wir gegeben die Schrift, Weisheit und das Prophetentum; sollten jene (die Koraischiten) nun nicht daran glauben wollen, so übergeben wir dies einem Volke, das nicht so ungläubig ist. Diese hat Gott geleitet; darum folge du ihrer Leitung. Sprich: Ich fordere keinen Lohn für den Koran von euch, ihr Mekkaner; denn er ist nichts anderes als eine Mahnung an alle Menschen" (Sure 6, 90). Solcher Propheten hat Gott nun im Laufe der Jahrhunderte mehrere auf die Erde gesandt. Ihre verschiedenen Namen weisen auf ihre vielseitige Berufstätigkeit hin: Nadir = Warner, Mudakkir = Prediger, Halifa = Stellvertreter Gottes, Nabi (aus dem Hebräischen entlehnt) = Prophet. Ursprünglich freilich waren alle nur „Warner", Gesandte Gottes, die das in Götzendienst und Ungerechtigkeit verstrickte Volk auf seine Abwege aufmerksam machen und seinen Blick auf Gottes Strafgericht hinlenken sollten. Bei der Auswahl dieser Prophetengestalten ging Mohammed geschickt und diplomatisch vor. Er machte sich hierbei einesteils die altarabischen Sagen von dem Untergang verschiedener in Unglauben und Laster versunkener heidnischer Völkerschaften, die er durch einen Gottgesandten mahnen läßt, zu nutze, und andernteils läßt er auch die Geschichte der Juden, mit denen er ja rechnen mußte, in weitem Umfange zu ihrem Rechte kommen. Geschichte sowohl wie Tradition werden allerdings in einer Weise vergewaltigt, wie es nur ein auf die große Phantasie seiner Zuhörer spekulierender Araber wagen durfte.

Sieben Propheten sind es besonders, um die sich alle anderen gruppieren, drei Araber: Sâlih, Hud und Schoaib, die, von Gott gesandt, sein Strafgericht einer gleichen Anzahl Völker verkünden, und vier Hebräer: Noe, Lot, Abraham und Moses, die ebenso vornehmlich die Rache Gottes ihrem Volke predigen. Diese sieben als die bedeutendsten und ältesten Vorläufer des größten Propheten Mohammed schmückt der Koran mit dem ehrenden Titel Mathani, d. h. Wiederholungen (sc. des himmlischen Buches), wie es in Sure 15, 85 heißt: „Schon haben wir dir 7 von den mathani und den großen Koran zugebracht".[1]) Diese Siebenzahl wird nun

[1]) Freilich folge ich in dieser Erklärung des Wortes „mathani" der Ansicht Grimmes a. a. O. p. 77 im Gegensatze zu manchen früheren Erklärern dieser Stelle, die dieselbe folgendermaßen übersetzen: „Wir haben dir auch geoffenbart die ersten 7 Verse, welche oft wiederholt werden müssen, und den hl. Koran." Sie verstehen dann unter den 7 Versen die 1. Sure, die bei keinem Gebete des Moslim fehlen darf. Vergl. z. B. die beiden deutschen Uebersetzungen von Megerlin (1772) und Ullmann (1840). Auch

durch eine lange Reihe anderer Propheten, zu der die jüdische Geschichte das Hauptkontingent stellt, ergänzt. Selbst Adam empfängt, obschon er gefallen, nach seiner Rehabilitation vor Gott dessen Lehren. Diesem reihen sich außer Noe, Abraham und Lot an: Isaak, Ismael und Josef. Neben Moses steht Harun (Aaron). Es folgen dann David, Salomon, Jonas, Hiob, Elias und Elisäus. Die Geschichte dieser Männer lehnt sich in der Hauptsache an die Bibel und jüdische Tradition an. Für viele weiteren Zusätze und manches ausschmückende Beiwerk dürfte Mohammed die alleinige Quelle sein. Es würde zu weit führen, alle die Erweiterungen, mit denen der Koran als mehr oder minder interessanten Episoden die Biographien dieser altehrwürdigen Gestalten bedacht hat, zu erwähnen. Eine Probe aus der Geschichte der zwei hervorragendsten israelitischen Könige möge genügen: „Dem David schon hatten wir von unserer Herrlichkeit verliehen, und wir hatten gesagt: O, ihr Berge, singet mit ihm wechselweise Preisgesang; und dasselbe befahlen wir auch den Vögeln. Und wir machten für ihn das Eisen weich und sagten: Mache vollkommene Panzer daraus und füge sie gehörig in Ringe und (ihr Leute vom Hause David) handelt nur rechtschaffen; denn ich sehe, was ihr tut. Dem Salomon machten wir den Wind untertänig, der einen Monat des Morgens und einen Monat des Abends blies, und wir ließen sogar eine Quelle mit geschmolzenem Erz für ihn fließen. Auch mußten nach dem Willen seines Herrn Geister in seiner Gegenwart für ihn arbeiten, und wer von diesen von unseren Befehlen abwich, der mußte die Strafe des Höllenfeuers hinnehmen. Sie machten für ihn, was er nur wollte, Paläste, Bildsäulen und Schüsseln, so groß wie Fischteiche, und feststehende Kessel; und wir sagten: O, ihr Leute vom Hause David, handelt rechtschaffen und seid dankbar; denn nur wenige meiner Diener sind dankbar. Und als wir beschlossen, daß Salomon sterben sollte und er tot war, da entdeckte ihnen, den Geistern, nur ein Erdwurm, der seinen Staub durchfraß, seinen Tod. Und da nun sein Leichnam zur Erde fiel und die Geister dies gewahrten, so erklärten sie, daß, wenn sie dies Geheimnis gewußt hätten, so würden sie nicht bei dieser schmachvollen Strafarbeit verblieben sein." (Sure 34.)

Auch in der Geschichte des Christentums suchte und fand Mohammed Propheten: Johannes (Jahja genannt) und Jesus (Isa ben Mirjam). Die Geschichte des ersteren weicht nicht allzu sehr von den Berichten unserer Evangelien ab; dagegen erfährt der Stammbaum und die Lebensgeschichte Jesu eine Umformung, die mit der Bibel oft im krassesten Widerspruch steht. Zunächst verwechselt Mohammed Maria mit Mirjam, der Schwester des Moses, und macht deshalb auch Imran (Amram), des Moses Vater, zum Vater Mariä. Maria ward dem Priester Zacharias in Obhut gegeben.

Weil a. a. O. p. 353 Anm. 556 bezieht mathani ebenfalls auf die 1. Sure und sucht die Erklärung für das Wort dann entweder in der zweimaligen Offenbarung der 1. Sure oder in der Verpflichtung, dieselbe öfter zu beten.

Gott haucht sie an, und sie empfängt einen Sohn; sie flüchtet sich in die Wüste und kehrt später, noch vor der Geburt desselben, wieder zurück. Sie wird Mutter des Isa (Jesus). Derselbe ist ein hochbegnadeter Gesandter Gottes, Wort von Gott, Geist von Gott; doch Gott selbst — wie die Christen wollen — ist er nicht. Isa selbst antwortet am Gerichtstage auf die Frage Allahs: „O, Isa ben Mirjam, hast du jemals zu den Menschen gesagt: Nehmet mich und meine Mutter als zwei Götter an?" — „Das sei fern von mir; du würdest es wissen, wenn ich es gesagt" (Sure 5, 125). Isa verkündet den Menschen die Botschaft des Himmels und wirkt auch zum Beweise seiner Gottesgesandtschaft Wunder; so z. B. formt er Vögel aus Ton und belebt sie, heilt Kranke usw. Sein Tod am Kreuze ist nur ein scheinbarer. Gott nimmt ihn zu sich und belohnt ihn.

Als letzter der Propheten tritt Mohammed auf. Seine Mission, wie sie in den zuerst geoffenbarten Suren sich kundgibt, ist nur die, das strafende Gericht Gottes zu verkünden. Erst später fügen sich diesen Gedanken andere über Gott, Verhältnis des Menschen zu Gott usw. an. Sie sind zum Teil mit einer Schwurformel eingeleitet, in der die Engel als Boten Gottes und Ueberbringer seines Wortes aufgeführt werden, wie im Anfange der Sure 77: „Bei den Engeln, die aufeinanderfolgend in ununterbrochener Reihe herabgesandt sind und sich in schnellströmender Bewegung fortbewegen; bei denen, die seine Gebote ausstreuen und auf der Erde verbreiten; bei denen, welche Wahres von Falschem trennen, und bei denen, welche die göttlichen Ermahnungen überbringen zur Sündenentschuldigung oder Strafbedrohung, das, was euch angedroht ist, wird eintreffen." Später sind besonders die Visionen Mohammeds das Medium für Allahs Botschaft an die Menschen. In solchen seelisch gehobenen Stimmungen erscheint dem Propheten nur ein Gesandter Gottes, dessen Namen anfangs nicht genannt und erst später als der Engel Gabriel bezeichnet wird. Hierdurch hebt sich Mohammed in seiner Prophetenstellung weit über alle seine Vorgänger empor. Deshalb verläßt er auch bald das Amt eines Strafpredigers und offenbart Lehren dogmatischen und ethischen Gehaltes. Von nun an tritt er in ein innigeres Verhältnis zu Allah und nähert sich ihm so weit, als es ihm, ohne Gefahr zu laufen, seine Menschlichkeit zu verlassen, möglich ist. Uebernatürliche Kräfte und Eigenschaften sich zuzuschreiben, hat er sich gehütet, denn die scharfe Kontrolle über sein Leben und Tun hätte ihn entlarvt. Dies ist auch der tiefere Grund für den Mangel der Wunder in seinem Leben. Das, was dieser Art über ihn berichtet wird, gehört der nachkoranischen Legende an.

Mit der Einschiebung der Propheten hatte Mohammed ein Mittel geschaffen, durch das der in der Abkehr von Gott lebende Mensch auf den Weg des Glaubens, auf die Bahnen des Guten hätte geführt werden können, und man sollte meinen, er habe diesen

Zweck mit der Vermittlung der Offenbarung auch im Auge gehabt. So wenigstens muß man manche Koranstelle verstehen, wie: „Dieses ist fürwahr eine wichtige Botschaft; wer darum will, ergreife den Weg zu seinem Herrn" (Sure 76, 29) und: „Der Koran ist eine Mahnung für alle Menschen" (Sure 6, 90). Doch, wie wir schon oben bei Besprechung der Natur des Menschen, der den Trieb zum Guten und zum Bösen in sich birgt, gesehen, die Hinneigung zum Glauben, zum Guten, ist nicht ein Akt der freien Entschließung des Menschen — sein Wille ist auf diesem Gebiete vollständig lahm gelegt —, sondern eine Aeußerung der Macht Gottes. Diese drängt geradezu einen ganz bestimmten Teil der Menschen hin auf den Weg zur Hölle, und den andern, Allahs Auserwählte und Lieblinge, führt sie zum Himmel: „Gott führt in die Irre, wen er will, und leitet auf den rechten Weg, wen er will" (Sure 6), oder wie es in Sure 6, 125 heißt: „Wen Gott leiten will, dem macht er die Brust für den Islam (d. h. Hingebung) offen." Hierin liegt die unbedingteste Vorherbestimmung des Menschen. Der Islam ist dann aber nicht mehr eine freiwillige Hingebung *an*, sondern eine notgedrungene Ergebung *in* Allahs Willen. „Es waltet im Koran die Theorie der unbeschränkten Willkür Gottes in der Bestimmung des Menschenloses".[1]) Wie scharf und vernichtend klingt Sure 7, 177: „Wen Gott leitet, der ist wohl geleitet; wen er aber in die Irre führt, der gehört zu den Verlorenen. Wohl haben wir viele von den Geistern und Menschen für die Hölle geschaffen!"

B.

Doch auch dem Moslim ist in seiner Berufung zum Islam noch nicht volle Garantie für seine spätere Seligkeit geboten. „Die, welche glauben und gute Werke tun, ihrer wird ein unvergänglicher Lohn sein" (Sure 95, 6). Hiermit ist den Gläubigen eine zweifache Pflicht auferlegt: das treue Festhalten an der Lehre des Propheten und die Betätigung der Liebe zum Nebenmenschen; sie sind die beiden Hauptfaktoren der Seligkeit. Damit der Moslim diesen Forderungen gerecht werde, hat Mohammed zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Gelegenheiten die mannigfachsten Bestimmungen gegeben. Wie das ganze System seiner Glaubenslehren sich erst allmählich mit seinem steigenden Einflusse herausbildete, so erging es auch seinen sittlichen Vorschriften. Vieler von ihnen ist er sich anfangs sicherlich selbst nicht bewußt und über manche noch nicht völlig klar gewesen. Wie hätte er beim Beginne seiner Prophetentätigkeit auch z. B. an das Gebot der Bekämpfung der Ungläubigen durchs Schwert denken können, da er den Erfolg seiner Predigt und sein Waffenglück doch nicht voraussah! Ferner wissen wir aus der Tradition, daß die nähere Bestimmung über die Gebetswaschung einer ganz bestimmten Episode aus dem Leben Mohammeds ihre

[1]) v. Kremer a. a. O. p. 20.

Entstehung verdankt. Als nämlich auf einem Feldzuge des Propheten, auf dem ihn seine Frau Aischa begleitete, diese ihr Halsband verloren, wurde man durch das Suchen nach demselben aufgehalten und konnte nicht vor Sonnenuntergang die Wasserquelle erreichen. Damals gab Mohammed das Gesetz (Sure 5, 7): „O, ihr Gläubigen, wenn ihr euch zum Gebete anschicket, dann waschet euer Gesicht, eure Hände bis zum Ellenbogen, und reibet eure Köpfe und eure Füße bis an die Knöchel; seid ihr aber krank oder auf der Reise, so nehmet feinen reinen Sand und reibet euer Gesicht und eure Hände damit." Desgleichen erfuhr das Vierweibersystem seine genaue Fixierung erst ziemlich spät.

Um jedoch nach der Art, wie er sie bei den Juden sah, seinen Anhängern einen bestimmten, kurz gefaßten Kanon der Pflichten an die Hand zu geben, verfaßte er im Anschluß an den Dekalog des Moses einen ähnlichen Kodex, der aber nicht zehn, sondern zwölf Gebote enthielt. Ganz ausführlich erscheint derselbe zuerst in Sure 17 und später in gekürzter Form in Sure 6. Diese Suren gehören beide der mekkanischen Periode an. Aber auch in Medina macht Mohammed wieder auf dieselben aufmerksam, wie Sure 4, 40 beweist. Dazu kommen manche andere Stellen des Koran, in denen in unvollständiger Form die genannten Pflichten angeführt werden. Wir entnehmen daraus, daß Mohammed diese seine zuerst gegebene Zusammenstellung der wichtigsten ethischen Pflichten als die Unterlage seiner ganzen Moral angesehen wissen wollte und sicherlich bestrebt war, alle seine späteren diesbezüglichen Anordnungen nur in der Form von Erläuterungen oder Erweiterungen erscheinen zu lassen. Deshalb sei dieser Pflichtenkodex — wie ihn Grimme a. a. O. S. 116 ff. zusammenstellt — hier erwähnt. Sure 17, 23—40:

I. Mache nicht neben Allah einen anderen Gott, auf daß du dereinst nicht verurteilt und hilflos dasitzest.

II. Angeordnet hat dein Herr: Ihr sollt nur ihm allein dienen und

III. die Eltern mit Güte behandeln, mag nun einer von ihnen, oder mögen beide in deinem Hause ihr Alter verbringen; und sage nicht pfui und rede nicht unfreundlich, sondern ehrerbietig mit ihnen und neige zu ihnen den Fittich der Unterwürfigkeit aus liebreichem Sinne und bete: Herr, sei barmherzig gegen sie, gleichwie sie mich erzogen haben von klein auf. — Euer Herr kennt am besten und weiß in allen Fällen die Gesinnung eurer Seele, wenn ihr gerecht sein wollt.

Gegen die Bußfertigen aber ist er voll Verzeihung.

IV. Und gib den Verwandten, Bettlern und Wanderern den Anteil, der ihnen zukommt; doch falle dabei nicht in Verschwendung; denn die Verschwender sind Brüder des Satans, und der Satan war voll Undank gegen seinen Herrn.

Wenn du ihnen etwas abschlagen mußt, weil du selbst auf die Barmherzigkeit deines Herrn angewiesen bist und von ihr hoffst, so sprich wenigstens zu ihnen ein freundliches Wort.

Laß deinen Arm weder unbeweglich an deiner Schulter sein, noch reiche mit ihm, so weit du nur eben kannst; sonst wirst du einmal verachtet und bloß dasitzen.

Gott verleiht das tägliche Brot, wem er will, und sorgt vor; denn er erkennt und sieht seine Diener.

V. Tötet nicht eure Kinder aus Sorge vor Verarmung, denn wir nähren sie und euch; es ist aber ihre Tötung ein großer Irrwahn.

VI. Begehet nicht Unzucht, sie ist Schändlichkeit und Sünde.

VII. Tötet nicht die von Gott für unverletzlich erklärte Seele, es sei denn nach dem Recht; wer aber mit Unrecht getötet wird, dessen Anwalt verleihen wir Vollmacht (zur Rache), falls er nicht die Grenze im Töten überschreitet, und Beistand.

VIII. Rühret nicht das Gut der Waisen an, außer zu ihrem Besten, bis sie zu ihren Mannesjahren kommen und

IX. haltet den Vertrag; denn er wird eingefordert.

X. Gebet volles Maß, wo ihr meßt, und wägt mit rechter Wage; das ist die beste und schönste Weise.

XI. Verdächtige nicht, wenn du nichts Sicheres weißt; denn von Ohr, Auge und Herz wird einst Rechenschaft gefordert.

XII. Schreite nicht übermütig auf Erden; denn die Erde wirst du nicht spalten können und bis zur Höhe der Berge nicht reichen.

Diese Zusammenstellung regelt das Verhältnis zu Gott in den zwei ersten, die Pflichten gegen Verwandte und andere näherstehende Personen in den beiden folgenden und die Beziehungen zu allen übrigen Menschen in den acht letzten Geboten.

Im ersten Gebote wird der Glaube an Allah gefordert. Doch dieses nicht allein. Mag auch Mohammed sich anfangs hiermit begnügt haben; später verlangte er mehr. Es gab Gläubige, welche wohl ihren Götzen den Abschied gegeben und Allah allein deren Platz eingeräumt hatten, aber die übrigen Lehren Mohammeds unter die kritische Lupe nahmen. Darob trifft scharfer Tadel sie durch des Propheten Mund. Mohammed kommt dann immer mehr dazu, den Glauben auf alle von ihm geoffenbarten Wahrheiten auszudehnen und identifiziert denselben schließlich mit dem Gehorsam gegen Gott und seinen Propheten.

Das zweite Gebot macht den Gottesdienst zur Pflicht. Dieser erfährt in seiner Dreigestaltigkeit: Gebet, Wallfahrt mit Opfer und Fasten an verschiedenen Stellen des Koran seine genauere Bestimmung und Umgrenzung. Das Gebet geht fast ganz in genau vorgeschriebenen Formeln auf. Sein Inhalt ist meist sehr dürftig. Der

Gedanke, der in vielen variiert wird, kommt über den Ausdruck der eigenen Nichtigkeit und Unterwürfigkeit Gott gegenüber nicht hinaus. Die Gebetsvorschriften beziehen sich auf die Rezitation, die nicht zu laut, noch zu leise sein soll, ferner auf die Tageszeiten, in denen das Gebet gesprochen werden soll: bei Sonnenaufgang, bei ihrem Untergang und in der Nacht, wozu später noch die Verpflichtung für den Mittag kommt. Des weiteren wird für die Gläubigen die Kibbla, d. h. die Gebetsrichtung nach Mekka und in der oben[1]) angeführten Stelle die Gebetswaschung, die aber nicht nur mit Wasser, sondern auch mit Sand vorgenommen werden kann, angeordnet. In Anlehnung an den Sabbat der Juden und den Sonntag der Christen bestimmte endlich Mohammed einen besonderen Gebetstag, und zwar zum Unterschiede von jenen den Freitag.

Schon bei der Besprechung des Lebens Mohammeds haben wir gehört, daß derselbe bei seinem Verweilen in Medina den heidnischen Tempel in Mekka als Tempel Allahs, als Nationalheiligtum des Islam erklärte und zu seiner Rückeroberung aus den Händen der Ungläubigen aufrief. Es war ihm darum zu tun, um jeden Preis die Hauptstadt Arabiens in seinen Besitz zu bekommen. Deshalb nahm er auch die mit der Kaaba eng verknüpften religiösen Gebräuche, Opfer und Wallfahrt, in den Kreis der islamitischen Kulthandlungen auf. Denn nur auf diese Weise war es ihm möglich, Mekka zum Ziele aller Moslimen zu machen. Zwar machte er die viermalige jährliche Wallfahrt nach der Hauptstadt und das Opfer daselbst nirgendwo zur Pflicht, aber er übte sie selbst, und das genügte, um den Gläubigen wenigstens die einmalige Wallfahrt später als pflichtmäßig erscheinen zu lassen. Zudem verabsäumte es Mohammed nicht, einen seiner bedeutendsten Vorgänger im Prophetenamte, Abraham, hierin gesetzgebend auftreten und Wallfahrt und Opfer vorschreiben zu lassen.

Aus dem ursprünglich heidnischen Statut über die heiligen Monate, in denen jegliche Fehde ruhte und zu Wallfahrt und Opfer Gelegenheit gegeben war, übernahm Mohammed für den Islam nur die Festlegung des Ramadan als Fastenmonat. Dies hat — wie Sure 2, 181 erzählt — noch seine besondere Bewandtnis: „Im Monat Ramadan, in welchem der Koran offenbart wurde als Leitung für die Menschen und deutliche Lehre des Guten, werde von denen, die gegenwärtig sind, gefastet; wer aber krank oder auf Reisen ist, faste zu einer anderen Zeit." Das Fasten erstreckte sich auf die Dauer des Tages; bei Anbruch der Nacht durfte Speise und Trank genossen werden. Außer dem Ramadan konnten aber für besondere Vergehen noch andere kürzere oder längere Zeitabschnitte als Bußfasten angesetzt werden.

Auch mit der bei den Juden peinlich genau beobachteten Bestimmung über das rituell Unreine hat sich Mohammed beschäftigt

[1]) Vergl. p. 373.

und daraus in milderer Form folgende Verpflichtung hergeleitet: „Sprich, nicht finde ich in dem, was mir geoffenbart wurde, daß etwas dem Genusse verboten sein soll, außer es wäre verendetes Vieh oder ausgeschüttetes Blut oder Schweinefleisch oder Lästerliches, was einem anderen zu Ehren als Allah geschlachtet wurde; wer aber ohne eigene Lust oder Uebertretung dazu gezwungen wird, dem wird Gott verzeihen" (Sure 6, 146).

Eine weitere Form der Gottesverehrung und zwar diejenige, welche den Islam am weitesten von allen anderen monotheistischen Religionen entfernt, ist der Glaubenskrieg. Dieses Gebot Mohammeds wurde in seiner ganzen Ausdehnung und Schärfe erst gegen Ende seiner Prophetentätigkeit für die Gläubigen verpflichtend. Zum ersten Male spricht Mohammed davon nach seiner Flucht. Er gebietet jedoch nur, die Waffen gegen diejenigen zu ergreifen, welche ihn mit seinen Anhängern wegen ihres religiösen Bekenntnisses aus der Heimat vertrieben. Später zieht er die Grenze weiter und dehnt den Kampf auf alle Ungläubigen, soweit sie offensiv vorgehen, aus. Zum Schluß aber läßt er auch diese letzte Schranke fallen und feuert seine Leute mit den größten Versprechungen, deren er fähig ist, mit der Aussicht auf den höchsten Lohn im Jenseits, zum tätlichen Vorgehen gegen alle Ungläubigen auf.

Das dritte, vierte und fünfte der mohammedanischen „Zwölfgebote" regelt das Verhältnis zu Verwandten und denjenigen Nebenmenschen, welche einen besonderen Anspruch auf Mildtätigkeit haben, als da sind Bettler und Wanderer.

Den Kindern wird die Dankbarkeit gegen ihre Eltern, sowie das Gebet für sie zur Pflicht gemacht. — Das Almosen an die Armen ist von besonderem Werte und sühnt Vergehen. Dabei ist eine heimlich gespendete Gabe verdienstlicher als eine in conspectu omnium überreichte. Auch das „Almosen für Gott" wird wärmstens ans Herz gelegt; es besteht in der Bestreitung der Kosten, die in großer Höhe durch die ausgedehnten Glaubenskriege erwachsen mußten. Verwerflich dagegen ist die zwecklose Verschwendung der Reichtümer, die sich durch eine unkluge Verteilung derselben an Unwürdige kennzeichnet. — Den Eltern wird im fünften Gebote auch die Tötung ihrer Kinder untersagt und damit einer barbarischen Sitte entgegengetreten, die aus Utilitäts- und sakralen Gründen sich bei den heidnischen Arabern festgesetzt hatte. Viele Kinder, namentlich solche weiblichen Geschlechtes, waren der brutalen Hinmordung seitens herzloser Eltern, die sich auf diese Weise eines überflüssigen Familienballastes glaubten entledigen zu dürfen, zum Opfer gefallen, und andere wiederum hatten für eitlen Götzenwahn, um die zürnenden Götter zu besänftigen, ihr Leben lassen müssen. Dieser Brutalität und religiösen Verirrung trat Mohammed energisch entgegen.

Die Gebote VI bis XII sind der Sittlichkeit und dem korrekten Verhalten im Verkehr mit dem Nächsten gewidmet. Die Materie des sechsten Gebotes deckt sich mit derjenigen des gleichen jüdischen

und christlichen. Auch der Zweck mag derselbe sein: Sicherung einer bestimmten Sittlichkeit. Nur die Umgrenzung des Gebietes ist eine verschiedene. Mohammeds diesbezügliche Bestimmungen sind wohl die am schwächsten begründeten und deshalb in der Folgezeit auch für das soziale Leben des Islam so äußerst verderblich wirkenden. Lange Zeit hat er es daher auch nicht gewagt, in diesem Punkte genaue Gesetze zu geben, einesteils weil er den Widerstand der in langjähriger Gewohnheit an der Polygamie festhaltenden heidnischen Araber fürchtete, und anderenteils weil er sich für seine eigene Person hierin die weitgehendsten Freiheiten zu wahren wünschte. Besaß er doch selbst gleichzeitig mindestens elf legitime Frauen neben mehreren in ehelichem Verhältnis zu ihm stehenden Sklavinnen. Hierdurch nahm er unter allen Moslimen eine Ausnahmestellung ein, die er auf ein direktes himmlisches Privilegium zurückzuführen sich erlaubte. Denn für alle anderen Gläubigen gab er später — es war nach der Schlacht bei Ohod — ein Ehegesetz, nach dem es denselben gestattet ist, bis zu vier legitimen Frauen zu besitzen und daneben nach Belieben noch mehrere Sklavinnen. Mit dieser Bestimmung ist natürlich für einen Christen der Begriff Ehe vollständig unvereinbar, und es will unter solchen Umständen wenig mehr heißen, noch von einem Gebot der Sittlichkeit zu sprechen. Hier sind die Grenzen des Erlaubten so weit gezogen, daß das Unerlaubte kaum mehr des Verbotes wert ist. Der Ausschweifung des Mannes ist Tür und Tor geöffnet, während freilich die Frau, der Freiheit völlig bar, in enge Fesseln geschlossen ist.

Das siebente Gebot verbietet die Tötung des Nebenmenschen mit Ausnahme derjenigen Personen, an denen die Blutrache genommen wird: ein Freier für einen Freien, ein Sklave für einen Sklaven, ein Weib für ein Weib. Desgleichen ist es dem Manne erlaubt, seine ehebrecherische Gattin zu töten, und geradezu Pflicht für den Moslim, dem hartnäckig im Unglauben Verharrenden das Leben zu nehmen.

Die folgenden Gebote VII bis XII bedürfen keiner weiteren Erklärung. Sie sind durch ihren eigenen Wortlaut leicht verständlich.

Damit haben wir einen Ueberblick über die gesamte Moral des Koran genommen, ohne uns jedoch in die einzelnen ausführenden und genauer erklärenden Details der Hauptgesetze allzuweit zu verlieren. Es seien nur noch zwei gegen Ende der medinensischen Periode aufkommende Bestimmungen über Verbot des Diebstahls, Glückspiels und Weingenusses angeführt: „Einem Diebe und einer Diebin hauet die Hände ab zur Strafe dessen, was sie begangen" (Sure 5, 42), und: „O, ihr Gläubigen! Wahrlich der Wein, das Spiel und das Loswerfen ist verabscheuungswürdig und ein Werk des Satan" (Sure 5, 92).

Ueber das Schicksal der Seele direkt nach dem Tode weiß der Koran nur weniges und auch dies nur in unbestimmter Weise mitzuteilen. Gott „nimmt die Seelen der Menschen zu sich in der

Stunde ihres Todes" (Sure 39, 43). Lohn und Strafe scheinen dann noch nicht einzutreten. Diese kommen erst zur Geltung am Tage des allgemeinen Weltgerichts. Dasselbe wird sich unter gewaltigen Naturerscheinungen ankündigen. Dann ertönt der Schall der Posaunen, die Menschen ergreift Furcht und Entsetzen, und sie eilen in Scharen zum Gerichte. Mit ihnen vereinigen sich die aus dem Grabe erstehenden Toten, die der allmächtige Gott wieder ins Leben gerufen. Gott erscheint auf einem von Engeln getragenen Throne und läßt sich unter den Menschen nieder. Dann beginnt das Gericht. Das himmlische Buch, in dem die Taten eines jeden verzeichnet sind, wird erschlossen, und jeder erhält ein Blatt, auf dem sein Lebenslauf verzeichnet ist, in die Hand. Derjenige, dem es in die rechte Hand gegeben wird, liest darauf seine Belohnung; derjenige, der es in die linke Hand erhält, erblickt darauf sein Verdammungsurteil. Die ersteren treten nun zur Rechten, die anderen zur Linken Gottes, und dann erfolgt die Trennung in Himmel und Hölle. Die Guten gehen ein in den Paradiesesgarten, der in der märchenhaftesten Weise mit sinnlichen Freuden aller Art ausgestattet ist. Viele Suren beschäftigen sich mit der Darstellung dieser auserlesenen Genüsse. Einen Begriff davon möge Sure 76 geben: „Darum wird Gott sie befreien von dem Uebel dieses Tages und Heiterkeit und Freude auf ihrem Angesichte glänzen lassen und sie belohnen für ihre ausharrende Geduld mit einem Garten und mit seidenen Gewändern, und sie werden dort ruhen auf Lagerkissen und weder Sonne noch Mond erblicken. Die Schatten dort werden sich nahe über ihnen ausbreiten, und die Früchte werden tiefer herabhangen, damit sie leicht gepflückt werden können. Und die Aufwärter werden um sie herumgehen mit silbernen Kelchen und Bechern und mit glashellen Silberflaschen, deren Maß sie nach eigenem Wunsche bestimmen können. Man gibt ihnen dort zu trinken aus einem Becher Wein mit Ingwer-Wasser aus einer Quelle, welche Salsabil heißt. Zu ihrer Aufwartung gehen um sie herum ewig blühende Jünglinge; wenn du sie siehst, hältst du sie für ausgestreute Perlen, und wo du hinsiehst, erblickst du Wonne und ein großes Reich. Ihre Gewänder sind aus feiner grüner Seide und aus Sammet, durchwirkt mit Gold und Silber, und geschmückt sind sie mit silbernen Armbändern, und ihr Herr wird ihnen das reinste Getränk zu trinken geben und sagen: Dieses ist euer Lohn und der Dank für euer eifriges Streben." — Zu bedauern werden im mohammedanischen Himmel die Frauen und Kinder sein; denn die meisten Freuden kommen nur den Männern zu gute.

So groß die Freuden des Paradieses sind, so schrecklich sind die Qualen der Gahannam, der Hölle. Die Verdammten werden mit dem schlimmsten Lose bedacht und besonders unter der Glut des fürchterlich wütenden Feuers zu leiden haben: „Hinab in den Schatten des Höllenrauches, der in drei Säulen aufsteigt, nicht Schatten beut, sondern Glut, die nichts abwehrt. Ihre Klüfte werfen Funken, hoch

wie Türme und rotgelb wie Kamele." So lautet ferner Allahs Urteil über die Bösen am jüngsten Tage Sure 77, 30—33: „Zu trinken bekommen sie aus siedend heißer Quelle, und nichts anderes erhalten sie zu essen als Dornen und Disteln" (Sure 88). Daran reihen sich, wie in manchen Suren noch zu lesen ist, viele andere Martern. Die Wacht über alle Höllenbewohner übernehmen, wie früher bemerkt wurde, Engel, Zabanja genannt. Die Freuden der Seligen sowohl wie die Leiden der Verdammten dauern ewig.

V.

Das sind in großen Zügen die Hauptlehren des Koran. Sie waren für den seit beinahe anderthalb Jahrtausenden bestehenden Mohammedanismus oder Islam von grundlegender Bedeutung. Wohl bin ich mir bewußt, mit der Koranbesprechung kein allgemeines und vollständiges Bild des islamitischen Religionssystems entworfen zu haben; denn Koran und derzeitige Religionslehre des Islam ist nicht dasselbe. Ebensowenig wie Mohammed genügende Lauterkeit des Charakters besaß, um als Gottgesandter und Religionsstifter vor ein Volk hinzutreten, ebensowenig war sein hinterlassenes „Offenbarungswerk" geeignet, die religiösen Bedürfnisse eines armen, unglücklichen, in Götzendienst und sittlicher Verkommenheit schmachtenden Volkes zu befriedigen. Wohl mögen den „Propheten" manche herrliche Eigenschaften des Gemütes umstrahlt und ihn vielen seines Volkes verehrungswürdig haben erscheinen lassen, wie Liebe zu den Bedrängten, Milde, Bescheidenheit, Einfachheit, Wohltätigkeit und Leutseligkeit, doch ihr Glanz wurde oft und fast vollständig verdunkelt durch die Schatten vieler Untugenden: Habsucht, Herrschsucht, Rachsucht, Grausamkeit und Unsittlichkeit. Um den letzteren, weil wichtigsten, Punkt nur zu berühren: Wie raffiniert ging Mohammed mit dem von ihm geoffenbarten Worte Gottes um, um seinen Harem zu bevölkern! Er läßt im Koran durch eine himmlische Stimme dem Volke verkünden, daß für den Propheten das unbeschränkteste Privilegium auf diesem Gebiete gelte. Warum? Der Grund ist ebenso klar wie unsittlich. Doch, gegen Ende seines Lebens wird ihm ein solches „Familienleben" zur Last; da muß der Koran abermals herhalten. Allah verkündet und zwar im Widerspruche mit seiner diesbezüglichen früheren Bestimmung: Es ist dir nicht erlaubt, noch mehr Weiber zu nehmen. — Mohammed wollte ein Mann des Gesetzes sein und stellte sich selbst nicht unter dessen Verpflichtung. Wie konnte er da ein religiöses Vorbild und erst recht ein Religionsstifter sein!

Und nun sein Lebenswerk, seine himmlischen Offenbarungen, der Koran! Ich habe schon oben erwähnt, daß die Frage, wo hier zwischen Selbsttäuschung und Betrug die Grenze gezogen werden

muß, wohl nie eine endgültige Lösung finden wird. Manche Punkte in dem Lehrsystem Mohammeds sprechen allerdings wenig zu seinen Gunsten. Wohl hat er sich für einen im Heidentum geborenen und erzogenen Araber in manchen seiner Lehren auf einen hohen religiösen Standpunkt emporgeschwungen und mit Ernst und Energie dem unsittlichen Leben und den sozialen Schäden unter seinen Stammesgenossen in einigen Fällen entgegenzuarbeiten gesucht. Diese seine Verdienste sollen ihm nicht geschmälert werden. Die Lehre vom einen Gott und der Unsterblichkeit der Seele war ein Emporführen des Volkes zu höchsten religiösen Ideen. Seine Gebote über Schutz des Lebens und Eigentums des Nächsten, über Kindes- und Elternliebe, über Fürsorge für die Waisen, seine Ausrottung des Kindes- und speziell des Mädchenmordes waren große sittliche Wohltaten, die er den Arabern erwies. Warum sollte man ihm solche Lehren und Gesetze auch nicht zutrauen können? Die höchsten geoffenbarten Religionen, die des Juden- und Christentums, waren ihm ja Vorbild und Quelle; und er hat dieselben, wie uns aus der Betrachtung des Koran ersichtlich, in ausgiebigstem Maße benutzt. Und doch trugen diese Dogmen und ethischen Prinzipien Mohammeds den Keim der Zersetzung, den Grund der später um sich greifenden Fäulnis in sich selbst. Vor allem ist hier die Unsicherheit und der Widerspruch, die sich in den Offenbarungen breit machen, zu nennen. Nicht weniger als 225 Verse des Koran gibt es, deren Lehren durch spätere widerrufen wurden. Mögen hierunter auch manche Vorschriften fallen, deren Gehalt nur in äußeren religiösen Kultbestimmungen aufgeht und die deshalb leichter eine Aenderung vertragen können; vieles betraf doch auch Punkte, die zum eigentlichen Lehrgebäude Bausteine abgeben sollten. Diese durften unbeschadet der Auktorität des von „Gott geleiteten Propheten" nicht durch andere ersetzt werden. Mohammed wurde darob auch scharf angegriffen. Er wehrte sich mit den ausweichenden Worten: „Wir widerrufen keinen Vers, es sei denn, daß wir dafür einen besseren hätten" (Sure 2, 106). Dazu kommt die Inkonsequenz in der Glaubenslehre und Willkür in der Sittenlehre. Allah läßt allen Menschen den Koran, die wahre Lehre und Hinführung zum Guten verkünden. In ihrem Willen sollte es also gelegen sein, sie anzunehmen oder nicht. Und doch gibt Gott einem Teil von ihnen hierzu nicht die Möglichkeit; denn er hat sie zur Verdammnis prädestiniert. Es fehlt ihnen der freie Wille bei der Wahl zwischen Gut und Böse. Was nützt ihnen da der Koran, wenn sie seinen Lehren nicht folgen können!

Ferner, wie willkürlich verfuhr Mohammed in der Fixierung der sittlichen Gesetze! Durch das sechste Gebot hat er die Unsittlichkeit, über die der Heide in seinem Gewissen entscheidet, eher gesetzlich gefördert wie eingedämmt. Denn warum darf der Moslim nun gerade vier und nur vier Frauen besitzen, und warum ist gerade dem „Propheten" hierin vollständige Freiheit gestattet? Dies

alles blieben offene Fragen, die Geist und Gemüt nicht befriedigen konnten. Dazu kam das zur Ausbreitung des Islam geforderte grausame Wüten mit dem Schwerte gegen alle „Ungläubigen", welches unmöglich auf des gütigen und barmherzigen und weisen Allahs Bestimmung beruhen konnte.

Endlich war von Mohammed in seinem ganzen Lehrsystem keine Anordnung getroffen für Erhaltung und Weiterführung seines Werkes.

Alle diese angeführten Mängel und Schwächen des jungen Islam mußten nach dem Tode Mohammeds den größten Wirrwarr unter seinen Anhängern hervorrufen und sie in verschiedene Lager trennen. So kommt es, daß der Koran zwar die Grundlage des heutigen Mohammedanismus bildet, aber auch zu den mannigfachsten religiösen Anschauungen und den verschiedensten Sekten, in denen uns derselbe heute entgegentritt, selbst Anlaß gab. Zwar wurde nach dem Tode Mohammeds Abu Bekr sofort als sein Stellvertreter — Halifa (Kalife) genannt — ausgerufen; doch seine nächsten Nachfolger, die die Macht auf staatlichem und kirchlichem Gebiete, ohne begründete Ansprüche darauf zu haben, an sich rissen, riefen bald eine gewaltige Revolution hervor, deren Resultat die Gründung einer zweiten höchsten geistlichen und weltlichen Gewalt — des Imamates — war. So war der Islam in zwei große Lager getrennt: die einen, die Sunniten, Anhänger der Tradition (Sunnah), im Westen unterstanden dem Kalifat, die anderen, die Schiiten (von schia = Partei, Sekte), im Osten erkannten das Imamat an. Die Sunniten blieben die bei weitem zahlreichsten. Sie nennen sich die Orthodoxen, die eigentlichen Anhänger Mohammeds, im Gegensatz zu den Schiiten, die sie wegen ihrer Verehrung für Ali, den vierten Kalifen, und wegen ihrer Verwerfung der mohammedanischen Tradition mit dem Titel „Sektierer" brandmarken.

Die Schiiten sowohl wie die Sunniten haben die Lehren des Koran weiter entwickelt und in Wort und Schrift einen regen wissenschaftlichen Austausch über dieselben in vielen sich bekämpfenden theologischen Schulen oder Sekten herbeigeführt. Das Grunddogma ist bei beiden dasselbe: „Es gibt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet", dem die Schiiten nur noch hinzufügen: „und Ali ist sein Vertrauter". Die Schiiten entfernten sich anfangs in einer stark rationalistischen Auffassung der Lehren Mohammeds ziemlich weit von den Anhängern der Sunnah, haben sich ihnen aber später wieder mehr genähert. Ihre Differenzen beziehen sich heute fast nur noch auf Aeußerlichkeiten, so z. B. auf die Frage über die Waschungen vor dem Gebete, über die Rezitation der ersten Sure usw. Daneben steht selbstverständlich Ali bei den Schiiten in hoher Verehrung.

Aber auch abgesehen von diesen beiden großen Spaltungen, die vielleicht eher politische als religiöse genannt werden können, kam es bei den orthodoxen Sunniten selbst zu gewaltigen Auseinander-

setzungen auf dem Gebiete der Glaubens- und Sittenlehre und der Kultvorschriften. Die sich widersprechenden Offenbarungen Mohammeds über die Vorherbestimmung des menschlichen Geschickes und den freien Willen gaben hierzu den nächsten Anlaß. So entstand schon im neunten Jahrhundert die Sekte der Mutazila, welche in scharfen Worten gegen Allahs unumschränkte Allgewalt anging und die Freiheit des Menschen verteidigte. In ihre Fußstapfen trat bald eine andere Schule, die der „lauteren Brüder". Ungefähr um das Jahr 1000 wurde jedoch von einem angesehenen Gelehrten ein Ausgleich zwischen diesen rationalistischen Richtungen und den orthodoxen Anhängern des Koran herbeigeführt, und die Glaubenslehren wurden im allgemeinen so festgelegt, wie sie noch heute Geltung haben. Der freie Wille des Menschen wird anerkannt, doch zu einer praktischen Betätigung desselben bei der Wahl zwischen Gut und Böse kommt es nicht. — Eine Lücke des Koran wurde entweder bei dieser Gelegenheit oder in der Folgezeit auch noch ausgefüllt: die Frage nach dem Verbleiben und Leben der Seele zwischen dem Tode des Menschen und dem allgemeinen Gerichte.

Das an die Sinnlichkeit des Volkes so äußerst große Zugeständnisse machende sechste Gebot des Koran konnte natürlich ebenfalls den edleren Naturen im Islam nicht genügen. Deshalb entstanden die an den Gelübden der Armut, Keuschheit und des Gehorsams festhaltenden Vereine der Derwische und die mit überspannten Bußübungen sich abplagenden Fakire.

Auch der Sufismus, dessen Wesen von allen Gelehrten nicht gleiche Beurteilung erfährt, verrät Mißbehagen mit dem sittlichen Leben der Moslimen; „es bewegt sich in ihm ein reiches, Gott suchendes Seelenleben, welches sich der christlichen Askese und der höheren Psychologie nähert". Wir dürfen ihn wohl mit der christlichen Mystik vergleichen; seine Anhänger suchen in die ewigen Wahrheiten nicht allein mit dem Verstande sondern mit dem Gemüte einzudringen. So heißt es in ihrem Programm: „Wir haben den Sufismus nicht durch Hin- und Herdisputieren, sondern durch Fasten und Preisgeben der Welt."

Im achtzehnten Jahrhundert entstand die Sekte der Wahabiten, welche mit allen Mitteln eine Wiederherstellung des alten Islam anstrebt.

VI.

Die Unzufriedenheit der Moslimen mit den zerrütteten staatlichen und kirchlichen Verhältnissen ließ schon seit Jahrhunderten vor ihren Augen das Bild des Mahdi, ihres Befreiers, Beglückers und Friedensfürsten erstehen. Der Ruf nach diesem Messias des Islam ist bis in unsere Tage hinein immer lauter und allgemeiner

geworden. Noch ist der Koran vielleicht das am meisten gelesene Buch. Doch von Frömmigkeit und gläubiger Hingebung an dessen Lehren kann beim Lesen desselben nicht die Rede sein. Man liest es aus Gewohnheit und vielfach auch aus Heuchelei. Der Islam ist zu reinem Formelwesen herabgesunken, das Verstand und Gemüt seiner Anhänger nicht befriedigen kann. Daneben herrscht der krasseste Aberglaube, der mit Märchen und Sagen für viele die einzige geistige Nahrung bildet. Die Sittlichkeit steht unter der des Heidentums. Möge diesem armen, durch einen falschen Propheten irregeleiteten Volke, einem Volke, das in dem scharfen Verstande und der reichen Phantasie so herrliche Geschenke des ewigen Geistes Gottes empfangen, in seiner Gesamtheit bald der richtige Mahdi — Christus —, wie er durch den Mund der opferwilligen Missionare verkündet wird, erscheinen und ihm zeitlichen Frieden und die Bürgschaft wahren ewigen Glückes bringen!

Verlag von Breer & Thiemann, Hamm i. W.

Bei Einrichtung bezw. Ergänzung von Schüler- u. Volksbibliotheken empfehlen wir zur Berücksichtigung unsere

Kleine Bibliothek.

Jedes Bändchen (broschiert) kostet 30 Pfg.

12 Nummern liefern wir zu Mk. 3.-

25 Nummern liefern wir zu Mk. 5.—

Letzte Nummern:

Nr. 64. Brentano, Klemens, **Das Märchen von Gockel, Hinkel u. Gackeleia.** Bearbeitet von Hans Eschelbach.

Nr. 65/67. Hebel, J. P., **Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes.**
— Auch gebunden zu 1,20 Mk. zu haben. —

Nr. 68/70. **Grimms Märchen.** Für Jugend und Volk ausgewählt und bearbeitet von J. Dierkesmann.
— Auch gebunden zu 1,20 Mk. zu haben. —

Nr. 71/75. Nießen, J., **Die beliebtesten Blumen und Zierpflanzen.** Ihre naturgeschichtlichen Merkmale, ihre Anzucht und Pflege.

Nr. 76. Eichendorff, Josef, Freiherr von, **Aus dem Leben eines Taugenichts.**

Nr. 77. Alberdingk Thijm, Jos. Alb., **Niederl. Erzählungen.**

Nr. 78. Goethe, J. W. von, **Hermann und Dorothea.** Herausgegeben von Dr. Karl Macke.

Nr. 79/80. Schiller, Friedr. von, **Die Jungfrau von Orleans.** Herausgegeben von Laurenz Kiesgen.

Nr. 81. Shakespeare, W., **Macbeth.** Herausgegeben von Dr. Karl Macke.

Nr. 82/83. Dickens, Charles, **Das Heimchen am Herde.** Deutsch von Hans Willy Mertens.

Nr. 84/85. Chateaubriand, F. R. A. de, **Atala. René.** Deutsch von Hans Willy Mertens.

Nr. 86/87. Lessing, **Minna von Barnhelm.** Herausgegeben von Laurenz Kiesgen.

Nr. 88/89. Grillparzer, **Der Traum, ein Leben.** Herausgegeben von Hans Willy Mertens.

Nr. 90/92. **Goethes Gedichte.** Auswahl. Herausgegeben von Dr. Karl Macke, (Erster Band).

Der III. Band ist soeben erschienen.

160 Hefte je 50 Pfg.

Herders Konversations-Lexikon

Dritte Auflage. Reich illustriert durch * Text-Abbildungen, Tafeln und Karten *

8 Bde. geb. je M. 12.50

Der IV. Band erscheint Anfang 1905.

Verlag von Breer u. Thiemann, Hamm i. W.

Die Arbeiterschutzgesetze des deutschen Reiches.

1. **Das Krankenversicherungsgesetz.**
2. **Das Unfallversicherungsgesetz.**
3. **Das Invalidenversicherungsgesetz.**

Darstellung der Bestimmungen dieser Gesetze, soweit deren Kenntnis nützlich und für die Berechnungen notwendig ist,
nebst **Aufgaben,** unter Berücksichtigung der verschiedensten Verhältnisse,
bearbeitet von **K. Kamp,** Rektor in Bochum.
— Preis 10 Pfg. —

Das Invalidenversicherungsgesetz ist auch besonders erschienen unter dem Titel:

Das Invalidenversicherungsgesetz vom 13. Juli 1899,

bearbeitet von **K. Kamp,** Rektor in Bochum.

I. Teil: Darstellung der Bestimmungen des Gesetzes, soweit deren Kenntnis nützlich und für die Berechnungen notwendig ist.

II. Teil: Aufgaben unter Berücksichtigung der verschiedensten Verhältnisse.

— Preis nur 5 Pfg. —

Der gewerbliche Arbeitsvertrag.

Das Wichtigste des Arbeiterschutzgesetzes (Titel VII der Gewerbe-Ordnung) nebst den einschlägigen Gesetzesbestimmungen.
Für den Gebrauch des Arbeiters zusammengestellt von **Hermann Dreier.**
32 Seiten. Preis 20 Pfg.

Der ungewöhnlich billige Preis ermöglicht es jedem Arbeiter, sich mit den wissenswertesten Gesetzesbestimmungen vertraut zu machen; wer sich vor Nachteilen schützen will, dem kann die Anschaffung dieses nützlichen Büchleins nicht dringend genug empfohlen werden.